DIE GESCHICHTE VON PREUSSEN

Digitized by Google

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

IV.

Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500

Reprint © Archiv Verlag
Braunschweig

Preußische Geschichte II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich der Einzige.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. IV.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Einen bessern Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation.

Leopold von Ranke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Vierter Band.

Preußen unter seinen Königen im achtzehnten Jahrhundert [Zweiter Theil]

Friedrich Wilhelm als Landesvater.

Jugendzeit des Kronprinzen 3
Vom Regierungsantritt bis zum Frieden mit Schweden 13
Das Heerwesen 23
Lebensweise und Wesen des Königs 30

Friedrich Wilhelm I. als Vater des Hauses.

Kronprinz Friedrich und Prinzessin Wilhelmine 52
Politische Zustände 62
Der Fluchtversuch des Kronprinzen und seine Folgen 77
Rückkehr und Vermählung Friedrich's 90
Friedrich in Rheinsberg 95
Letzte Lebenszeit und Tod Friedrich Wilhelm's I. 101

Beiläufer Friedrich's des Großen (1740—1786).

Regierungsantritt 109
Der erste Schlesische Krieg 117
Der zweite Schlesische Krieg 129

Friedensjahre bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges.

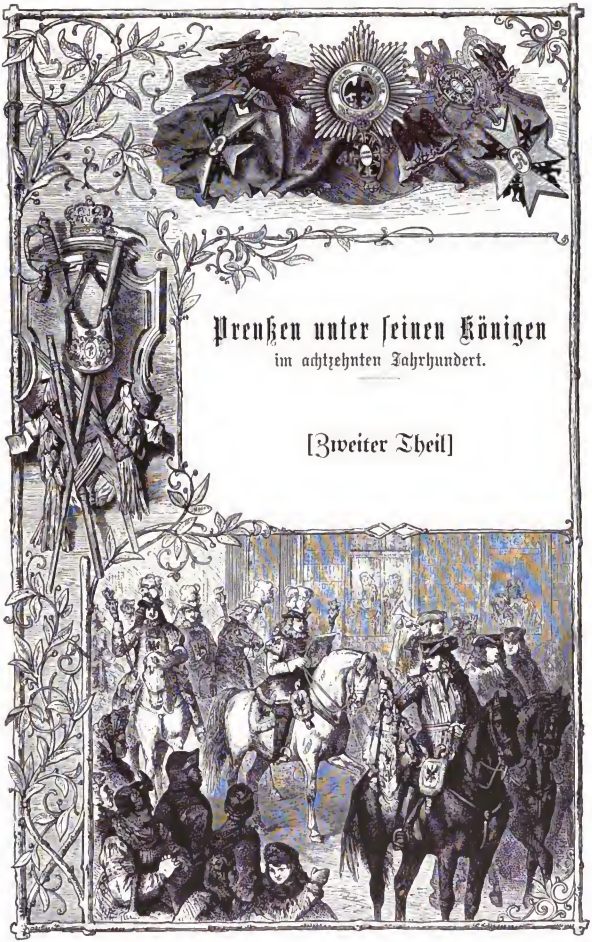
Leben in Sanssouci 140

Der Siebenjährige Krieg.

Seite
Ursachen des Krieges 149
Das Kriegsjahr 1756 158
Das Kriegsjahr 1757 162
Das Kriegsjahr 1758 179
Das Kriegsjahr 1759 184
Das Kriegsjahr 1760 189
Das Kriegsjahr 1761 200
Das Kriegsjahr 1762 202
Letzte Kriegszeit und Friedensschluß 205

Vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Friedrich's II.

Heilung der Wunden des Krieges 213
Erste Theilung Polens 217
Der bayerische Erbfolgestreit 224
Regententhätigkeit im Innern 228
Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen 237
Beginn der neuen klassischen Literaturperiode im achtzehnten Jahrhundert 243
Letzte Lebenszeit Friedrich's II. 257



Preußen unter seinen Königen
im achtzehnten Jahrhundert.

[Zweiter Theil]

Nach der Thronbesteigung.

Friedrich Wilhelm als Landesvater.

Jugendzeit des Kronprinzen.

Im Hinweis auf den im letzten Abschnitt geschilderten Sittenverfall dürfen wir behaupten: es ist als eine Gottesfügung zu betrachten, daß der Wille, das fremdländische Wesen, vornehmlich das Franzosenthum, abzuweisen und der deutschen Sitte und Eigenart Raum zur Entfaltung ihrer Innerlichkeit zu verschaffen, in der Seele eines deutschen Fürsten in einer solchen Stärke auftrat, wie sich dies in höherem Grade weder zuvor noch nachmals bei einem deutschen Regenten bemerkbar gemacht hat. — Friedrich Wilhelm I., der Nachfolger König Friedrich's I., war der Mann, welcher während der Periode allgemeiner Sittenverderbniß durch sein Beispiel, ja selbst mittels Zwanges alte gute deutsche Sitten wieder zu Ehren zu bringen suchte. Ein urkräftiger Germane, ein Mann von altem Schrot und Korn, bisher in Schweigsamkeit gehalten von der Ehrfurcht, die er seinem königlichen Vater zollte, tritt er, als kaum das Diadem der Herrschaft seine Stirn berührt hatte, plötzlich in seiner wahren Natur in die französirte Welt des Hoflebens ein, um all den flunkernden Flitter, der ihm längst bis in den Tod zuwider gewesen war, weit hinweg zu fegen. Seine Hand war eisern und dabei nicht von einem „Sammthandschuh bedeckt." —

Wir müssen es im Hinblick auf den Segen, den Friedrich Wilhelm uns gebracht, hinnehmen, daß er bisweilen — wir werden davon noch zu reden haben — zu weit griff, daß er neben vielem Schlimmen auch einzelnes Gute vernichtete oder abwehrte. Es sei gestattet, hier noch einmal darauf zu verweisen, wie der Hauptschlüssel zur Beurtheilung geschichtlich hervorragender Personen in dem Zusammenhange mit der kulturgeschichtlichen Entwicklung ihrer Zeit liegt, daher es nothwendig ist, denselben sich möglichst zu vergegenwärtigen.

Friedrich Wilhelm ward in dem Jahre des Regierungsantritts seines Vaters (1688) in dem Schlosse zu Berlin geboren. Als man der Mutter der Kurfürstin, die auf die frohe Kunde von der glücklichen Niederkunft ihrer Tochter aus Hannover herbeigeeilt war, den neugeborenen Enkel überbrachte, brach sie in Freudenthränen aus und konnte nicht Worte genug finden, seine Gesundheit, seine kräftigen Gliedmaßen und seine hellen Augen zu rühmen. Es war nicht zu verwundern, wenn die glückselige Großmutter in dem jungen Kinde einen kleinen Herkules in der Wiege sah.

Die fürstlichen Eltern dachten vor allen Dingen bald daran, dem Prinzen eine tüchtige Erzieherin zu geben. Eine solche fanden sie in der Frau von Rocoulles, einer französischen Protestantin, die sich, ihre Mutter und ihre beiden Töchter mit bewunderungswürdiger Kühnheit während jener Verfolgungen durch den Fanatismus des Hofes (Dragonaden) aus Frankreich nach Deutschland gerettet hatte. Sie verwaltete ihr Amt mit der größten Hingebung, doch machte ihr der mehr und mehr erwachende Eigenwille des Prinzen viel zu schaffen. Eines Tages sprach sie gegen den etwa fünfjährigen Prinzen die Drohung aus, ihm, einer Unart wegen, das Frühstück vorenthalten zu wollen. Als sie sich danach auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer begiebt, geht der Prinz zum Fenster, öffnet es und stellt sich — es war im dritten Stockwerk des Schlosses — auf die äußere Brüstung desselben. Man denke sich den Todesschrecken der armen Frau, als sie den Prinzen in dieser höchst gefährlichen Stellung findet. Auf seine Drohung, sich hinabzustürzen, wenn ihm nicht das Begehrte sogleich gebracht werde, fand der Eigensinn des Prinzen natürlich unbedingt Berücksichtigung. Die Frau von Rocoulles zitterte noch an Händen und Füßen, als Friedrich Wilhelm schon am Tische saß und das schnell herbeigeholte Frühstück in aller Seelenruhe verzehrte.

Aehnliche Auftritte bestimmten die fürstlichen Eltern schon jetzt, die Erziehung ihres Sohnes einem tüchtigen Offiziere anzuvertrauen, und sie erwählten zu dem Amte eines Oberhofmeisters des Prinzen den Grafen Alexander Dohna. Pöllnitz sagt von ihm: „Er war von schönem Wuchs und von einnehmendem Aeußern. Seine Sitten waren streng und stoisch; er war gottesfürchtig. Rechtschaffenheit und Ehrgefühl leiteten ihn in allen seinen Handlungen. Da er aber von Jugend an bei dem Heere gedient, hatte er ein stolzes, hochmüthiges und befehlendes Wesen angenommen."

Ein schon frühzeitig auffallend an dem Prinzen hervorstechender Zug war der, daß er Pracht nicht liebte. Faßmann erzählt: „Es war für den Prinzen ein mit Gold stark bordirtes erstes männliches Kleidchen gemacht worden, das Sie mit einer ziemlichen Zufriedenheit angesehen, dasselbe sich auch mit aller Gelassenheit haben anlegen lassen. Als man hingegen auch dem jungen Herrn einen Schlafrock von Brocat vorgelegt, hat er ihn erstlich von hinten und vorne, auch von innen und außen genau betrachtet, alsdann aber denselben ergriffen und ihn in das Feuer geschmissen, welches, weil es zur Winterzeit gewesen, in einem Kamin sehr stark gebraunt." — „Durch diesen Vorgang", sagt Faßmann weiterhin, „hat die Natur zu erkennen gegeben, daß der Prinz dereinst ein Feind von aller übermäßigen Pracht sein würde."

In der Instruktion, die der Oberhofmeister empfing, heißt es unter Anderm:

„Insonderheit muß der Kurprinz von der Majestät und Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm allezeit eine heilige Furcht und Verehrung vor Gott und dessen Geboten beiwohne: denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten. Und gleich wie andere Menschen durch Belohnungen und Strafen der höchsten Obrigkeit vom Bösen ab- und zum Guten angehalten werden, also muß solches allein die Furcht Gottes bei großen Fürsten, über welche kein menschliches Gericht Strafe oder Belohnung erkennet, aufwecken. Und geschiehet solches, wenn sie von der Majestät und Gerechtigkeit Gottes wohl persuadiret sein, und daß, ob sie gleich über alle Menschen, dennoch Gott

über sie, und sie vor demselben nur Staub und Asche sind, vor welchem sie auch dermaleinst von ihrer Regierung, ja auch von jedem unnützen Worte ebensowol werden Rechenschaft geben müssen, als der geringste ihrer Unterthanen.

Der Kronprinz im zwölften Lebensjahre. Nach dem Bilde von Le Brun.

„Und damit der Kurprinz solches um so leichter und besser fassen möge, kann man Ihm die Exempel derjenigen Könige und Fürsten, welche Gott wegen ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht mit einer glücklichen Regierung gesegnet und groß gemacht, wie auch im

Gegentheil die Exempel derer, welche durch Abwendung von Gott und eine lasterhafte Conduite sich und ihre Lande in alles Unglück gestürzt, unnachläßig vorhalten."

Der schöne Knabe hatte eine außerordentlich zarte Gesichtsfarbe. Allen, namentlich seiner Mutter, gefiel das sehr, ihm dagegen behagte es durchaus nicht. Er wünschte sich das wetterbraune Ansehen der Kriegsleute. Eines Tages findet ihn die Mutter in der Sonne liegen, wie er eben sein Gesicht mit einer Speckschwarte reibt, um mit Gewalt das ihm verhaßte blendende Weiß hinwegzubringen. Doch seine Haut war von solcher Weiße, daß selbst Mittel dieser Art nicht zum gewünschten Ziele führten. — Da am Berliner Hofe, wie überall an den deutschen Fürstenhöfen, fast nur französisch gesprochen wurde, so lernte der Prinz sich in der französischen Sprache bald fertig ausdrücken. Nicht so in seiner Muttersprache, die er fast nur von niederen Personen und Landleuten sprechen hörte, daher es kam, daß er auch später nur das etwas derbe und grobkörnige Deutsch der gewöhnlichen Leute schrieb und sprach.

Friedrich Wilhelm hatte das zwölfte Jahr erreicht, als sich sein Vater nach Königsberg begab, um sich die Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Er begleitete denselben, war also Zeuge aller der großartigen Feierlichkeiten, die dort stattfanden; auch sein Titel erhöhte sich, indem er von dem Augenblicke an, in welchem die Krönung vollzogen ward, nicht mehr Kurprinz, sondern Kronprinz hieß. — Es ist dem Leser bekannt, daß Friedrich bei dieser Gelegenheit den schwarzen Adlerorden stiftete. Der Kronprinz war der Erste, der den Ritterschlag von dem König empfing.

Dem Leser ist es ferner erinnerlich, daß es am Hofe Sitte geworden war, Geld mit vollen Händen auszustreuen. Des Prinzen Art dagegen, mit dem Gelde umzugehen, hatte ihn früh schon in den Ruf eines jungen Geizhalses gebracht. Es ist noch jetzt ein Ausgabebuch von ihm — „Rechnung über meine Dukaten" — vorhanden, das er von seinem zehnten bis zwölften Jahre geführt hat, aus dem einerseits zu ersehen ist, daß er jede, auch die kleinste Ausgabe, sorgfältig vermerkte, aus dem aber andererseits auch hervorgeht, daß er den Nothleidenden oft und reichlich von dem Seinigen spendete.

In seinem dreizehnten Lebensjahre bestieg der Kronprinz zum ersten Male ein Pferd, und der Vater, der es liebte, jedes Begegniß des Hauses zu feiern, ließ zum Andenken an diesen Tag eine Schaumünze prägen, die den Kronprinzen zu Pferde zeigt, und die für die Anschauungen jener Zeit charakteristische Umschrift: „praeludia regni" (Vorspiel der Regierung) trägt. Der Hofpoet, Herr von Besser, suchte auch seinerseits zur Verherrlichung des Tages durch ein Gedicht beizutragen, in welchem Machwerke es unter Anderm heißt:

„Ich wünsche, daß, wie du des Staates Ebenbild
Jetzt, ein gezäumtes Pferd, lernst nach der Regel führen,
Also der Unterthan, was deine Reitkunst gilt,
Dereinst in deiner Kunst des Herrschens werde spüren."

Zu Vergleichen solcherlei Art verstieg sich die Muse der damaligen Hofdichtkunst. Ein „Wandeln auf der Menschheit Höhen" war das freilich nicht. — Bald zeichnete sich der Kronprinz als Reiter und Jäger aus. In dem Wusterhausenschen Forst erlegte er manches Stück Wildpret. Daher mag es gekommen sein, daß ihm das Jagdschloß zu Wusterhausen (drei Meilen von Berlin) auch noch in späterer Zeit ein Lieblingsaufenthalt geblieben ist.

Da man in der Wahl der Fachlehrer des Kronprinzen keinesweges glücklich gewesen war, hielt seine geistige Entwicklung mit seiner körperlichen nicht gleichen Schritt. Es fehlte nicht an Auftritten der Heftigkeit und des Trotzes, doch wurde sein rechtschaffener und ehrenhafter Sinn immer nur auf kurze Zeit durch leidenschaftliche Aufwallungen entstellt.

Da er schon seit früher Jugend mit Leib und Seele dem Soldatenstande zugethan war, so erregte es in ihm eine außerordentliche Freude, als ihm vom Vater gestattet wurde, sich aus einer Zahl adeliger Knaben eine Compagnie Kadetten zu bilden. Er war nun unermüdlich im Einexerziren, und bald brachte es seine Compagnie in ihren kriegerischen Uebungen zu großer Fertigkeit.

Der schon genannte Engländer Toland, der, wie bemerkt, zu den Abendgesellschaften der Königin Sophie Charlotte Zutritt hatte, spricht sich über den Prinzen sehr günstig aus. „Der Kronprinz", sagt er, „logirt auf dem Schlosse zu Berlin und hat noch bis Dato kein anderes Lustschloß für sich als Wusterhausen, wo er zu jagen pflegt. Es hat die Natur der männlichen Gestalt dieses jungen Helden zugleich alle Schönheit und Ehrbarkeit des weiblichen Geschlechts mit eingedrückt. Denn er ist wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, sehr gnädig und freundlich, von einem guten Verstande und begierig, alle Dinge zu wissen, auch nicht unfleißig in den Studien, und zwar dies unter dem Grafen Dohna, welcher sein Hofmeister ist. Ich habe ihn öfter auf der Reitschule, auch seine anderen Exerzitien mit großer Approbation machen sehen. Es scheinet aus seiner Natur, nach seinem Alter, als ob er ein starker Herr werden würde; er ist sehr wohl proportionirt, doch thut auch sonst die Gestalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er nur sonst von der ansteckenden Seuche der Hoffuchsschwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahrt bleibt."

Nun, vor dem Pesthauch der „Hoffuchsschwänzerei" schützte den Prinzen seine natürliche Derbheit und Geradheit. Zwischen ihm und den heuchlerischen und schmeichlerischen Hofschranzen bestand, als er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, eine unübersteigbare Kluft, und es mochte die betreßten Herren manchmal eine Ahnung davon überkommen, daß die Tage ihres müßiggängerischen Lebens gezählt seien. Der Kronprinz behandelte sie, soweit es die Ehrfurcht gegen seinen königlichen Vater ihm nicht wehrte, mit völliger Nichtachtung, oder er trieb sogar seinen Spott mit ihnen. Einst trat er in das Vorzimmer des Königs und fand dort um den Kamin sitzend, in dem ein Feuer loderte, eine Zahl von Geheimen Räthen und Kammerherren. Es erfolgt allgemeine Erhebung und darauf eine so tiefe Beugung, daß die Locken der großen Pariser Allongeperrücken, mit denen die Häupter der Räthe und Kammerherren geschmückt waren, fast den Boden berührten. Der Prinz setzt sich zu ihnen und lenkt das Gespräch auf die Modethorheiten, für die so große Summen ins Ausland, namentlich nach Paris, wanderten. Natürlich finden seine Worte die „allerunterthänigste Beistimmung". „Ich bin sehr erfreut", sagt der Kronprinz, aus dessen hellen Augen der Spott blitzt, „daß Sie, meine Herren, mit mir so übereinstimmen, und ich darf ohne Zweifel hoffen, daß Sie mir Ihre Uebereinstimmung gern durch die That beweisen werden." Neue allgemeine Erhebung und tiefste Verbeugung. „Nun denn", ruft der Kronprinz, indem er seine kleine Stutzperrücke vom Haupte nimmt und sie ins Feuer wirft, „ich nehme die Herren beim Wort; ein Hundsfott, der mir's nicht nachthut!" Wie die Herren einige Augenblicke verblüfft einander anschauten — es war ein Gaudium ohne Gleichen für den Kronprinzen. Aber was half es? Einer nach dem Andern nahm den theuren Schmuck von dem ehrwürdigen Haupte und überantwortete ihn den Flammen.

Die Einführung des Kronprinzen in den Staatsrath fand im Jahre 1705 statt. Um diese Zeit war er bereits auch Oberst und Inhaber eines Infanterieregiments. Damals trat auch schon die Liebhaberei an langen Soldaten in ihm hervor. Auch berichten Zeitgenossen aus jener Zeit, es habe sich klar erkennen lassen, nach welchen Grundsätzen Friedrich Wilhelm später regieren werde. Es sei nämlich von ihm eine Aeußerung des Cyrus als das klügste Wort im Alterthum in Bezug auf Regierungskunst bezeichnet worden. Dies Wort lautet: „Die sichersten Mittel, einem Volke, einem Lande, einem Königreiche ein dauerndes Glück zu bereiten, sind ein Heer ausgewählter Krieger und eine gute Haushaltung."

Verheirathung. Als Friedrich Wilhelm das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, ließ der König für ihn um die Hand der Prinzessin Sophie Dorothea, Tochter Georg Ludwig's, Kurfürsten von Hannover und Königs von England, werben. Nachdem das Jawort eingegangen war, reiste der Kronprinz nach Hannover, und es fand seine Verlobung mit Sophie Dorothea (im Juni 1705) statt. — Zeitgenossen rühmen die Schönheit, den Geist und die Herzensgüte der Braut außerordentlich.

„Sie war von hohem, schlankem Wuchse, ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und die blauen Augen voll Feuer, ihr schönster Schmuck. Ihre Hautfarbe war das zarteste Weiß,

welches durch das braune Haar noch mehr gehoben wurde. Alle diese äußeren Reize wurden noch erhöht durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens." — Wenige Tage nach der Verlobung begab sich der Kronprinz zur Armee nach den Niederlanden. Der Leser möge sich hier dessen erinnern, was über die Veranlassung und den Fortgang des Spanischen Erbfolgekrieges gesagt worden ist, an dem auch eine preußische Hülfsmacht Theil nahm. Hier fand Friedrich Wilhelm Helden vom echten Schlage, die ihm schon von Jugend an lieb und werth gewesen waren, so den Fürsten Leopold, den Prinzen Eugen, den Herzog von Marlborough. Wie es scheint, machte Marlborough den nachhaltigsten Eindruck auf ihn.

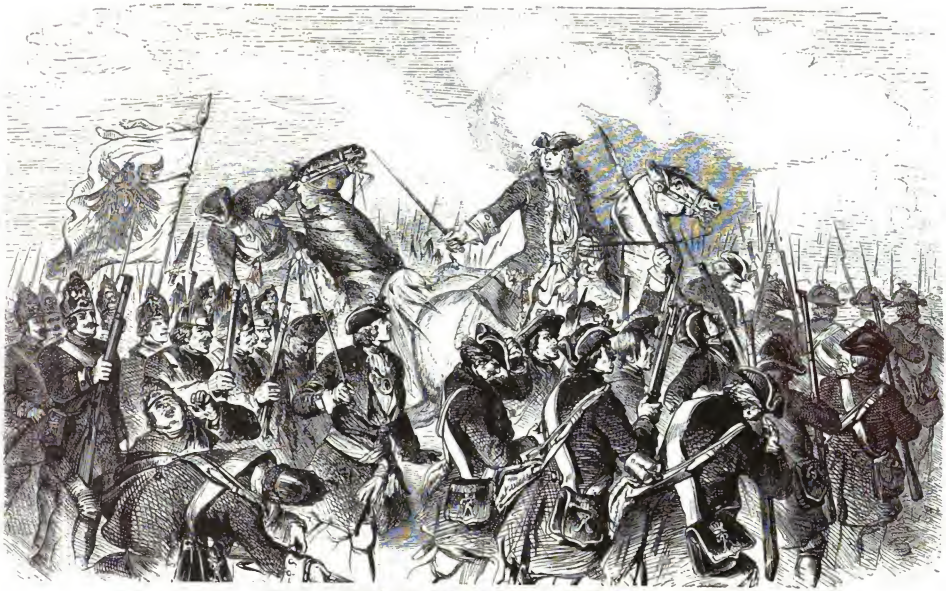
Nachdem der Kronprinz sich unter Führung Marlborough's bei der Einnahme von Menin die Rittersporen verdient hatte, begab er sich nach Berlin und von dort nach Hannover, woselbst am 14. November 1705 seine Trauung mit Sophie Dorothea vollzogen ward. Natürlich gab der Einzug des fürstlichen Paares in Berlin dem Könige Friedrich wieder Veranlassung zur Veranstaltung glänzender Feierlichkeiten, die sich denn der Kronprinz, um seinen von ihm so hochverehrten Vater nicht zu erzürnen, stillschweigend gefallen ließ.

Doch im Arm der Liebe längere Zeit sorglos zu ruhen, während preußische Truppen im Felde standen, hätte der Sinnesart Friedrich Wilhelm's wenig entsprochen. Er begab sich (1709) wieder zum Heere, um nun an ernsteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen.

Aus der Instruktion, die der Kronprinz von Friedrich empfangen hatte, ist zu ersehen, wie in dem Vaterherzen der Wunsch, seinem Nachfolger Gelegenheit zu kriegerischer Ausbildung zu geben, mit der Sorge um das Leben und Wohlergehen desselben kämpfen. „In Bataillen aber wollen Wir", heißt es in der Instruktion, „daß Seine Liebden Sich bei der Person des Herzos von Marlborough halten, in Belagerungen auch nicht weiter hazardiren sollen, als Unsere Generale gut finden werden. Seine Liebden wissen, wie herzlich Wir Sie lieben, und daß bei Unserem nunmehr angehenden Alter Wir alle Unsern zeitlichen Trost und Hoffnung auf Sie gerichtet haben, und werden Sie also hoffentlich ohne Noth Sich nicht um ihre Gesundheit und Leben und, welches darauf wol nothwendig erfolgen würde, auch Uns selber mit Gram und Kummer unter die Erde bringen."

Bei Malplaquet. In nachhaltiger Erinnerung blieb dem Kronprinzen die Schlacht bei Malplaquet, in der jedes der sich bekämpfenden Heere über 100,000 Mann stark war. Die Franzosen hatten ein äußerst fest verschanztes Lager inne; dennoch beschlossen Marlborough und Eugen den Angriff auf dasselbe. Eugen, der den rechten Flügel führte, eröffnete Morgens acht Uhr den Kampf. Ganze Reihen der Seinen wurden von der Kugelsaat aus den feindlichen Batterien niedergeworfen. Der Prinz erhielt einen Streifschuß am Kopfe; er stillte das Blut durch sein Taschentuch. Stundenlang währten schon Angriff und Widerstand und noch stand die Entscheidung aus. Marlborough, an dessen Seite sich Friedrich Wilhelm befand, hatte auf dem linken Flügel bereits 12,000 Mann verloren. Zwei der Ordonnanzen des Kronprinzen fielen dicht neben ihm, ein Sattelknecht lag ebenfalls, von einer Kugel niedergestreckt, am Boden.

Eugen hatte indeß dem Feinde so zugesetzt, daß der französische Befehlshaber sich genöthigt sah, einige Regimenter des Centrums herbeizuziehen. Kaum bemerkte dies Marlborough, so stürmte er gegen die Mitte vor, und es gelang ihm, das feindliche Heer zu durchbrechen. Damit war der Sieg entschieden. Die Blutarbeit war entsetzlich gewesen, denn es bedeckten nicht weniger als 33,000 Mann an Todten und Verwundeten das Schlachtfeld. — Ueber die Betheiligung der preußischen Truppen, und insbesondere über die des Kronprinzen an der Schlacht, wird im Theatrum Europaeum berichtet: „Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen haben sich in der Schlacht beständig um die beiden erfahrenen Feldherren, den Prinzen Eugen und Herzog Marlborough, befunden und mit denselben alle Gefahr, aber auch alle Ehre gemein gehabt, dazu Sie sich um so viel mehr berechtigt fanden, weil einige tausend Mann preußischer Völker, wie gewöhnlich, auch in diesem Feldzuge ihre alte Tapferkeit behaupteten und sonderlich in der entsetzlichen blutigen Schlacht unglaubliche Proben derselben sehen ließen, davon S. K. H. ein Zeuge war."



Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Malplaquet. Nach Ludwig Burger.

Im November desselben Jahres traf der Kronprinz wieder in Berlin ein.

Bald darauf entwickelte sich ein Mißverhältniß zwischen ihm und dem Könige. Ueber die Veranlassung zu demselben belehren uns die von Dohna hinterlassenen Denkwürdigkeiten, in denen es heißt: „Böswillige, die ich wol nennen könnte, wenn ich wollte, hatten einigen Schritten, welche der Kronprinz, namentlich in Beziehung auf die Aushebung seiner großen Grenadiere, gethan, eine sehr üble Deutung gegeben. Der von Natur gutmüthige König, der sich aber nur zu leicht gegen etwas einnehmen ließ, zeigte sich ungehalten gegen seinen Sohn, wovon dieser Prinz, der seinen Vater zärtlich liebte, so sehr betroffen ward, daß er nicht mehr aß und trank und zusehends magerer wurde. Kein Zureden, daß er es nicht so tief zu Herzen nehmen müßte, konnte helfen, nichts vermochte ihn zu trösten."

Dohna warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn mit weinenden Augen, den Verleumdern des Kronprinzen keinen Glauben zu schenken, indem er es als seine unerschütterliche Ueberzeugung aussprach, daß es von den Feinden des königlichen Hauses nur darauf abgesehen sei, den Kronprinzen zu beseitigen. Der König reichte dem Grafen die Hand, indem er sagte: „Wollte Gott, daß Alle, die sich mir nähern, so herzlich mit mir sprächen, allein das ist das Los der Fürsten, die Wahrheit nur durch die trüben Nebel der Verstellung und Kabale zu erblicken." — Noch an demselben Tage war das alte herzliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt.

Es ist unzweifelhaft, daß der Anlaß zu dem Zerwürfniß von einigen Höflingen ausgegangen war. Man hatte gehofft, daß der Kronprinz nach seiner Vermählung, wenn nicht seinet-, so doch seiner Gemahlin wegen seine Hofhaltung ausdehnen würde. Nun aber verringerte er sogar noch seinen Hofstaat, ja er trieb die Einfachheit so weit, daß er z. B. bei Einladungen die Bedingung stellte, die Tafel nur mit einer Schüssel zu besetzen. Mußte darin nicht eine verzweifelte Aussicht für die verwöhnten Hofschranzen liegen?

Wie tief übrigens dem Kronprinzen das Zerwürfniß mit dem Vater zu Herzen gegangen war, ergiebt sich aus folgender Mittheilung Dohna's: „Der Kronprinz", erzählt derselbe, „war so gnädig, mir den verbindlichsten Dank für meine Vermittlung zu bezeigen; noch in späteren Jahren erinnerte er sich dessen und sagte einst, als er bereits König geworden war, vor einem zahlreichen Gefolge in Preußisch-Holland: „„Dies ist Derjenige, der mich mit meinem Vater wieder versöhnte und durch seine guten Dienste die bösen Klatschereien, die man gegen mich angebracht hatte, zunichte machte. Er ist es, der mir gewissermaßen das Leben gerettet hat, denn ohne jene Versöhnung wäre ich in eine tödliche Schwermuth verfallen.""

Aus der Ehe des Kronprinzen waren bis jetzt drei Kinder hervorgegangen. Zwei Söhne hatten gleich nach der Geburt das Zeitliche gesegnet, eine Tochter, Wilhelmine, von der wir noch Manches hören werden, lebte. Mit ihrem klugen Geplauder erheiterte sie dem alternden Großpapa manche Stunde. Aber es fehlte ein Thronfolger. Da ward den fürstlichen Eltern und auch dem Könige die große Freude zutheil, daß die Kronprinzessin Sophie Dorothea wieder eines Knaben genas. Es geschah dies am 24. Januar 1712, einem seitdem in der Geschichte höchst denkwürdigen Tage. Denn der an diesem Tage im Berliner Schlosse geborene Prinz Friedrich war der spätere große König.

Friedrich war von schwächlicher Gesundheit, und die kronprinzlichen Eltern sowol als der König fürchteten, auch er werde, wie seine Brüder, früh sterben. Als der alternde König der Schwiegermutter am hannoverschen Hofe brieflich anzeigen konnte, „daß der kleine Friedrich bereits sechs Zähne habe", war er freudig erregt. Oft sah man ihn an der Wiege Friedrich's, Gott anflehend, dem Kinde Gesundheit und langes Leben zu verleihen. Und wenn dann das schöne Kind seine großen blauen Augen nach ihm aufschlug und ihn anlächelte, so schaute er, im Hinblick auf Haus und Land, hoffnungsvoll in die Zukunft, ohne freilich zu ahnen, zu welchen großen Dingen sein Friedrich berufen war.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm I.

Im Ministerrath. Zeichnung von A. Kretschmer.

Vom Regierungsantritt bis zum Frieden mit Schweden.

Am 25. Februar 1713 stand Friedrich Wilhelm am Sterbebette seines Vaters. Als im Vorsaale, in welchem dichtgedrängt in Gruppen die Hofleute harrten, der Tod des Königs bekannt wurde, konnte man in den Mienen derselben mehr Furcht und Besorgniß als Trauer lesen. Plötzlich schritt Friedrich Wilhelm nassen Auges durch sie hindurch und begab sich in sein Zimmer. Sogleich ließ er sich von dem Oberhofmarschall von Printzen die Liste der Hofbeamten vorlegen und durchstrich dieselbe vom Anfang bis zum Ende, indem er äußerte, hiermit seien sämmtliche bisher bestehende Hofämter aufgehoben, doch dürfe sich Niemand vor dem Leichenbegängnisse des Königs entfernen.

Das war Friedrich Wilhelm's erste That als Staatsoberhaupt. Sein erster schriftlicher Befehl lautete: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht halten."

Eine neue, tief einschneidende, dem bisherigen Wesen vollkommen entgegenstehende Ordnung der Dinge am Hofe begann. Die Blicke aller der beperrückten und betreßten Herren des Vorsaales waren nach der Thür des Zimmers gerichtet, in welchem sich der neue König befand. Printzen tritt verstörten Angesichts heraus, er vermag kein Wort hervorzubringen. Da nimmt ihm der Kammerherr von Tettau die durchstrichene Liste aus der Hand, starrt hinein, hebt sie dann empor und ruft: „Ach, unser gnädigster König ist todt, und unser neuer Herr schickt uns Alle zum Teufel!"

Der König behielt für sich nur einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, zwei Reitknechte, einen Haushofmeister, einen Kammerier, zwei Köche und noch einige andere Hofbediente. Den Kammerherren ward freigestellt, als Offiziere in die Armee einzutreten.

Am nächsten Tage ließ sich Friedrich Wilhelm von der Generalität und der Garnison zu Berlin den Eid der Treue schwören. Die Huldigung der kurmärkischen Ritterschaft fand im Schlosse, die der Städte auf dem Domplatze statt. Die Huldigung der übrigen Stände des Landes sollte gelegentlich erfolgen, je nachdem der König einen oder den andern Landestheil bereisen würde. Alles kostspielige Gepränge verbat er sich.

An demselben Tage, an welchem ihm die Garnison von Berlin den Eid der Treue geschworen hatte, begab sich der König nach dem Jagdschlosse Wusterhausen. Hier ließ er sich die Gehalts- und Pensionsliste vorlegen, ging sie sorgsam durch und verminderte und strich allerorten, wo ihm Summen zu groß oder gänzlich überflüssig zu sein schienen, und zwar „ohne Schonung, ohne Ansehen der Person, mochte nun der Markgraf Philipp Wilhelm, sein Oheim (Sohn der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten), oder der Fürst Leopold von Dessau, oder ein Stallknecht davon betroffen werden."

Die Pensionen und Gnadengehalte, die an Offiziere und Beamte bisher gegeben wurden, betrugen 276,000 Thaler; Friedrich Wilhelm setzte sie auf 55,000 Thaler herab. Sowol die Luxuspferde mit dem prächtigen Geschirr, als auch Juwelen und kostbares Hausgeräth ließ er verkaufen, die Ceremonienkleidung der Ritter des schwarzen Adlerordens wurde abgeschafft.

Es stand dem neuen König klar vor Augen, daß das Wirthschaften in der alten Weise nicht weiter gehen dürfe, wenn der Staat nicht in unheilbaren Verfall gerathen solle. Lange genug hat es Feiertage gegeben, mochte er sich sagen; wohlan, gehen wir mit Ernst wieder an die Arbeit! Wir mußten in der Gegenwart schon gleichsam von der Zukunft leben. Bringen wir die Sache wieder ins Gleiche, leben wir von dem, was wir selbst erworben, ja, giebt Gott Segen dazu, sparen wir einen Nothgroschen für die Zukunft! — Das Dichterwort Schiller's:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühen Preis"

kannte Friedrich Wilhelm natürlich nicht, aber was der Dichter vom Segen der Bürger-Arbeit gesagt, das könnte im vollsten Sinne auch auf diesen Fürsten Anwendung finden, welcher auf dem Throne Bürgertugenden übte und den Segen seiner Arbeit als Segen seines Volkes hinterließ. Und wahrlich, sein fester Vorsatz war: Allen als Erster voranzuleuchten!

König Friedrich hatte Glanz und Feierlichkeiten geliebt — der Sohn fühlte sich gedrungen, ganz im Sinne des Vaters das Leichenbegängniß desselben anzuordnen. So sahen die Berliner am Tage der Beisetzung der königlichen Leiche den ganzen Glanz des königlichen Hofes noch einmal, aber auch zum letzten Male.

„Darauf wurde", sagt Stenzel, „der geräuschvolle Hof plötzlich still und einsam. An die Stelle der Verschwendung trat Sparsamkeit, an die der Pracht die größte Einfachheit, an die der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Heerschau. Statt der kostbaren Kleider zahlreicher Hofbeamten sah man nur Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und den Dienst auch als Kammerherren mit versahen. Die Stelle mächtiger Günstlinge nahmen die Generaladjutanten ein; statt der leisen Tritte und Worte schleichender Hofleute ertönte der laute Schritt und Befehl der Kriegsmänner. Die behagliche Ruhe wich der raschen Thätigkeit, die Aufsichtslosigkeit der Ordnung, die falsche, fremdliche Heiterkeit dem natürlichen rauhen Ernst, die nachsichtige Milde der unerbittlichen Strenge. Der Hof in seiner völligen Umwandlung zeigte ein Abbild seiner Fürsten. Der milde und schwache Friedrich I. war geschieden; der starke, kräftige Friedrich Wilhelm regierte. Zum Text der Huldigungspredigt bestimmte er Psalm 101, 6: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener."

Friedrich Wilhelm stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, als er zur Regierung kam. Nach Pesne's besten Bildern war er untersetzter, kräftiger Gestalt, „ungezwungen und doch wie ein Thurm dastehend." Bei dem Leichenbegängniß des Vaters hatte er zum letzten Male die große Allongeperrücke auf dem Haupte. Bilder und Münzen zeigen ihn in den ersten Jahren seiner Regierung mit einem Haarzopf. Nach Faßmann und Pöllnitz trug er eine kleine, braune Stutzperrücke, in den späteren Lebensjahren eine fast weiße. Obwol ihm die französische Sprache geläufiger war als die deutsche, redete er doch als deutscher Mann bei Hofe wie auf dem Exerzirplatz nur deutsch. Seine Stimme hatte einen hellen metallischen Klang. — Friedrich Wilhelm ist es, der, ganz gegen den Geschmack der französischen Könige, durch sein Beispiel bei den Fürsten die Sitte einführte, Uniform anzulegen.

In der ersten Zeit seiner Regierung trug er allerdings noch bisweilen bürgerliche Kleidung, von 1719 ab erschien er aber nie anders als in Uniform, und zwar in der eines Obersten der Potsdamer Garde (seines Leibregiments), blau mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, gelber Weste und ebensolchen Beinkleidern, Stiefletten von weißer Leinwand mit kupfernen Knöpfen. Das Tuch war inländisches Fabrikat und durchaus nicht von feinster Sorte. Sein Regenrock war von sehr grobem Tuche. „Der König habe es", erzählt Faßmann, „als etwas Unbilliges und Wunderliches angesehen, bei garstigem Wetter mit einem kostbaren Wetterrock zu prangen."

Krieg und Frieden. Der Spanische Erbfolgekrieg, an welchem der König als Kronprinz zweimal, zuletzt in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, persönlich Theil genommen hatte, war immer noch nicht beendigt. Wir wissen, daß bei diesem Kriege das französische Königshaus und das österreichische Kaiserhaus mit einander um den Preis der spanischen Königskrone rangen. Da aber die übrigen Staaten keine Neigung zeigten, ein so großes Erbe unmittelbar an Frankreich oder an Oesterreich fallen zu lassen, so strebte jedes der beiden Fürstenhäuser danach, ein Glied seines Hauses auf Spaniens Thron zu bringen.

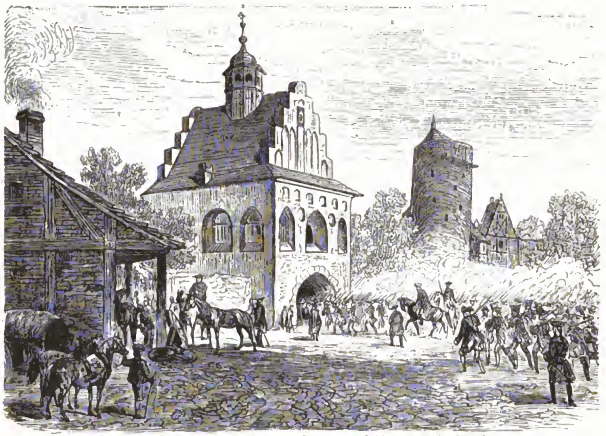
Preußen hatte dem österreichischen Kaiserhause treulich beigestanden, und dasselbe war durch diesen Beistand sowie durch den Englands und Hollands, in dem Kriege bisher glücklich gewesen; Ludwig XIV., durch die Noth gedrängt, verlangte sehnlichst nach Frieden und erklärte sich bereit, auf alle anderen spanischen Nebenländer und dazu noch auf Straßburg und das Elsaß zu verzichten, wenn man seinem Enkel Sizilien überlasse. Straßburg und das Elsaß wieder an Deutschland — das war ein Gedanke, der alle deutsch gesinnten Herzen höher schlagen machte! — Jedermann erwartete, Kaiser Joseph werde dafür Sizilien ohne Weiteres und mit Freuden aufgeben. Doch nein, das Haus Habsburg, das wieder lebhafter als je danach strebte, in Italien zu herrschen, verwarf — gegen die Rathschläge Eugen's — das Anerbieten, und wiederum war damit die Hoffnung auf Wiedergewinnung jener werthvollen Grenzlande für Deutschland auf lange Jahre dahingeschwunden!

Karl VI. Deutscher Kaiser. Die Zurückweisung seiner Friedensanerbietungen brachte den Herrscher Frankreichs allerdings für den Augenblick in eine höchst bedenkliche Lage, aber nur zu bald trat ein Ereigniß ein, welches zu Gunsten Ludwig's den Dingen eine ganz andere Wendung gab. Kaiser Joseph I. starb plötzlich. Da er einen Sohn nicht hinterließ, ward sein Bruder Karl, der bisher um den Thron Spaniens gegen Frankreich gekämpft hatte, zum Deutschen Kaiser erwählt. Dies änderte sofort die Haltung der Mächte gegen einander. Wie hätte man nun noch wünschen können, daß der neu erwählte Kaiser, der außerdem der Erbe der österreichischen Monarchie war, auch noch Herr von Spanien werden möchte?

Friede zu Utrecht. Zunächst entzog England dem Kaiser Karl seine Unterstützung, trat in Unterhandlung mit Frankreich und gewann bald auch Holland, Preußen und Savoyen für sich. So kam (1713) der Friede zu Utrecht zu Stande. Der Enkel Ludwig's, Philipp, gelangte als König Philipp V. auf Spaniens Thron. Dagegen erhielt England von Spanien Gibraltar, den Schlüssel zum Mittelländischen Meere, sowie die Insel Minorca, und Frankreich erkannte die protestantische Thronfolge in England an. Friedrich Wilhelm hatte seinen Beitritt zu diesem Frieden davon abhängig gemacht, daß ihm das bis dahin spanische Ober-Geldern, ein kleines Landgebiet mit 50,000 Einwohnern, abgetreten und von Frankreich sowol die Königswürde Preußens als auch der rechtmäßige Besitz von Neufchatel und Valengin anerkannt werde. Beides geschah. Der Herzog von Savoyen erhielt Landschaften im Mailändischen und die Insel Sizilien. Einige Jahre später trat der Herzog Sizilien für Sardinien an Oesterreich ab, und es ward ihm als Ersatz für diesen unvortheilhaften Tausch der Titel „König von Sardinien" zugestanden. Das Festhalten des habsburgischen Hauses an der altüberlieferten Hausmachtspolitik hatte zur Folge, daß die günstige Gelegenheit, Straßburg und das Elsaß Deutschland wiederzugewinnen, unbenutzt blieb, daß Frankreich nicht ein Dorf verlor.

Der Kaiser erkannte zunächst den ohne seine Betheiligung abgeschlossenen Frieden nicht an; ein Jahr darauf mußte er sich jedoch entschließen, ihm beizutreten (1714 zu Rastatt). Oesterreich erhielt die spanischen Niederlande (Belgien), Neapel, Mailand, Mantua, die toscanischen Seehäfen und Sardinien, welche letztere Insel es, wie bemerkt, für Sizilien umtauschte.

Was in den Friedensschlüssen weniger offen zu Tage getreten war, das waren Thatsachen, die, obwol gleichfalls wichtige Ergebnisse des Krieges, erst später als solche erkannt wurden. Die Häuser Habsburg und Bourbon hatten sich gegenseitig außerordentlich geschwächt, dagegen hatte der Krieg Preußen auf seiner Bahn ein gutes Stück weiter gebracht und zugleich die protestantische Dynastie auf dem Throne Großbritanniens befestigt — „zwei weltgeschichtliche Thatsachen voll von Zukunftskeimen."



Heimkehr der brandenburg-preußischen Truppen. Zeichnung von A. Kretschmer.

Für die preußischen Waffen war der Krieg außerordentlich ruhmvoll gewesen. Von neun Schlachten, in denen die Preußen mitgefochten, waren fünf gewonnen worden, eine war unentschieden geblieben; in 40 Gefechten hatte der Feind nur fünfmal Vortheile zu erringen vermocht, von 26 belagerten feindlichen Plätzen waren 23 erobert worden.

Tod Ludwig's XIV. Im folgenden Jahre (1715) starb auch Ludwig. Auf seinem Sterbebette sagte er, hindeutend auf seinen damals fünfjährigen Urenkel Ludwig: „Ich habe den Krieg allzulieb gehabt; er soll mir darin nicht nachahmen!" Vergeblich fragte der Sterbende nach seinem Beichtvater Le Tellier. Dieser, wie andere Personen, die ihm nahe gestanden, hatte sich geflüchtet, weil er mit der Todesstunde des Despoten einen Ausbruch der Volkswuth gegen sich fürchtete. In den letzten Jahren verabscheut von seinem Volke, das zuletzt nicht nur einen guten Theil seines Wohlstandes eingebüßt hatte, sondern auch an Sittlichkeit und an Vertrauen zu sich selbst verarmt war, und verlassen von seinen Kreaturen, endete der Fürst, der in frevelhaftem Hochmuthe sich den Staat genannt hatte — „L'État c'est moi!"

Die Nachricht von seinem Tode erregte überall Jubel im Lande. Die Menge folgte dem Leichenzuge des „großen Ludwig" mit pöbelhaften Ausbrüchen des Volkswitzes; man sah sich genöthigt, die Leiche so schnell als möglich auf Nebenwegen weiter zu führen.

Noch einmal Karl XII. Wir sahen den kühnen Nordlandshelden zuletzt in Sachsen, nachdem er kurz hinter einander die Dänen, die Russen und die Sachsen geschlagen, den König August der Krone Polens für verlustig erklärt und dem Polnischen Reiche einen neuen König gegeben hatte. — In Kursachsen verweilte der König ein volles Jahr und dort kleidete und besoldete er sein Heer auf Kosten des Landes. Dann trat er den Rückmarsch an, um dem Zaren Peter noch nachdrücklicher zu beweisen, wie übel er gethan, daß er sich von dem verrätherischen König August zu einem Bündnisse gegen ihn habe verleiten lassen. Im Anfange des Jahres 1708 überschritt er mit seinem Heere die Weichsel und erreichte nach unendlichen Beschwerden die Stadt Holowcin. In der Nähe der Stadt standen die Russen unter Scheremetow in einem außerordentlich festen, namentlich auf fast allen Seiten von Sumpf und Wasser umgebenen Lager. Die Schweden durchwateten, ihr König voran, unter fürchterlichem Kanonenfeuer die Moräste. Erst der achte Angriff führte zum vollständigen Siege.

Man glaubte nun, Karl werde nach Moskau marschiren, um die russische Macht in ihrem Mittelpunkte zu treffen, allein plötzlich wandte er sich gegen die Ukraine. Es geschah dies auf Veranlassung des feurigen Kosakenhetmans Mazeppa, der längst schon vergeblich danach gestrebt hatte, der Zinspflicht gegen den Zaren ledig zu werden. Von ihm waren dem Könige Hülfstruppen und Lebensmittel versprochen worden, wenn er, anstatt in gerader Linie nach Moskau zu gehen, den Umweg durch sein Gebiet nähme.

Daß Karl auf diesen Vorschlag einging, ward sein Verderben. Von einem so mühseligen Marsche, als der war, den er hier mit seinen Schweden zu machen hatte, hat die Kriegsgeschichte aller Zeiten kaum ein Beispiel aufzuweisen. Anfangs litt das Heer durch unaufhörliche Regengüsse. In dem aufgeweichten Boden blieben die Kanonen stecken. Später trat eine so grimmige Kälte ein, daß die Reiter absitzen mußten, wollten sie nicht auf den Pferden vor Frost erstarren, aber dennoch mußten sich Menschen und Thiere in vollem Laufe vorwärts bewegen. Viele starben vor Kälte und Entkräftung; Tausenden erfroren Hände oder Füße. Je mehr die Truppen an Zahl abnahmen, desto öfter wurden sie von umherschwärmenden russischen Heerhaufen beunruhigt, die zugleich weithin die Gegend verwüsteten, so daß bald ein neuer grimmiger Feind, der Hunger, in den Reihen der Schweden zu wüthen begann.

Pultawa. Endlich erreichte Karl mit kaum noch 28,000 Mann Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine. Sie war gut befestigt und hatte eine starke Besatzung, während die Schweden nur mit 18 Kanonen ihr Feuer gegen die Werke eröffnen konnten. Karl wurde bei dieser Gelegenheit verwundet und für einige Zeit an das Lager gefesselt. — Unterdessen rückte Zar Peter I. mit 65,000 Mann auserwählter Truppen heran. Es kam zu einer mörderischen Schlacht, in der die Russen siegten. Der kranke König Karl ward auf ein Pferd gebracht. Eine Kugel warf letzteres jedoch nieder; einem zweiten Pferde, auf das man ihn gehoben hatte, erging es ebenso. Nun trug man ihn in eine Kalesche, in der er glücklich den Dnjepr erreichte. Die fast endlose Steppe, in der sich jetzt die Schweden befanden, bot nichts als Wurzeln und Wild. — Nach Mühsalen ohne Gleichen wurde die türkische Grenze überschritten. Der Pascha von Bender nahm den Helden, dessen Ruhm bereits bis nach der Türkei gedrungen war, ehrenvoll auf, und der Sultan ließ ihm täglich 500 Thaler und Lebensmittel im Ueberfluß für sich und die Seinen anweisen.

Nun hätte Karl durch Ungarn und Deutschland nach Schweden zurückkehren können. Das aber schien ihm nicht ehrenvoll zu sein. Er wollte vielmehr auf demselben Wege, auf dem er gekommen, wieder heimkehren. Eine Möglichkeit zur Ausführung eines solchen Planes war aber nur denkbar, wenn die Türkei sich mit ihm gegen Rußland verband, und in der That wußte er den Sultan zum Abschluß eines Bündnisses zu bewegen.

Unterdessen hatten sich die Dinge auf den früheren Kriegsschauplätzen Karl's wesentlich verändert. Von Dänemark, Rußland und Sachsen war das Bündniß gegen ihn erneuert worden. August II. hatte den Altranstädter Frieden für erzwungen und ungiltig erklärt und war mit 13,000 Mann in Polen eingefallen; die Russen überschwemmten Livland und Esthland.

Im Frühlinge 1711 erfolgte die von Karl gewünschte Kriegserklärung des Sultans an Rußland, und alsbald setzte sich ein bedeutendes türkisches Heer in Bewegung. Diesem entgegen zog der russische General Scheremetow mit einer ebenfalls ansehnlichen Heeresmacht. Der Zar Peter I. und seine Gemahlin Katharina befanden sich beim Heere. Unversehens sahen sich die Russen von den Türken vollständig eingeschlossen. Im Kriegsrath erklärten die erfahrensten russischen Offiziere, daß es in der Macht der Türken stehe, das ganze russische Heer auszuhungern und es dann gefangen zu nehmen. Peter verschloß sich in sein Zelt, Niemand erhielt Zutritt zu ihm. Sein Weib, Katharina, rettete das Heer, indem sie ihren kostbaren Juwelenschmuck zum Opfer brachte. Sie sandte diesen an den Vezier, der, durch den Glanz des Goldes, der Edelsteine und der Perlen geblendet, augenblicklich in Verhandlungen mit dem Zaren eintrat und ihm den Abzug und einen billigen Frieden zugestand.

Durch Karl's rastlose Bemühungen wurde zwar von der Türkei noch zweimal an Rußland der Krieg erklärt, aber die Kaiserin Katharina verhinderte denselben, denn sie hatte gezeigt, durch welche Mittel man sich am wirksamsten mit den türkischen Großen vertragen könne.

Karl in Bender. Der Aufenthalt des Königs von Schweden in der Türkei währte bereits mehrere Jahre, und da nun der Sultan meinte, es sei damit der Gastlichkeit gegen den flüchtigen Helden vollkommen Genüge geschehen, ließ er ihm zu erkennen geben, daß er seine Abreise wünsche. Um ihn zur Ausführung dieses seines Wunsches zu zwingen, entzog er ihm zunächst den bisherigen Unterhalt. Karl nahm Geld von Juden gegen hohe Zinsen auf und blieb in Bender. Nun ward das kleine Lager des Königs von Türken und Tataren eingeschlossen und ihm die Botschaft zugesandt, daß der Sultan aufs Ernsteste entschlossen sei, ihm einen ferneren Aufenthalt in der Türkei nicht zu bewilligen. Karl antwortete nicht und blieb. Als wiederholte Vorstellungen sich gleichfalls fruchtlos erwiesen hatten, erfolgte der zuletzt angedrohte Angriff auf das kleine Lager der Schweden. Die Kanonen donnerten, die Verschanzungen wurden von Türken und Tataren erstiegen. Karl leistete in seinem Hause mit etwa 50 Tapferen den äußersten Widerstand. Man warf Feuer auf das Haus, schon schlugen brennende Balken im Innern nieder. — Karl wollte den Platz nicht verlassen. Da machte ihn einer der Seinen auf ein steinernes Gebäude aufmerksam, das geeigneter zur Vertheidigung sei. Der König beschloß, sich bis zu demselben durchzuschlagen. Plötzlich sahen die Türken die Thorflügel des Hauses auffliegen und den König mit seiner todesmuthigen Schar unter Pistolenschüssen hervorstürmen. Da trifft ihn ein Unfall. Er verwickelt sich mit den Sporen, stürzt und wird — nicht ohne Mühe und aus mehreren Wunden blutend — entwaffnet. Mit staunender Verehrung schauen die türkischen Truppen auf den „Helden aus dem dunklen Lande". Karl ward nach Demotika geführt und dort streng bewacht; nur wenige seiner Getreuen waren noch am Leben.

In demselben Jahre (1713), in welchem Karl diesen verzweifelten Kampf zu bestehen hatte, war Friedrich Wilhelm I. in Preußen zur Regierung gelangt. Bald sollte auch Preußen in den nordischen Krieg, von dem es sich bisher fern gehalten hatte, verwickelt werden.

Wie viel war seit einem langen Zeitraum schon geschehen, um alte und neue Rechte, die sich auf Pommern bezogen, zur Geltung zu bringen! Der Große Kurfürst hatte die Schweden zum Lande hinausgeworfen, war aber gezwungen worden, das in Besitz genommene Land wieder herauszugeben. Nun befand sich Karl XII. seit mehreren Jahren in der Türkei, und es schien fast, als sei seine Heldenlaufbahn der Flug eines Meteors gewesen, das nun auf weitentferntem Boden niedergefallen war, um dort zu verglühen. Feinde, die er in der ersten Zeit seines Auftretens so schwer gedemüthigt hatte, schickten sich jetzt an, Rache an ihm zu nehmen, wodurch aber zugleich Preußen bedroht ward. War ja doch zu befürchten, daß, wenn August II. Sieger blieb, sich die Polen in Schwedisch-Pommern festsetzen würden. — Konnte, durfte unter solchen Umständen Friedrich Wilhelm dem Gange der Ereignisse unthätig zuschauen? —

Vertrag von Schwedt. Friedrich Wilhelm trat in Unterhandlung mit dem muthmaßlichen Thronerben Schwedens, dem Herzog von Holstein-Gottorp, der von Dänemark bedroht war, und dieser versprach, wenn er mit preußischer Hülfe den schwedischen Thron besteige, Schwedisch-Pommern an Preußen abtreten zu wollen. Es kam ein Vertrag zu Stande, demzufolge Preußen in Gemeinschaft mit Holstein Stettin und Wismar besetzen sollte.

Von der gegnerischen Seite hatte sich Peter I. bemüht, Preußen in das Bündniß gegen Karl XII. zu ziehen und ihm dafür die Gewährleistung des Besitzes von Stettin angeboten. Der schwedische Befehlshaber, General Meyerfeld, der Stettin besetzt hielt, weigerte sich, die Festung zu übergeben, wurde aber nach kurzer Belagerung seitens eines russisch-sächsischen Truppentheils dazu gezwungen. Nun kam 1713 zwischen Peter, August und Friedrich Wilhelm der Vertrag von Schwedt zu Stande. — Friedrich Wilhelm hatte dabei nur die Verpflichtung übernommen, zu verhindern, daß von Schwedisch-Pommern aus Angriffe auf die Verbündeten ausgeführt würden, wogegen von diesen zugesagt worden war, Stettin und dessen Bezirk sammt dem Lande bis an die Peene bis zur Beendigung des Krieges als neutrales Gebiet zu betrachten.

Friedrich Wilhelm hatte bei Besetzung von Stettin die Zahlung von 400,000 Thalern Kriegskosten an die Verbündeten übernommen, deren Wiedererstattung ihm bei Zurückgabe des Platzes zugesichert worden war. — Alle waren mit diesem Uebereinkommen zufrieden, nur Karl nicht. Vielmehr legte er, als er in der Türkei davon vernahm, sofort dagegen Protest ein. — Aber er wollte es nicht beim Worte lassen, sondern beschloß, an Ort und Stelle dagegen zu handeln.

Dem Sultan war es im höchsten Grade willkommen, als er vernahm, Karl sei endlich willens, sein Land zu verlassen. Er schenkte ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit von Diamanten besetzten Griffen, acht schöne arabische Rosse mit silberbeschlagenem Geschirr und silbernen Steigbügeln und sechzig Wagen mit Mundvorrath. Nun brach Karl auf, nachdem er lange geruht hatte, um aufs Neue vulkanische Erschütterungen im Norden Europa's hervorzurufen. Unerträglich ward ihm schon nach wenigen Tagen die Langsamkeit seiner türkischen Begleitung. Seinem Befehle gemäß wurde von jetzt ab an jedem Morgen um zwei Uhr aufgebrochen. So ging es bis zur türkischen Grenze. Hier ließ er seine übrig gebliebenen schwedischen Tapferen zurück und ritt in Verkleidung, von nur zweien der kernhaftesten seiner Treuen, den Obersten Düring und Rosen, begleitet, eiligst davon. Ein Jeder hatte noch ein Handpferd. Rosen blieb schon am dritten Tage unterwegs liegen. Der Geist des altnordischen Heldenthums hatte den König gepackt — unaufhaltsam trieb es ihn vorwärts.

Karl in Stralsund. In einer kalten Novembernacht hielt vor einem Thore Stralsunds ein Reiter „weiß wie Schnee" und begehrte, sich für einen Kurier ausgebend, Einlaß. Man zögerte einen Augenblick. Die Art und Weise seines Auftretens — er sprach sogleich von „Aufhängen" — bestimmte indeß die Wache, ihm, dem Unbekannten, das Thor zu öffnen. Der wachthabende Offizier kommt herzu und stürzt mit einem Freudenruf vor ihm auf die Knie, denn er erkennt in dem Vermummten seinen König. In 16 Tagen hatte Karl einen Weg von 280 Meilen zurückgelegt, die Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, Oesterreich, Bayern, Schwaben, die Pfalz, Westfalen und Niedersachsen im Fluge durchritten — nun befand er sich wieder in einem Hauptbollwerke seiner Macht. Man mußte ihm, als er sich entkleidete, um sich nach 16 Nächten zum ersten Male wieder in ein Bett zu legen, die Stiefel von den Füßen schneiden. — Die Nachricht von der Rückkehr des Königs erweckte eine grenzenlose Begeisterung unter der Einwohnerschaft Stralsunds. Einem solchen Gegner sah sich Friedrich Wilhelm — gewiß mit Widerstreben — plötzlich gegenüber.

Krieg gegen Karl XII. Friedrich Wilhelm war, als ihm die Nachricht von der Ankunft Karl's XII. zuging, durchaus nicht willens, gegen ihn Krieg zu führen. War doch Karl gerade ein Mann nach seinem Sinn, mit dem in Freundschaft leben zu können

sein aufrichtiger Wunsch stets gewesen war. Er ließ den König durch den Grafen von Schlippenbach bewillkommnen, ihm dabei aber auch erklären, daß er Stettin bis zur Rückzahlung der von ihm ausgelegten 400,000 Thaler besetzt halten werde. — Karl jedoch, „unbeugsam wie schwedisches Eisen", verlangte sofortige Zurückgabe des Platzes, wie auch des eben bezeichneten Gebietes bis zur Peene. Zugleich betrieb er starke Rüstungen. Dadurch ward nun auch Friedrich Wilhelm genöthigt, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Er verstärkte die Besatzung Stettins und ließ dort ein Magazin für 15,000 Mann anlegen.

Darüber verging der Winter. Während noch Unterhandlungen geführt wurden, eröffnete Karl die Feindseligkeiten damit, daß er die preußische Besatzung auf Usedom und Wollin überfiel und sie durch Uebermacht zurückdrängte. Nun erklärte Friedrich Wilhelm an Karl (28. April 1715) den Krieg. Er that dies immer noch mit Unwillen. „Warum", sagte er, „will mich gerade der König, den ich am meisten schätze, dazu zwingen, sein Feind zu sein?"

Da Gefahr im Verzuge war, beschloß Friedrich Wilhelm, den tapferen Gegner, ehe derselbe sich noch mehr verstärkte, in Stralsund aufzusuchen. Im Lager zu Schwedt wurde das, namentlich durch die Bemühungen Leopold's von Dessau neugebildete 32,000 Mann starke preußische Heer gemustert. Schönere Truppen, sagten fremde Offiziere, habe man nirgends gesehen. — Dänische und sächsische Hülfstruppen trafen außerdem beim Heere ein.

Friedrich Wilhelm, gesonnen, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, erließ eine Instruktion für den geheimen Rath, in der es unter Anderem hieß: „Es soll an meine Frau von Allem gesagt und sie um Rath gefragt werden. Dieweil ich aber ein Mensch bin und kann todtgeschossen werden, so befehle ich Allen, für Fritz (den Kronprinzen) zu sorgen, davor sie Gott belohnen wird." — Auch über seine Beisetzung gab er für den Fall seines Todes Anordnungen. „Sie sollen dabei kein Festin machen; bei Leib und Leben keine Ceremonien, als daß sie die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen lassen." — Drohungen von Frankreich her ließ Friedrich Wilhelm gänzlich unbeachtet.

Im Juli (1715) befand sich das gesammte Heer, bestehend aus preußischen, sächsischen und dänischen Truppen, vor Stralsund. Die Festigkeit der Stadt mit ihren äußeren und inneren Linien, mit Sümpfen, Gräben und Wällen ist dem Leser noch aus der ausführlichen Darstellung der Belagerung durch Wallenstein und aus der Zeit des Großen Kurfürsten bekannt. Karl hatte alle Befestigungen noch verstärken lassen, auch waren die Inseln Rügen und Usedom durch Schanzen, Schiffe und Truppen in guten Vertheidigungszustand gesetzt worden.

Die Belagerungsarbeiten wurden nun unter Leitung Friedrich Wilhelm's mit der größten Anstrengung betrieben. Karl ließ es an kühnen Ausfällen nicht fehlen; doch war Friedrich Wilhelm wachsam und stets schnell bei der Hand, so daß sein Gegner nicht nur nichts ausrichtete, sondern es auch geschehen lassen mußte, daß die Festung von Woche zu Woche enger umgürtet ward. Dennoch war keineswegs sichere Aussicht vorhanden, derselben Herr zu werden, so lange die Schweden noch Zufuhr erhielten. Ihre Verbindung mit dem Meere konnte aber nur abgeschnitten werden, wenn es gelang, die Insel Rügen zu nehmen.

Fürst Leopold von Dessau, damals in der Mitte der Vierziger stehend, erhielt den Befehl, einen Angriff auf die Insel auszuführen. In einem von ihm erlassenen Tagesbefehl an die Heeresabtheilung, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, heißt es unter Anderm: „Die Bravour wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche, brave Leute, von denen man nichts Anderes, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere, wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An Retraite wird nicht zu denken sein; dies muß man den Gemeinen wohl einprägen."

Am 15. November landete Leopold mit 20,000 Mann bei Stresow, unweit Putbus, auf Rügen. Die Ausschiffung ging des Abends ohne Störung vor sich und war, da der Mond hell schien, um 11 Uhr vollzogen. Auf Befehl Leopold's wurde die genommene Stellung sogleich mit Wall und Graben umzogen und außerdem zur Deckung spanische Reiter (bewegliche Holzzäune) aufgestellt. Die Truppen blieben die Nacht unter Waffen.

Die Vorsicht des Feldherrn war gerechtfertigt. Denn schon war Karl mit 4000 Mann Fußvolk und Reiterei und 8 Kanonen von Stralsund nach Rügen herübergekommen, um die Landung zu verhindern oder die etwa schon Gelandeten zu überfallen. Gegen 4 Uhr Morgens stand er dem Feinde, der auf einen Angriff vorbereitet war, gegenüber.

Angriff auf die Schanze bei Stresow.

Als die schwedischen Offiziere die beiderseitigen Kräfte abwogen und die festen Verschanzungen sahen, wurden sie bedenklich und wünschten um so mehr, daß Karl Verstärkungen an sich ziehen möchte, da sie wohl begriffen, daß man es hier nicht, wie einst bei Narwa, mit Russen, sondern zumeist mit Preußen — nur der kleinere Theil des feindlichen Heeres bestand aus Dänen und Sachsen — zu thun habe. Karl schenkte, wie so oft, den Vorstellungen seiner Getreuen kein Ohr, gab das Zeichen zum Angriff und stürmte den Seinen voran. Tollkühn, wie immer, war er der Erste, der in den Graben sprang und sich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch die spanischen Reiter zu bahnen suchte. Sein Beispiel half aber wenig, auch nicht die heldenmüthigste Nachfolge. In kurzer Zeit waren zwei seiner Bataillone zersprengt oder kampfunfähig gemacht. Karl selbst ward verwundet

und mußte aus dem Getümmel hinweggetragen werden. Die Preußen stürmten den zurückweichenden Schweden nach. Karl vergaß seiner Wunde und führte die Seinen noch einmal gegen den Feind. Zum zweiten Male getroffen, vermochte er sich nicht mehr aufrecht zu erhalten und ward nun nach der von 700 Mann besetzten Fährschanze getragen, wohin sich auch, trotz lebhafter Verfolgung von Seiten des Feindes, noch 500 Schweden zurückzuziehen vermochten. Diese und die Besatzung wurden am nächsten Morgen gefangen genommen. Den König hatte man nach Stralsund hinüber gerettet.

Rügen war in die Gewalt der Preußen gefallen, der nahe Fall Stralsunds demnach zu erwarten. Da der Winter angebrochen war, verdoppelten die Verbündeten ihre Anstrengungen. Nachdem auf die Festung bereits mehrfache Angriffe stattgefunden hatten, wurde sie mit glühenden Kugeln beschossen und ein Hauptsturm vorbereitet. Karl XII., der, wiewol von den erhaltenen Wunden noch nicht genesen, an den heftigsten Gefechten Theil genommen hatte, ward von den Seinen fußfällig und unter Thränen gebeten, Stralsund zu verlassen. Gerathe er in Gefangenschaft, sagte man ihm, so sei Alles rettungslos verloren; bleibe er aber frei, so werde er für Schweden Verlorenes wieder zu gewinnen wissen. Als der König endlich einsah, daß die Stadt nicht zu halten sei, entschloß er sich, dieselbe zu verlassen. Er bestieg ein kleines Boot, um sich nach einer, eine Viertelmeile entfernt liegenden schwedischen Fregatte zu begeben. Die Verbündeten empfingen Kunde davon, und der König von Dänemark befahl, eine Batterie auf das Boot zu richten und es in Grund zu bohren. Friedrich Wilhelm aber, der dem Helden das Entkommen wünschte, ließ, da der Dänenkönig von seinem Vorhaben, Karl zu vernichten, nicht abstehen wollte, zwei preußische Regimenter vor die Kanonenschlünde aufmarschiren, indem er ausrief: „Erst müßt Ihr uns erschießen!“ So entkam Karl. — Am folgenden Tage ergab sich Stralsund.

Frieden. Im Januar 1716 kehrte Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück. Er verbat sich den vorbereiteten Triumpheinzug; dagegen befahl er die Abhaltung eines Lob- und Dankfestes in allen Kirchen. — Da bald nach der Einnahme Stralsunds auch Wismar sich ergab, so waren damit die Schweden vollständig aus Deutschland verdrängt. Doch kam der Friede erst nach dem drei Jahre später erfolgten Tode Karl's zu Stande.

Karl XII. hatte den Plan gefaßt, Norwegen den Dänen zu entreißen. Indeß sein General Armfeld mit 10,000 Mann gegen Drontheim vorrückte, legte er sich mit 20,000 Mann vor Friedrichshall. Hier in den Laufgräben fiel er durch Meuchelmord, wie in dem neunten Bande des de la Gardie'schen Archivs nachgewiesen worden. Der König war durch die Schläfen geschossen worden. Gegen die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degengriffe haltend, so wurde er am 11. Dezember 1718 aufgefunden.

Karl's Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore wandte sich im darauffolgenden Jahre mit Friedensvorschlägen an Friedrich Wilhelm, und am 1. Februar 1720 kam es zum Friedensschluß. Schweden trat Stettin nebst dem Bezirke zwischen Oder und Peene und den Inseln Usedom und Wollin an Preußen ab, wofür Friedrich Wilhelm bis Ablauf des Jahres eine Entschädigung von 2,000,000 Thaler an Schweden zahlte; das erworbene Gebiet betrug 95 Geviertmeilen. Rußland erhielt außer einem Theile von Finnland die schwedischen Ostseeprovinzen, Dänemark die schleswigschen Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp. — Der Besitz des Handelsplatzes Stettin und der Odermündungen war für Preußen die endliche Erfüllung des lang Erstrebten: „einen Fuß am Meere zu haben, um an dem Commercio der ganzen weiten Welt Antheil nehmen zu können.“ Die Freude des Königs war groß, der Erwerb ein hochwichtiger.

Schweden, dieses arme, dünn bevölkerte Land, hatte seine längere Zeit behauptete Großmachtsstellung nur dem Genie einer Reihe bedeutender Fürsten zu danken gehabt. Unter einem denkwürdigen Heldenfürsten hatte es dieselbe verloren; an seine Stelle traten Preußen und Rußland — Rußland stetig „wachsend unter dem Anhauche germanischer Kultur“ — um sich als neue Großstaaten im Rathe Europa's immer entschiedener geltend zu machen.

Im Tabakskollegium. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das Heerwesen.

„Preußen ist ein Militärstaat.“ Dies ist oft ausgesprochen worden, von der einen Seite als ein Vorwurf, von der andern als eine Berufung auf die Geschichte des Staates, die klar erkennen lasse, auf welchem Wege Preußen allein vorwärts kommen könne, wenn es sich selbst nicht untreu werden und sich zum Stillstande und damit zum Rückgange verurtheilen wolle.

Das Heer. Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts liegt jetzt vor. Bis dahin wenigstens war die blutige Arbeit des Schwertes zur Erhaltung und Gestaltung des Staates eine nicht abzuweisende Nothwendigkeit gewesen. Wäre der Große Kurfürst nicht für des Landes Recht mit dem Degen in der Faust mannhaft eingetreten, wie hätte das Land sich dann aus dem Siechthum, in das der Dreißigjährige Krieg es gestürzt, erheben, Kraft für Entwicklung im Innern gewinnen und namentlich ein Bollwerk des auf dem Boden des Protestantismus sich entwickelnden nationalen Lebens werden können? Das Schwert aus der Hand legen, hätte für des Großen Kurfürsten Nachfolger geheißen, sich und die erworbenen Güter, die ein weiteres Aufblühen ermöglichten, der Gnade eines rachsüchtigen Feindes preisgeben. Preußen mußte beständig auf der Wache stehen — auch Friedrich I. hatte in dieser Beziehung seine Pflicht erfüllt.

So überkam Friedrich Wilhelm das Land. Die Feinde des aufblühenden preußischen Staates kannte Niemand besser als das preußische Fürstengeschlecht selbst. Manche dahin zielende Aeußerung drang in die Oeffentlichkeit; das Entscheidendste aber hat sich durch Familientraditionen fortgepflanzt. Was der Fürst in den ernsten Stunden vor dem Scheiden dem Sohne anvertraute, gehört zur innersten Geschichte des preußischen Staates.

Friedrich Wilhelm hielt auf eine starke Truppenmacht noch mehr als sein Vater, und schon in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte es sich, wie nothwendig und segenbringend

eine solche für Preußen war; nur auf ein starkes und schlagfertiges Heer gestützt, konnte Friedrich Wilhelm Geldern und Vorpommern erwerben. War es nun wohlgethan, daß der König sein Heer nach und nach von 48,000 Mann bis auf mehr denn 80,000 Mann erhöhte? Die entscheidende Antwort giebt die Geschichte seines Nachfolgers, Friedrich's des Großen. — Hier möge zunächst mitgetheilt werden, auf welche Art der König die Armee schuf.

Vor allen Dingen darf nicht außer Acht gelassen werden, daß er, entsprechend den Anschauungen seiner Zeit sowol als auch den Forderungen seines Naturells, sich als absoluter Herr seines Volkes fühlte. Was er dem Staate schuldig zu sein glaubte, ihm nämlich in jedem Augenblicke, so es sich nöthig erweisen sollte, bereitwillig Gut und Blut zum Opfer zu bringen, das, meinte er, sei demselben doch auch ein jeder Unterthan schuldig. Ihn habe Gott an den Platz gestellt, auf dem am besten zu erkennen sei, was des Staates Wohl von ihm und von den Unterthanen fordere, daher sein Wille oberstes Gesetz sei und erfüllt werden müsse, ohne Widerrede. Wer nun von Gott einen gesunden und starken Körper empfangen habe, der sei ohne alle Frage verpflichtet, zum Schutze des Landes einzutreten, sobald er, der oberste Kriegsherr, es befehle. — Diesen Anschauungen gemäß verfuhr er von den ersten Jahren seiner Regierung an. Wenn die Werbungen im Inlande und im Auslande sich nicht als genügend erwiesen, die nöthigen Mannschaften aufzubringen, wurden ohne Weiteres die tauglichen jungen Leute im Lande zwangsweise unter die Soldaten gesteckt. Es erschienen zwar Verordnungen, die Milderung oder auch Aufhebung der gewaltsamen Werbungen in Aussicht stellten, doch wurde nach ihnen nicht verfahren. Unter all enUmständen sollte und mußte Preußen den Schutz und Schirm eines starken Heeres haben.

„Die langen Kerle". Ein Uebelstand aber war die Liebhaberei des Königs für große Leute in der Armee. Schon als Kronprinz hatte er sich „lange Kerle", wie der amtliche Ausdruck lautete, mit bedeutenden Kosten zu verschaffen gewußt, ein Umstand, der bei dem oben erwähnten Zerwürfniß mit seinem Vater eine Rolle spielte. Während seiner Regierung steigerte sich diese Liebhaberei bis zur förmlichen Sucht, die dem Lande vielfach Nachtheil brachte. Daß der Sache ursprünglich ein guter Gedanke zu Grunde lag, kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden. „Er wollte ein Heldenvolk um sich haben und es fortpflanzen. Das Herabsinken der Rasse auf dem Wege der modernen Civilisation war ihm ein Greuel." Ein großer, starker Körper, meinte er, werde die Beschwerden des Dienstes besser ertragen, als ein kleiner, schmächtiger. Auch mochte von ihm der Eindruck, den eine Schar kräftiger Kriegsmänner hervorbringt, in Anschlag gebracht werden. Allein das artete bald dahin aus, daß vorherrschend nach „langen Kerlen" gesucht und wirkliche Kriegstüchtigkeit weniger in Anschlag gebracht wurde. Die „Potsdamer Riesengarde" — so nannte man das Leibregiment des Königs, das er selbst als Oberst kommandirte — hat eine Weltberühmtheit erlangt. Dies Regiment zählte 2400 Mann und bestand aus drei Bataillonen. Im ersten derselben befand sich kein einziger Mann, der nicht wenigstens nahe an sechs Fuß maß. Die Werber des Königs waren nicht nur für Preußen, sondern auch für das Ausland eine wahre Landplage. Hungerige Habichte können nicht eifriger hinter Tauben her sein, als jene hinter „langen Kerlen" her waren. Der König stellte ihnen große Summen zur Verfügung. Daß die Werber zumeist nicht nach rechtlichen Grundsätzen verfuhren, sondern Gewalt und List anwandten, und daß desfallsige Berufungen der in ihrem Rechte Gekränkten beim Könige ohne Erfolg blieben, ist allbekannt. Es geschahen Dinge, die man selbst in jenen Zeiten nicht mehr für möglich gehalten hatte. Leopold von Dessau ließ einen Studenten der Theologie in Halle auf offener Straße „aufheben" und in den Soldatenrock stecken. Infolge dessen ging eine Vorstellung aus Halle an den Berliner Hof ein. Der König schrieb an den Rand: „Soll nit raisoniren, ist Mein Unterthan." Der „Aufgehobene" blieb Soldat.

Wer von großem Körperbau war, mußte, gleichviel weß Standes er war, in jedem Augenblicke gewärtig sein, den gefürchteten Werbern in die Hände zu fallen. Sah sich doch der berühmte Gottsched, auf den wegen seiner bedeutenden Körpergröße die preußischen

Werber ihre Augen geworfen hatten, veranlaßt, seinen Wohnsitz von Königsberg nach Leipzig zu verlegen, um ihren unablässigen Nachstellungen zu entgehen. Ja es kam hier und da zu offenem Aufruhr, indem man die Opfer soldatischer Willkür mit Gewalt zu befreien suchte.

In Jülich befand sich ein Tischlermeister von ansehnlicher Körperlänge. Einige Werbeoffiziere umschlichen ihn, konnten ihm aber lange nicht beikommen. Da wird eines Tages ein Sarg bei ihm bestellt und zwar, wie man sagt, für den Flügelmann des dort stehenden Regiments, der gestorben sei. Der Tischler sendet am nächsten Tage den Sarg zu dem Hauptmann des Regiments, Baron von Hompesch. Bald darauf läßt dieser ihn rufen und sagt ihm, der Sarg sei zu klein. Der Tischler behauptet, der Sarg sei noch zwei Zoll größer, als er bei ihm bestellt worden sei, worauf der Hauptmann entgegnete: „Da müßte er ja groß genug für Euch sein!" — „Freilich ist er das!" sagt der Tischler, und um dies zu beweisen, legt er sich hinein. Im Nu wird von kräftigen Armen der Sarg geschlossen, vernagelt, auf einen draußen bereitstehenden Wagen gesetzt, und fort geht's zur Stadt hinaus. Als man den Sarg auf der Landstraße öffnete, fand man den Mann todt; er war erstickt. Der Baron v. Hompesch ward mit lebenslänglicher Gefängnißhaft bestraft.

Die Potsdamer Riesengarde. Zeichnung von Adolf Menzel.

Wie schon bemerkt, wurde in dieser Weise von einzelnen Werbeoffizieren auch im Auslande Menschenraub getrieben, sobald die angebotenen Werbegelder nicht zum Ziele führten. Der König regte gelegentlich selbst zu solchen Gewaltsamkeiten an. Es war ihm die Nachricht zugegangen, daß sich in einem Kloster in Italien ein außerordentlich langer Mönch befinde, und als ein preußischer Major sich erbot, ihn nach Potsdam zu schaffen, erhielt er einen zweijährigen Urlaub und eine bedeutende Summe Geldes. Der Major ging nach Polen, nahm das katholische Bekenntniß an und ließ sich in ein Kloster aufnehmen. Nach einiger Zeit reiste er mit Empfehlungsschreiben nach Italien, besuchte das Kloster, in welchem sich der lange Mönch befand, und befreundete sich mit diesem. Eines Tages erzählte er dem Abt, er habe reiche evangelische Verwandte in Polen, die er für sein Leben gern zum Katholizismus bekehren möchte, und bat, ihm jenen Mönch zur Beihülfe an dem Werke mitzugeben. Der Abt ließ sich bethören und gab seine Zustimmung. Schon am nächsten Tage reisten die Betheiligten ab, und der Mönch, der die Karte der mittleren und nördlichen Staaten Europa's wol schwerlich genau studirt haben mochte, ließ sich geduldig nach — Potsdam führen. Hier ward ihm ohne Erbarmen der blaue Rock angezogen, und statt des Rosenkranzes mußte er Tag für Tag die Musikete zur Hand nehmen. — Bald darauf wurde ein Kapuzinermönch, der in Preußen umherreiste und Geld für den Papst sammelte, aufgehoben und als gemeiner Reiter in das Regiment des Fürsten von Anhalt gesteckt.

Wer einmal preußische Uniform trug, dem war damit in Aussicht gestellt, zeitlebens Soldat bleiben zu müssen. Da nun etwa die Hälfte des Heeres aus Ausländern —

Russen, Engländern, Schweden, Spaniern, Ungarn, Italienern, Franzosen u. s. w. — bestand, so läßt sich, zumal wenn man das Verfahren der gewaltthätigen Aufhebungen mit in Anschlag bringt, leicht denken, daß die tollsten Ueberschreitungen nichts Seltenes waren. Im Jahre 1730 wurde ein Komplott, das darauf ausging, Potsdam an allen vier Ecken anzuzünden und dabei mit gewaffneter Hand auszubrechen, nur mit genauer Noth unterdrückt. — Desertionen kamen nur zu häufig vor. Um diese zu verhindern, oder der Ausreißer wieder habhaft zu werden, wurden die strengsten Gewaltmittel in Anwendung gebracht. In den geschlossenen Städten ließ sich eine Aufsicht über die Mannschaften leicht bewerkstelligen, schwerer auf dem platten Lande. War ein Soldat davongelaufen, so mußte sogleich die Sturmglocke gezogen werden und die ganze Bauernschaft zu Fuß und zu Pferde dem Flüchtlinge nachsetzen. Für den Ergriffenen zahlte die Kriegskasse zwölf Thaler. Auf Lässigkeit beim Nachsetzen stand harte Strafe: für das Dorf 100 Thaler, für die Stadt 200 Thaler, für den Landrath oder den Edelmann des betreffenden Bezirks 100 Dukaten.

Bei Armuth der Ortschaft mußten aus dem Dorfe die beiden angesehensten Bauern, aus der Stadt acht der vornehmsten Bürger zwei Monate lang beim Festungsbau karren. Wer einem Ausreißer Vorschub leistete, kam an den Galgen.

Jährlich wurden die Truppen neu eingekleidet, das Fußvolk blau, die Reiterei weiß, die Husaren roth. In Bezug auf Schnitt und Zierrat verfuhr man mit der ängstlichsten Genauigkeit. „Der König", heißt es in Behrenhorst's Betrachtungen, „würde sich selbst auf die Wache geschickt haben, wenn er sich in einem Kleidungsstücke, das nicht montirungsmäßig war, betroffen hätte." Und Graf Seckendorf sagt in einem Schreiben an Eugen: „Ein Offizier, der kein Puder in sein Haar gestreut, würde kassirt werden." Der König hatte den Offizieren befohlen, beim Exerziren stets zu verfahren, als ob er zugegen sei, in der Garnison den Dienst Tag und Nacht so zu handhaben, als ob der Feind vor den Thoren stehe, und auf das Putzen der Waffen wie auf größte Sauberkeit und Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers stets mit unerbittlicher Strenge zu halten.

Ein anschauliches Bild des soldatischen Lebens und Treibens in Preußen zu jener Zeit giebt uns G. Freytag in seinem schon erwähnten Werke: „Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigenthümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah man immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallend rothen Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 500—800 dieser Ersatzleute; man nahm an, daß dadurch die Armee in drei Monaten um 30,000 Mann vermehrt werden konnte, denn Alles lag für sie in den Regierungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgends in der Welt zu sehen war; sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Gliedern wurde gerade damals erst eingeführt — dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien bilden müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Aussehen der Mannschaft: wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf sauber gepudert, mit einem Zopfe, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sauber gewichst. Jedem Mann wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit.

„Noch stattlicher sahen die Offiziere aus: mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen", Alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Felde der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann und Leutnant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und „Sponton" nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike.

„Lange Kerle", dem Könige in Potsdam vorgestellt. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Es galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Bewegungen. Denn sie marschirten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann. Diese Neuerung hatte der alte Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Tempo,

das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde. Auch die Musik erschütterte Den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) erregten ein ungeheures Getöse. Wenn in Berlin von einigen zwanzig Trommlern zur Wachtparade geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören — dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Neuerung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reichs bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch ein schönes kaiserliches Privilegium geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten luden und feuerten, so war die Präzision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzirenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten mußten. Aber wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf; der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Theil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den anderen Kolossen hausten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte. Es waren schöne Leute, die in ihren blechbeschlagenen Grenadiermützen noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibkompagnie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und sein Bild im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakshöhne in Parade oder exerziren zu sehen, reisten viele distinguirte Leute nach Potsdam." — Den Exerzirmeistern, sagt Benckendorf, habe es als ein unübertreffliches Kunststück gegolten, aus Menschen in Masse Maschinen zu machen, und es sei dies so vollkommen gelungen, daß man aus solchen Maschinen nicht wieder habe Menschen machen können. Alle diese Wunder aber seien bewirkt worden durch der Korporale Haselstöcke, durch unmäßiges Prügeln und unablässiges Exerziren.

Der Sold der Offiziere blieb, wie er unter Friedrich I. gewesen war, der des gemeinen Soldaten ward auf zwei Thaler monatlich erhöht, der Reiter erhielt $2^1/_2$—3 Thaler. Auf dem Marsche gab es eine Zulage. — Besonders günstig stand des Königs Leibregiment. Der gemeine Mann erhielt monatlich vier Thaler, außer der persönlichen Zulage, wie sie bei der Anwerbung festgestellt war, und die sich auf 5, 10, 20 Thaler monatlich, ja bei einzelnen auf mehrere Thaler täglich belief.

Wer dem Könige einen „langen Kerl" oder gar mehrere Exemplare dieser Art zuzuweisen vermochte, der war seiner Gunst sicher. So kam es, daß auch Personen, die nicht zum Soldatenstande gehörten, eifrig bemüht waren, große Leute für den König aufzutreiben, was unter Anderen der österreichische General Graf Seckendorf that, der — wir werden noch davon hören — das Vertrauen des Königs in wahrhaft spitzbübischer Weise mißbrauchte. Peter I. von Rußland schenkte dem Könige 150 lange Kerle, jährlich kam ein Nachschub. Allerdings erbat und erhielt er dafür vollen Ersatz durch eine entsprechende Anzahl geschickter Handwerker und Künstler, die mit Güte oder Gewalt vom Könige zur Uebersiedelung nach dem russischen Nachbarreiche veranlaßt wurden. Der Gesandte am englischen Hofe, Geheimrath von Borcke, vernahm von einem Riesen in Irland, Namens James Kirckland, der 6 Fuß 11 Zoll maß. Es gelang ihm, denselben für des Königs Leibregiment anzuwerben. Freilich erforderte es die fast unglaublich erscheinende Summe von 9000 Thalern, um die durch Bestechung, glänzende Geschenke, Handgeld, Reisekosten u. s. w. gemachten Ausgaben zu bestreiten. Die sehr interessante ausführliche Rechnung darüber findet sich

in dem bereits mehrfach erwähnten Buche König's über Berlin. Der Flügelmann des Regiments, Jonas, maß 8 Fuß 2 Zoll; sein Nachfolger, Hoffmann, war von solcher Körperlänge, daß August der Starke von Sachsen, der bekanntlich ungewöhnlich groß war, mit ausgestreckter Hand nur bis an die Nasenspitze desselben reichte. Im Jahre 1713 ließ sich in Frankreich ein Deutscher, Müller aus Weißenfels, als Riese für Geld sehen; bald darauf fand man ihn als fünften Mann der Leibgarde in Potsdam. Im Hinblick auf die Riesen des Leibregiments kann man mit Schiller sagen: „Es stieg das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus!"

Für diese seine „lieben blauen Kinder", wie der König seine Soldaten nannte, sorgte er in der That wahrhaft väterlich. Nicht nur, daß er ihnen Grundstücke schenkte, Häuser baute, ihnen gestattete, öffentliche Bier- und Weinhäuser, Material- und andere Verkaufsläden zu eröffnen und verschiedene Gewerbe zu treiben, er machte ihnen auch außerordentliche Geldgeschenke, beförderte vortheilhafte Heirathen — natürlich mußte auch die Frau, um die Fortpflanzung des Riesengeschlechtes zu sichern, durch ungewöhnliche Körpergröße sich auszeichnen — und ließ sich gelegentlich von ihnen zu Gevatter bitten.

So kam es, daß der sonst so haushälterische Fürst allein in den Jahren von 1713 bis 1735 12,000,000 Thaler für Werbungen ins Ausland gehen ließ, und das Alles, um seiner Liebhaberei willen, recht „lange Kerle" im Heere zu haben! Bedenkt man ferner noch, daß derselbe Fürst, der in allen Stücken um Leibes und Lebens willen den strengsten Gehorsam verlangte, seinen Werbern bei schlimmen Vorkommnissen durch die Finger sah, sobald sie ihm nur Prachtexemplare von großen Leuten zuführten; daß er, der sonst ehrenfeste, fromme Mann, in diesem Punkte weder nach göttlichem noch menschlichem Recht fragte, so muß man gestehen, daß jene Liebhaberei bei ihm etwas wahrhaft Räthselhaftes ist. Für solche Ausgaben konnten die regelmäßigen Staatseinnahmen natürlich nicht ausreichen, und neue ergiebige Geldquellen mußten eröffnet werden, um die gewaltigen Summen, welche die Anwerbungen verschlangen, aufzubringen.

Dazu erschien nun dem Könige die seit den Zeiten des Großen Kurfürsten bestehende Marinekasse vorzüglich geeignet.

Diese Marinekasse, an welche ein jeder neu angestellte Staatsbeamte einen Theil seines ersten Jahreseinkommens abgeben mußte, hatte ursprünglich den Zwecken der vom Großen Kurfürsten geschaffenen jungen preußischen Marine gedient. Aber schon König Friedrich I. hatte diese ursprüngliche Bestimmung ganz außer Acht gelassen; er ließ die Kasse allerdings fortbestehen, aber die einlaufenden Gelder wurden für ganz andere Zwecke verwendet. Auch Friedrich Wilhelm I. hegte für die Erhaltung der Marine gar kein Interesse und verkaufte die kleine Besitzung Preußens an der afrikanischen Küste für eine geringe Summe an die Holländer. Die Marinekasse ließ aber auch er ihrem Wesen nach fortbestehen, nur wurde sie jetzt „Rekrutenkasse" genannt und ihre Einkünfte zur Bezahlung der Werbegelder für sein Potsdam'sches Leibregiment bestimmt. Außer den Beiträgen der Beamten, deren Höhe in willkürlicher Weise bestimmt wurde, wurden dieser Kasse nun auch noch andere Einnahmequellen eröffnet. So wurden bei Verleihung von Titeln und äußeren Ehrenzeichen jetzt Zahlungen an die Rekrutenkasse zur Bedingung gemacht, und bei hoher Strafe durfte einem Juden die Erlaubniß zum Heirathen nicht ertheilt werden, wenn er sich nicht vorher mit der Rekrutenkasse abgefunden hatte. Durch solche Maßregeln war es möglich, dieser Kasse bald sehr bedeutende Einnahmen zuzuführen, und man darf wol annehmen, daß die vielen Millionen, welche für Anwerbungen ausgegeben wurden, zum allergrößten Theil durch sie aufgebracht wurden, zumal man in den späteren Regierungsjahren des Königs leider so weit ging, schließlich jede Anstellung im Staats- oder Kommunaldienste von größeren oder geringeren Zahlungen an die Rekrutenkasse abhängig zu machen. Es ließ sich durch entsprechende Zahlungen an dieselbe auch sonst Mancherlei erreichen, was ohne solche unter allen Umständen versagt gewesen wäre.

Lebensweise und Wesen des Königs. „Müßiggang ist aller Laster Anfang!" Ob der König dies Sprüchwort oft im Munde führte, ist aus den uns überkommenen Nachrichten über ihn nicht ersichtlich. Aber er verlangte dem Sinne desselben gemäß von einem Jeden nützliche Thätigkeit und ging selbst Allen mit rühmlichem Beispiele voran. Im Sommer stand er um 4, im Winter um 6 Uhr auf, wusch sich mit frischem Brunnenwasser und las darauf in „Creuzberg's täglicher Andacht" seinen Morgensegen. Dann erschienen seine Kabinetsräthe, und es ging an die Arbeit. Alle eingelaufenen Schreiben wurden in seiner Gegenwart geöffnet; die kurzen Bescheide, die er gab, schrieb er in der Regel selbst auf den Rand der Eingabe. Nun erfolgten die Vorträge der Räthe, worauf den angemeldeten Ministern und Generälen Audienz ertheilt ward. Um zehn Uhr begab sich der König nach dem Paradeplatz und von dort nach dem Marstall (in der Breiten Straße). Auf dem Paradeplatze wurden ihm Gesandte anderer Regierungen und vornehme Fremde vorgestellt, auf dem Wege dorthin nahm er in der Regel Bittschriften entgegen. War er vom Marstall zurückgekehrt, so hatte einer oder der andere der Kabinetsräthe wieder Vortrag bei ihm. — Schlag zwölf Uhr ging's zur Tafel, zu welcher fremde Gesandte, Geheime Räthe und Generäle geladen wurden. Der König liebte eine einfache, derbe Hausmannskost und bestellte die Zurichtung der Speisen, wie er sie bei einfachen Landleuten vorfand, bei denen er sich auf Jagdausflügen und Reisen gern selbst einlud. Wie Alles, was nach Franzosenthum schmeckte, war ihm auch die französische Kochkunst ein Greuel, nur bei Besuchen hoher Gäste wurden derselben einige Rechte eingeräumt. — Es möge an dieser Stelle der von ihm wenige Wochen vor seinem Tode erlassenen Tafelordnung Erwähnung gethan werden, in der er bestimmte, daß bei Tafel nur der Königin ein silberner, jedem andern Tischgenossen aber ein zinnerner Teller vorgesetzt werden solle; ferner, daß „des Mittags acht Speisen auf die königliche Tafel kommen sollen, nämlich eine gute Suppe, zwei andere, NB. wohlfeile Essen, zwei Braten, wovon nur der eine angeschnitten werden darf, und etwas Gebackenes." —

Nach dem Essen ritt oder fuhr der König aus, um Bauten, Arbeiten auf dem Lande und dergleichen in Augenschein zu nehmen. Wehe dem Müßiggänger, der ihm unter die Augen kam! Sein Knotenstock hat Manchem das Gaffen für lange Zeit verleidet. Ein Jeder, den er traf, mußte gefaßt darauf sein, von ihm des Strengsten gefragt zu werden, wohin er gehe, was er vorhabe u. s. w. Dabei verlangte er, daß der Gefragte ihm gerade ins Gesicht schaute. Schien es doch, als wolle er einem Jeden tief in die Seele hinein sehen, ob nicht in derselben etwa irgendwo Flunkereien vorhanden seien. Festes, sicheres Anschauen, freimüthige, klare Antworten gewannen sein Herz. Einst bog er zu Pferde um eine Straßenecke, als ihm ein junger, ehrbar aussehender Mann entgegenkam. Der König hielt dicht vor ihm, daß seines Pferdes Nüstern die Brust des jungen Mannes berührten.

„Wer ist Er?" herrscht er ihn an. — „Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät!"

„Woher?" — „Aus Berlin, Ew. Majestät."

„Hm, taugen nichts, die Berliner!" — „Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät; aber es giebt doch Ausnahmen, ich kenne deren zwei."

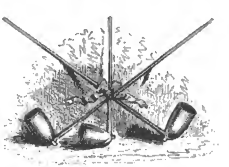
„Wer sind die?" — „Ew. Majestät und — ich."

Das war ein Mann nach des Königs Sinn: unerschrocken, klar, schlagfertig. Es währte nicht lange, so saß er in einer guten Pfarre.

Modenarren und Modenärrinnen klopfte das Herz an jeder Straßenecke; sahen sie den König in der Ferne, so suchten sie den ersten besten Zufluchtsort. Aber wehe dem Flüchtlinge, wenn der König, dessen hellen Augen nicht so leicht etwas entging, ihn bemerkt hatte! Was Anderes — so urtheilte er — kann zur Flucht veranlassen, als Feigheit oder ein böses Gewissen? — Einst jagt er einem flüchtigen Juden nach, holt ihn ein und fragt ihn, weshalb er vor ihm geflohen sei. Auf die Antwort, er habe sich gefürchtet, geräth der König in heftigen Zorn und bläut dem Zitternden mit seinem Wusterhausener

Knotenstocke den Rücken, rufend: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt Ihr mich!“ Das war für die damalige Zeit eine sehr volksverständliche Art und Weise der Belehrung.

Das Tabakskollegium. Um 5 oder 6 Uhr begab sich der König in seine Abendgesellschaft, gewöhnlich das Tabakskollegium genannt. Das im Berliner Schlosse für diese Abendgesellschaft eingerichtete Zimmer befand sich in der Nähe des Weißen Saales. Es glich einer großen holländischen Prachtküche. Nur Eingeladene durften erscheinen, und dies waren in der Regel diejenigen Personen, welche die tägliche Umgebung des Königs bildeten: die Generäle und Obersten Leopold von Dessau, von Grumbkow, von Derschau, Graf Dönhof, der die Bauten an dem nach ihm genannten Dönhofsplatze anlegte, von Gersdorf, von Sydow und Andere. Bisweilen erhielten jedoch auch auswärtige Gesandte Zutritt. Da der König das Tabakrauchen liebte, so sah er es gern, wenn ein jeder der Gäste, wie er, eine Thonpfeife im Munde hatte, mochte der Eine oder der Andere, wie es z. B. von Leopold von Dessau immer geschah, auch nur so thun, als ob er rauche. Auf dem Haupttische standen geflochtene Körbchen mit leichtem holländischen Tabak und kupferne Pfännchen mit glühendem Torf. Den König konnte es sehr ungnädig machen, wenn etwa einer der Gäste sich die Pfeife aus seinem Beutel mit besserem Tabak stopfte. Die Gäste, die zu essen begehrten, fanden auf einem Nebentische Brot, einen Topf mit guter Butter und Braten oder Schinken. Da mochte sich denn ein Jeder selbst bedienen. An dem Tische standen zwei hölzerne Bänke und für den König ein hölzerner Sessel. Sobald die Gäste an dem Haupttische Platz genommen und vor einem Jeden ein weißer Krug mit Potsdamer, Köpnicker, Braunschweiger oder auch Ducksteiner Bier und ein Glas aufgestellt worden war, verließen die Bedienten das Zimmer, damit die Unterhaltungen ungestört stattfinden konnten.



Holländische Tabakspfeifen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert.

In diesen Abendgesellschaften wollte der König ganz und gar Mensch unter Menschen sein. Alle Förmlichkeit war beiseite gesetzt; ein Jeder kam und ging nach Belieben, Niemand durfte sich erheben, wenn der König erschien, oder wenn er die Versammlung verließ. Hier nun sprach sich Friedrich Wilhelm, der schon im gewöhnlichen Leben nicht gerade zurückhaltend war, über Alles, was sein Herz bewegte, in ungezwungenster Weise aus. Gleiche Offenheit forderte er von seinen Gästen. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten die auswärtigen Angelegenheiten. Der vielgenannte und vielgefoppte Hofgelehrte und Hofnarr Gundling und nach dessen im Jahre 1731 erfolgtem Tode seine Nachfolger, die bereits erwähnten Faßmann und Morgenstern, mußten als Einleitung dazu das Wichtigste aus den französischen, holländischen und deutschen Zeitungen und Bulletins vorlesen, vorzugsweise diejenigen Artikel, die den König oder seine Regierung angriffen. Wegen seiner Soldatenliebhaberei wurde der König oft darin verspottet. Aber er wußte sich auch zu vertheidigen. Eines Tages brachte eine holländische Zeitung die Nachricht, in Potsdam sei einer der großen Grenadiere gestorben, und man habe bei seiner Leichenöffnung zwei Magen, aber kein — Herz gefunden. Der König befahl, zu entgegnen: die Nachricht sei wahr, nur habe man zu bemerken vergessen, daß der Grenadier ein geborener Holländer gewesen sei. — Da nun der König den Diplomaten gegenüber stets mißtrauisch war, dagegen für das Wort eines einfachen alten Offiziers allezeit ein offenes Ohr hatte, so ließen es fremde Gesandte, die an den Berliner Hof kamen, in der Regel ihre erste Sorge sein, sich mit den einflußreichsten Mitgliedern der Tabaksgesellschaft zu befreunden. Vieles von Dem, was in den Abendgesellschaften besprochen ward, erhielt später Gestalt und Leben, so daß man mit Recht sagen kann, das Tabakskollegium habe der Sache nach die Bedeutung eines geheimen Staatsrathes gehabt. — Ueberhaupt ließ der König hier seiner Laune freien Lauf, und nicht blos Gundling,

sondern auch die Generäle und Obersten bekamen von ihm manche auf sie gemünzte Spöttereien zu hören. Er nahm aber auch gepfefferte Erwiederungen hin, da er hier eben nur als Oberst seines Leibregiments gelten wollte. Freilich ging es auch dann und wann nicht ohne Ungehörigkeiten ab. — Der Major von Jürgas, der sich nach der Meinung des Königs zu viel mit gelehrten Dingen abgab, wurde einst von diesem ein Tintenkleckser genannt. Jürgas, der dem starken Duckfteiner Biere wol etwas zu sehr zugesprochen hatte, fuhr heraus: „Das sagt ein Hundsfott!" stand auf, verließ das Zimmer und warf die Thür hinter sich zu, daß es krachte. Das war ein häßlicher Handel. „Der König", so erzählt Morgenstern, „erklärte sich gegen die Anwesenden, daß er als rechtschaffener Offizier, der nichts auf sich sitzen lassen könne und wolle, die Beleidigung mit dem Degen auszumachen willens sei. Alle Anwesenden erhoben sich dagegen und machten ihm bemerklich, daß er nicht blos Offizier, sondern auch König sei und sich als solcher nur für Beleidigungen, welche dem Staat widerführen, schlagen dürfe. Der Major von Einsiedel, welcher bei dem Gardebataillon Stellvertreter des Königs war, übernahm es, die Sache abzumachen, schlug sich am folgenden Tage mit Jürgas auf krumme Säbel und erhielt eine leichte Verwundung an dem rechten Oberarm. Als Einsiedel mit verbundenem Arm dem Könige Bericht erstattete, bedankte sich dieser und hing ihm einen Probetornister um, indem er fragte, ob er damit über die Straße gehen würde, wenn der Tornister voll Geld wäre. „Unbedenklich", sagte Einsiedel, und sofort füllte der König eigenhändig den Tornister mit harten Thalern, welche er in einem eisernen Kasten bei sich stehen hatte, hing ihn Einsiedel über die Schultern und kommandirte: „Marsch!" — Mit dem Major von Jürgas sah er die Sache als abgemacht an und trug ihm jene Beleidigung nicht nach."

Peter der Große in Berlin. Es möge hier eines Besuches Peter's I. von Rußland gedacht werden. Der Zar, der mit seiner Gemahlin Katharina 1717 eine Reise zu Schiffe nach Holland ausgeführt hatte, beabsichtigte, durch den preußischen Staat nach Rußland zurückzukehren. Als Friedrich Wilhelm davon vernommen, und das Finanzdirektorium bei ihm angefragt hatte, wie hoch es in Bezug auf die Ausgaben für die zarischen Majestäten und den diese begleitenden Troß gehen könne, antwortete er: „Ich will 6000 Thaler destiniren. Davor soll das Finanzdirektorium die Menage so machen, daß ich den Zaren defregiren kann von Wesel bis Memel; in Berlin wird er aparte traktiret. Nicht einen Pfennig gebe ich mehr dazu!" — Das Finanzdirektorium erwarb sich die besondere Zufriedenheit des Königs dadurch, daß, wie er später aus dem ihm vorgelegten Nachweis ersah, sämmtliche Reisekosten sich nur auf 3127 Thaler beliefen. Ueber den Aufenthalt des Zaren mit Gemahlin und Gefolge in Berlin hat die älteste Tochter des Königs, Prinzessin Wilhelmine, in ihrer späteren Zeit eine Schilderung niedergeschrieben, aus der wir Folgendes entnehmen: „Der Zar und die Zarin kamen (von Potsdam aus) zu Wasser in Monbijou an; der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Stromes; der König gab der Zarin die Hand, um sie an das Land zu führen. Als der Zar ausgestiegen war, streckte er dem Könige seine Hand entgegen und sagte zu ihm: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich!" Er näherte sich dann der Königin, um sie zu umarmen, doch sie verweigerte es. Die Zarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrmals wiederholte; sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und 400 sogen. Hofdamen. Es waren meistens deutsche Dienstmädchen, welche die Funktionen von Damen verrichteten, Kammermädchen, Köchinnen und Wäscherinnen. — Die Königin wollte diese Kreaturen nicht grüßen; die Zarin behandelte daher, um sich zu rächen, die Prinzessinnen von Geblüt mit vielem Stolze, und der König erlangte nur mit vieler Mühe, daß sie dieselben grüßte. Ich sah diesen ganzen Hof am Morgen nach seiner Ankunft, als er kam, um der Königin seinen Besuch zu machen. Die Königin empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses; sie gab der Zarin die Hand und führte sie in das Audienzzimmer. Der König und der Zar folgten. Sobald mich dieser Fürst sah, erkannte er

mich wieder, da er mich fünf Jahre vorher gesehen hatte. Er nahm mich in die Arme und zerfleischte mir das ganze Gesicht durch die Stärke seiner Liebkosungen; ich gab ihm Ohrfeigen und stritt mit ihm, so viel ich konnte, indem ich sagte, daß ich dergleichen Vertraulichkeit nicht wolle, und daß er mich herabsetzen solle. Er lachte darüber und unterhielt sich lange mit mir.

Ende des siebzehnten. Erste Hälfte des achtzehnten. Rococo (1780). Revolutionszeit, Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Moden aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

„Die Kaiserin war klein und ramassirt, sehr von der Sonne verbrannt und hatte weder Ansehen noch Grazie; man hätte sie ihrem Aufzuge nach für eine Schauspielerin halten können. Ihr altmodisches Kleid war auf dem Trödel gekauft, mit Silber und Schmuz bedeckt. Die Vorderseite ihrer Brust war mit Steinen geschmückt; die Anordnung derselben in ihrer Art einzig; es war ein doppelter Adler, dessen Federn, mit schlechtestem Golde besetzt, übel eingefaßt waren.

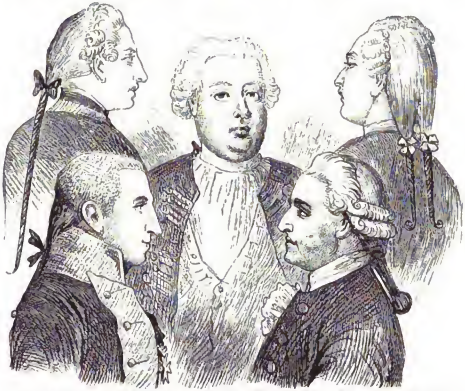
Sie trug ein Dutzend Orden und eben so viele Heiligenbilder und Reliquien, die der Länge nach zum Schmuck ihres Anzuges herabhingen, so daß man, wenn sie ging, einen Maulesel zu hören glaubte; alle ihre Orden, die sich an einander stießen, machten kein geringes Geräusch. Der Zar dagegen war sehr groß und wohlgebaut, sein Gesicht war schön, aber der Ausdruck desselben hatte etwas Rohes, wovor man erschrecken konnte; er trug Matrosenkleider. Die Zarin, welche sehr schlecht Deutsch sprach und nicht gut verstehen konnte, was die Königin zu ihr sagte, ließ ihre Närrin zu sich treten und unterhielt sich mit ihr auf russisch. Ich weiß nicht, was sie zu ihr sagte, aber sie lachte laut auf. Man setzte sich endlich zur Tafel, wo der Zar sich an die Seite der Königin begab. Es ist bekannt, daß dieser Fürst in seiner Jugend Gift bekam, und daß er infolge dessen öfter von Konvulsionen befallen wurde. Da er über Tische in einen solchen Zufall verfiel, machte er mehrere Krümmungen, und da er sein Messer in der Hand hatte und gegen die Königin sehr lebhaft gestikulirte, bekam dieselbe Furcht und war mehrmals nahe daran, aufzustehen. Der Zar gab ihr aber die Versicherung, daß sie von ihm kein Leides zu befürchten habe; zugleich nahm er ihre Hand, die er mit so vieler Heftigkeit drückte, daß die Königin genöthigt war, um Schonung zu bitten. Hierüber lachte er gutmüthig und sagte, sie habe noch zartere Knochen als seine Katharina. — Am andern Tage zeigte man ihm die Merkwürdigkeiten Berlins. Unter den Antiken befand sich eine Statue, die eine heidnische Gottheit in einer unschönen Stellung darstellte. Man hielt dieses Stück für etwas Außerordentliches. Der Zar bewunderte die Statue sehr und befahl der Zarin, sie zu küssen. Als sie sich weigerte, gerieth er in Heftigkeit und sagte ihr in gebrochenem Deutsch: „Kop ab!" Sie gerieth in Furcht und that Alles, was er verlangte. Darauf begehrte er ohne Weiteres diese Statue und einige andere von dem Könige zum Geschenk, der sie ihm nicht abschlagen konnte. — Der barbarische Hof ging nach zwei Tagen wieder fort; die Königin begab sich sogleich nach Monbijou, wo die Zerstörung Jerusalems herrschte. Alles war so ganz ruinirt, daß die Königin sich genöthigt sah, das Schloß neu einzurichten."

Der Zopf und die Zopfzeit. Es sei hier über die Zopfzeit, in die wir jetzt eingetreten sind, ein Wort gesagt, zumal Friedrich Wilhelm I. mit Recht als Erfinder des Zopfes bezeichnet wird. Der Zopf steht insofern mit der Perrücke (vgl. S. 81) in einem entschiedenen Gegensatz, als diese das eigene Haar verdrängte, wogegen der Zopf es wieder zu Ehren brachte, mochte er immerhin sich durch Einlage fremden Haares verstärken.

Aber nicht plötzlich trat diese Haartracht auf; durch Mancherlei ward ihre Einführung vorbereitet. Wir haben gesehen, wie die Perrücke ihren Trägern eine zierliche Gemessenheit der Bewegung abnöthigte. Man wußte selbst beim Tanze der Forderung, die Locken zu schonen, zu genügen. Anders war es bei den Uebungen im Reiten und Fechten; dabei konnte es nicht ausbleiben, daß der Lockenwald durch einander geschüttelt wurde, was die einzelnen Locken verdarb und den Trägern ein wirres Aussehen gab. Man suchte sich in Deutschland dadurch zu helfen, daß man beim Fechten und Reiten die Locken hinten zusammenband. Das war der Anfang des Zopfes. Dies Zusammenbinden des Haares bewirkte, daß die Locken bei jenen lebhaftere Bewegungen unbedingt erfordernden Uebungen nicht hin und her flatterten, es schützte sie indeß doch nur zum Theil vor dem Zerzausstwerden. Die Franzosen gingen einen Schritt weiter und steckten die Locken in ein zierliches, flaches, seidenes Säckchen. So entstand der Haarbeutel, der sich alsbald auch in Deutschland einbürgerte.

Die Perrücke hatte unterdessen an Umfang nach und nach verloren, doch war sie immer noch eine kostspielige Tracht, deren Unterhalt verhältnißmäßig viel Zeit und Geld hinnahm. Im Heere hatte sie zuerst bei den obersten Anführern Aufnahme gefunden, war aber bald bei allen Offizieren in Gebrauch gekommen. Als nun endlich die Perrücke Allgemeintracht im Volke geworden war, blieben nur die Soldaten von den Offizieren abwärts übrig, die nach älterer Weise ihr eigenes Haar trugen. Daß dieser Umstand von einem Kriegsherrn, wie Friedrich Wilhelm es war, der das Aeußere seiner Soldaten bis auf die geringfügigste

Kleinigkeit überwachte, in strengste Erwägung gezogen ward, kann nicht auffallen. Was thun? Die Perrücke bei dem gesammten Heere einzuführen, hätte eine bedeutende Mehrausgabe aus der Staatskasse erfordert, ganz abgesehen davon, daß dem Könige diese Mode zuwider war (er trug nur die kleinste Art der Perrücken, den sogenannten Muffer). Aber noch andere Bedenken machten sich geltend. Welch unsägliche Mühe würde es verursacht haben, bei dieser Tracht Gleichmäßigkeit, welchen Aufwand von Zeit, die Perrücken zugleich säuberlich zu erhalten! Da wies denn die Mode des Zusammenbindens der Locken bei Reitern und Fechtern naturgemäß auf einen Ausweg hin. Nicht die Locken der Perrücken, sagte sich der König, sollen meine Soldaten sich im Nacken zusammenbinden, sondern ihr eigenes Haar. Das ist einfach und billig, und der Zopf paßt vortrefflich zu den Linien der engen, knappen Kleidung! — Es erfolgten die entsprechenden Befehle, und es war damit der eigentliche Zopf zunächst als die Tracht der gemeinen Soldaten eingeführt.



Zopftrachten (in der Mitte König Friedrich Wilhelm I., der Erfinder des Zopfes).

Allgemach verstieg sich die neue soldatische Haartracht bis zu den Heerführern. Von hier aus verbreitete sie sich in den Kreisen des Adels und der höheren Beamten sowie im Bürgerstand und gewann endlich Bürgerrecht in der ganzen gebildeten Welt. Die Geltung des Zopfes, dem man es nicht an Bänderschmuck fehlen ließ, stieg mit seiner Stärke.

Längst schon war der Puder in Gebrauch und wurde sowol bei der Perrücke als auch bei der Zopffrisur angewandt. Um ihm Halt zu geben, ward das Haar zuvor mit Pomade eingeschmiert. Dann tüpfte man den Puder mit einer seidenen oder leinenen Quaste auf das Haar, wandte auch wol einen kleinen Blasebalg an, um ihn in das Haar zu blasen. Mehr und mehr ging man verschwenderisch mit dem Streumittel um, endlich ward der Puder so dick aufgetragen, daß das Haar — auch die Jugend schmückte sich mit dem Schnee des Alters — schneeweiß erschien. Der Hauptbestandtheil des Puders war Weizenmehl. Demnach entzog man zur Zeit der Blüte dieser eigenthümlichen Art, sich zu schmücken, eine außerordentliche Menge eines vortrefflichen Nahrungsmittels seinem natürlichen Gebrauche. Nach einer mäßigen Berechnung sind in Preußen um die bezeichnete Zeit jährlich über 570,000 Scheffel Weizenmehl auf diese Art verbraucht worden.

Gewerbthätigkeit. Der Aufwand des Hofes unter Friedrich I. und das damit gegebene Beispiel hatte sich der Entwicklung der Gewerbthätigkeit als sehr förderlich erwiesen.

So kam es, daß die plötzlich eingetretenen, auf Ersparnisse im Haushalt abzielenden Neuerungen unter Friedrich Wilhelm Anfangs viele Klagen hervorriefen. Doch der Strom des gewerblichen Lebens war nur auf kurze Zeit gehemmt worden, um im Großen und Ganzen in eine andere Richtung geleitet zu werden. An die Stelle des höfischen Aufwandes traten die Ausgaben für das Heer, das, wie schon erwähnt wurde, der König während seiner Regierung fast um das Doppelte vermehrte. Es mag die Behauptung, die Vermehrung des Heeres habe der Gewerbthätigkeit und somit dem weiteren Aufblühen der Städte zum Vortheil gereicht, im ersten Augenblicke als unhaltbar erscheinen, aber es hat damit gleichwol seine Richtigkeit. Der König verbot die Ausfuhr der Wolle und die Einfuhr fremder Tuche. Die Stoffe, die das Land hervorbrachte, sollten für das Land verwerthet und damit zugleich die Menge müßiger Arbeitskräfte in Thätigkeit gesetzt werden. Der Leser erinnert sich der alten, in der Klosterstraße gelegenen markgräflichen Hofburg. Sie wurde von Friedrich Wilhelm zum Hauptplatz der neuen Gewerbthätigkeit bestimmt, und bald lagerten in ihren weiten Räumen Massen roher Wolle und gefertigter Tücher und Zeuge. Daher der jetzt noch geltende Name „Lagerhaus". Tausende von fleißigen Händen wurden hier beschäftigt, und schon im Jahre 1714 erschien ein königlicher Befehl, demzufolge die Regimenter die feineren Tücher sowie die Zeuge zu Jacken und Rockfutter von hier zu beziehen hatten. Der Generalität und sämmtlichen Offizieren der Armee wurde bei Androhung der Ungnade des Königs befohlen, die Tuche und was sonst zu den Montirungen gehörte nur aus inländischen Fabriken zu entnehmen. Nach einem weiteren Befehle sollten königliche Beamte und Vasallen kein anderes als rothes und blaues, im Lande angefertigtes Tuch, auch nur inländische Zeuge, Strümpfe und Hüte für sich und ihre Dienerschaft verbrauchen. Das Geld sollte eben im Lande bleiben. Durch Herbeiziehung tüchtiger Werkmeister aus den Niederlanden kam es bald so weit, daß preußische Tuche und Gewebe vom Auslande, namentlich von Rußland, verlangt wurden. „Es ist zum Erstaunen", heißt es in einem Bericht aus jener Zeit, „welche Menge Tuche, Eisenwaaren, Salz und fabrizirte Artikel mannigfaltiger Art die Russen von uns kaufen."

Das Finanzwesen. Um in der Finanzverwaltung Ordnung und steten, sicheren Gang herzustellen, schuf der König das „Generalfinanzdirektorium". Demselben wurden alle Domänen-, Forst-, Jagd-, Post-, Münz- und Bergwerkssachen zugewiesen, nur das Generalkriegskommissariat blieb als abgesonderte Behörde bestehen. Die Karossen- und Perrückensteuer wurde abgeschafft, die Accise dagegen, welche die Haupteinnahme des Staates bildete, verschärft und auf den in den Landestheilen eingeführt, in denen sie bisher noch nicht bestanden hatte. Da die Besitzer der größeren Güter bisher für ihren Bedarf von dieser Verbrauchssteuer befreit waren, so führte der König auf dem Lande eine allgemeine Steuer, „Kontribution", ein, die einen Jeden ohne Unterschied traf. Er ging dem Adel mit gutem Beispiele voran, indem er sich selbst eine Steuer auferlegte. Auf seinen Befehl mußten alle Wagen des königlichen Hauses ebenso wie die anderen einfahrenden Wagen an den Stadtthoren zu Berlin angehalten, durchsucht und die auf denselben befindlichen Gegenstände der Verzehrung versteuert werden.

Später wurde auch noch das Kriegskommissariat der Hauptfinanzkasse einverleibt, für die der König eine Geschäftsordnung — ein Muster von Klarheit und Bestimmtheit, aber freilich auch von äußerster Strenge — ausarbeitete. Die Sitzungen des Direktoriums begannen im Sommer pünktlich um sieben, im Winter um acht Uhr. Eine Stunde Verspätung, ohne die vorher eingeholte Erlaubniß des Königs, wurde mit 100 Dukaten, die Versäumniß einer ganzen Sitzung mit der Hälfte des Jahrgehaltes bestraft. Wer zweimal ohne Erlaubniß oder genügende Entschuldigung fehlte, ward „cum infamia" kassirt. Die Sitzungen sollten so lange währen, bis die laufenden Geschäfte abgethan seien. Zogen die Arbeiten sich aber bis über zwei Uhr hinaus, so hatte die königliche Küche eine Mahlzeit von vier guten Gerichten nebst Wein und Bier herbeizuschaffen.

In der Instruktion droht der König den Beamten, „die nicht in allen Stücken der Instruktion nachleben, sondern es etwa wieder auf den alten Schlendrian wollen kommen lassen“: — „diese mögen sich nur im Voraus Rechnung machen, daß Wir es ihnen nicht schenken, sondern ihren Ungehorsam und Widerspänstigkeit auf gut Russisch bestrafen werden.“

Als sehr vortheilhaft bewährte sich in Bezug auf die Einnahme aus den Domänen die Veränderung der Erbpacht in eine Zeitpacht. Die Pächter trieben sich bei ihren Geboten in die Höhe und waren danach, um bestehen zu können, gezwungen, sich guter Bewirthschaftung zu befleißigen.

Streitigkeiten mit der Ritterschaft.

Der Leser weiß, daß durch die veränderte Kriegführung längst der uralte Gebrauch, daß die Ritter sich persönlich zu Pferde einzustellen hatten, abgekommen war. So lange dieser Gebrauch in Wirksamkeit gewesen, hatte die Steuerfreiheit der Ritter eine Berechtigung gehabt. Jetzt aber, seitdem das Volk die Last der Kriegführung zu tragen hatte und dem Adel obendrein die Offizierstellen zugute kamen, lag nichts näher, als die Einschränkung solcher Rechte. Schon Friedrich I. hatte den Versuch gemacht, die Ablösung jener Lehnsverbindlichkeit durch eine Geldzahlung einzuführen; er war jedoch an dem Widerstreben des Adels damit gescheitert. Friedrich Wilhelm griff, wie Alles, auch diese Sache kräftig an. Er verlangte 50 Thaler für jedes Ritterpferd, stellte aber später die Summe von 40 Thalern fest. Für einige Gegenden ward die Ablösungssumme noch niedriger gestellt. Die märkische Ritterschaft gab ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich einer solchen Bestimmung zu unterwerfen, fügte aber bei: „sie hoffe, daß an den Vorrechten des Adels dadurch nichts geändert werde.“ Eine solche Erklärung abzugeben, äußerte sich der König, wolle er den Betheiligten nicht wehren. Was er ihnen lasse, bestehe in Nichtigkeiten, was er zu Gunsten des Landes gewinne, in Wirklichkeiten. Einen solchen Tausch wünsche er wol alle Tage machen zu können!

Die Ritterschaft im Magdeburgischen und in Preußen dagegen trat mit demselben Widerstande auf, wie Friedrich I. ihn gefunden hatte; ja acht Ritter aus dem Magdeburgischen waren so sehr auf die Erhaltung jenes Vorrechtes versessen, daß sie sich mit einer Klage nach Wien wandten. Da gerade in dieser Zeit kein gutes Einvernehmen zwischen Wien und Berlin herrschte, nahm man sich in der Hofburg der klagenden Herren lebhaft an, worüber der König im höchsten Grade aufgebracht wurde. Er befahl seinen Ministern, die Sache gegen die Kläger „mit äußerstem Nachdruck fortzusetzen und ihnen den Kitzel zu vertreiben, weiter an dergleichen gottloses und frevelhaftes Beginnen gegen ihren Landesherrn zu denken.“ In Wien nahm man indeß die Klage der Ritter sehr ernst, um so mehr, als das in derselben ausgesprochene Verlangen den dort herrschenden Anschauungen entsprach, und man eine sich darbietende Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollte, zu zeigen, wer Oberherr im Reiche sei. Wirklich ging man so weit, zu Gunsten der acht Ritter einen Exekutionsbefehl an Kursachsen und mehrere Reichskreise zu erlassen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Fragen der großen Politik dazwischen getreten wären, die den Kaiser bestimmten, Friedrich Wilhelm nicht noch weiter zu reizen. Die klagenden Herren mußten sich schließlich fügen.

Wie wenig der König überhaupt geneigt war, dem Wohle eines Standes das Wohl des Ganzen zum Opfer zu bringen, dafür mögen bei dieser Gelegenheit zwei Beispiele angeführt werden. Der König beabsichtigte, in Preußen den Hufenschoß einzuführen, wogegen der Landmarschall der preußischen Stände Namens derselben förmlich Protest einlegte. Empört darüber, drohte der König, „den Junkers ihre Autorität zu ruiniren“, und fügte hinzu: „Ich stabilire meine Souveraineté wie ein Rocher von Bronce!“ — Ein Herr von Strunckede in Kleve reichte eine Beschwerde ein, in welcher er sagte, ein Herr von Pabst, der von jüngerem Adel als er sei, habe sich in der Kirche über ihn gesetzt, wodurch er veranlaßt worden sei, sich in ein anderes Gotteshaus zu begeben. Der König wolle die Gnade haben,

den alten Adel in seinen Vorrechten zu schützen. In seiner Antwort nannte der Monarch dieses Verlangen des von Strunckede eine Thorheit und fügte hinzu, da, in Berlin eine derartige Rangordnung nicht üblich sei, man sie auch in Kleve nicht aufrecht zu halten brauche. Wenn Pabst sich über ihn, den König, setze, so bleibe er doch, was er sei.

Einwanderung. Die Spuren des Dreißigjährigen Krieges waren in Preußen noch immer nicht verwischt. Wie einst unter den Askaniern christliches und deutsches Leben durch Heranziehung von Einwanderern gefördert worden war, so geschah ein Gleiches unter den Hohenzollern, namentlich unter dem Großen Kurfürsten. Für ihn galt es, die Wunden, die der Dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen und dem Menschenmangel auf weiten Strecken durch neue Ansiedelungen abzuhelfen. Wir erinnern an die Einwanderung der Hugenotten, denen er ein Asyl bot. Aber es blieb trotz seines unermüdlichen Wirkens in dieser Beziehung noch viel zu thun übrig. Befanden sich beim Schluß seiner Regierung doch allein noch in den kurmärkischen Städten gegen 4000 wüste Stellen. Unter seinem Nachfolger Friedrich I. geschah für Kolonisation verhältnißmäßig wenig. Desto thätiger zeigte sich auf diesem Gebiete Friedrich Wilhelm I. Ganz besonders bedurfte Ostpreußen des Neuanbaues. Der Leser erinnert sich, in wie grauenhafter Weise hier Polen und Lithauer während des schwedisch-polnischen Krieges gewüthet hatten. Nicht allein Hunderte von Ortschaften waren zerstört und viele Tausende von Menschen erschlagen worden, es hatten die dem Kriege nachfolgenden Würgengel Hunger und Seuchen ebenfalls viele Tausende der Einwohner dahingerafft. Nun war, wenige Jahre vor Beginn der Regierung Friedrich Wilhelm's I., in dem unglücklichen Lande ein neuer Dämon aufgetreten: die orientalische Pest, welche in den Jahren 1708—1711 den dritten Theil der Bevölkerung hinwegraffte, so daß in Ostpreußen nur 400,000 Menschen übrig blieben. Die Folge davon war, daß gegen 60,000 Hufen Landes verödet lagen.

Der Kurfürst erließ drei Patente, in welchen er evangelische Ausländer zur Einwanderung aufforderte. Bauern, welche auf eigene Kosten kämen und ihre Niederlassung auf der angewiesenen Stelle (mit 2 Hufen oder 60 Morgen = 15 ha Saatland und dem nöthigen Wiesgrund) selbst bestritten, sollten neun Freijahre genießen; die auf Staatskosten mit einem Hofe versehenen drei, die auch auf Staatskosten zugereisten zwei Jahre. Allen Ansiedlern wurde das Nöthige an Wirthschaftsgeräthen, Vieh und Saatgetreide, den Gemeinden Weideland und Holzungsrecht zugesagt, die Leistung nach Ablauf der Freijahre billig bemessen.

Der nächste Erfolg war der, daß bis Ende des folgenden Jahres (1725) 9500 Personen und zwar aus Franken, der Pfalz und zum kleineren Theile auch aus der Schweiz einwanderten. Polen und Lithauern war aus politischen Gründen die Aufnahme versagt.

Einwanderung der Salzburger. Da trat ein Ereigniß ein, das dem Könige die Ausführung seines Wunsches in umfangreicherer Weise möglich machte und ihm zugleich Gelegenheit bot, vor Kaiser und Reich zu erkennen zu geben, daß er sich, wie einst der Große Kurfürst, als Schutzherrn der evangelischen Kirche betrachte, und daß er, gleich seinem Vorgänger, unter keinen Umständen gesonnen sei, Bedrückungen seiner Glaubensgenossen zu dulden.

In dem Erzstifte Salzburg, einem segenreichen, wegen seiner Naturschönheiten, seiner Felsgebirge, grünen Thäler und hellen, fröhlichen Gewässer gefeierten Ländchen, hatte ihrer Zeit die Lehre des Johann Huß einen guten Boden gefunden, und der Geist, von dem damals Vieler Herzen ergriffen worden waren, war nicht wieder auszurotten gewesen. Eine Zeit lang waren die Verfolgungen eingestellt worden, man hatte die Bewohner des Erzstiftes ihrem Glauben leben lassen. Nun kam im Jahre 1727 der Freiherr von Firmian in das bischöfliche Amt, ein Mann, der den fanatischen Vorsatz hegte, das lutherische Wesen, koste es auch, was es wolle, in dem Erzstifte auszurotten. Er rief eine Schar Jesuiten herbei, und es begannen nun Quälereien gegen die Evangelischen, ähnlich denen, die früher in den österreichischen Erblanden geübt worden waren; Einzelne wurden eingekerkert, Andere mit Geld- und Leibesstrafen belegt. Zwei der Gemißhandelten wanderten

aus, aber man behielt ihnen ihre sämmtliche Habe zurück. Diese und andere Gewaltthätigkeiten führten die evangelischen Salzburger — ihre Zahl belief sich damals auf 22,000 — nur enger zusammen. Nun beschloß Firmian, als Erzbischof Leopold Anton, noch entschiedener gegen die ihm verhaßten „Ketzer" vorzugehen. Er wandte sich an den Kaiser, und es wurden ihm zur Durchführung seiner Pläne österreichische Truppen zur Verfügung gestellt. Diese wurden in die Häuser der Evangelischen einquartiert. Plötzlich erschien, mitten in dem harten Winter von 1731 auf 1732, ein erzbischöflicher Erlaß, demzufolge die nichtansässigen Evangelischen bei schwerer Ahndung binnen acht Tagen „mit hintantragendem Sack und Pack das Salzburgische zu meiden hätten."

In einem zweiten Erlaß wurde auch den ansässigen Evangelischen befohlen, das Land zu verlassen. Statt ihnen jedoch, den Bestimmungen des Westfälischen Friedens gemäß, eine Frist von drei Jahren zu gewähren, gab ihnen der Erzbischof, je nach ihrem Vermögen, nur verhältnißmäßig geringe Zeit, ihre Güter zu veräußern. Die „Nichtansässigen" wurden auch wirklich nach acht Tagen durch Soldaten zur Grenze transportirt. Die Ansässigen, die wenigstens in der schweren Winterzeit nicht weggetrieben wurden, sandten Abgeordnete an die evangelischen Fürsten und baten um Beistand. Auch in Berlin trafen Abgeordnete der Salzburger ein. Der König erklärte sich bereit, die Bedrückten in sein Land aufnehmen zu wollen, „und wenn sie auch ihrer Tausende wären." Sogleich erließ er eine ernste Mahnung an den Erzbischof, den Auswanderern, die er von dieser Stunde an als preußische Unterthanen anzusehen habe, an ihrem Eigenthum keinerlei Schaden zuzufügen. Gleichzeitig wandte er sich an die benachbarten Regierungen mit dem Ansuchen, den Verfolgten freien Durchzug zu gestatten. In einer öffentlichen Bekanntmachung sicherte er den Auswanderern täglich für den Mann vier, für eine Frau drei, für ein Kind zwei Groschen Reisegeld zu und ließ die nöthigen Veranstaltungen treffen, daß den Leuten sogleich beim Uebertritt über die Grenze Zahlungen geleistet werden konnten. Endlich drohte er durch seinen Gesandten in Regensburg, daß, falls man sich etwa sollte beikommen lassen, den Abziehenden, entgegen den klaren Bestimmungen des Westfälischen Friedens, Hindernisse in den Weg zu legen, er unwiderruflich entschlossen sei, „alle in seinen Händen befindlichen Mittel zu gebrauchen, um Jene klag- und schadlos zu halten", und gab zu bedenken, daß er katholische Unterthanen genug in seinen Landen habe, die bisher in Frieden und Freiheit ihres Glaubens hätten leben dürfen, gegen die er aber seine Haltung ändern müsse, wenn das grausame Verfahren gegen die Salzburger Protestanten fortgesetzt werde.

Die zur Winterzeit ausgetriebenen Salzburger, 14,000 an der Zahl, denen nur gestattet worden war, so viel von ihrem Eigenthum mitzunehmen, als sie auf dem Rücken zu tragen, vermochten, hatten fast einen Monat lang in der Winterkälte an der bayerischen Grenze, und zwar meist im Freien, zubringen müssen, so daß ihrer Viele kläglich umgekommen waren. Den Begüterten war im Grunde nur deshalb eine Frist von einigen Monaten gewährt worden, um ihnen noch so viel als möglich Schaden zuzufügen. Keiner von ihnen war seines Eigenthums, seiner Freiheit, ja seines Lebens sicher, denn der Bischof hatte in echt jesuitischer Weise die Drohung ausgesprochen: „er behalte sich gegen Ketzer und Rebellen, die zu keinem der im Reiche geduldeten drei Bekenntnisse gehörten, die Bestrafung vor." Damit war es in die Hand der geistlichen Gerichte gelegt, einem Jeden, den sie vor sich riefen, nach Vorlegung verfänglicher Fragen, zu sagen: du bist weder Katholik, noch Lutheraner, noch Reformirter, sondern ein Rebell und Ketzer, folglich — wirst du bestraft!

Man kann demnach ermessen, welch einen Eindruck der Erlaß Friedrich Wilhelm's auf die ihrem Glauben mit Treue anhängenden Salzburger machen mußte. Obgleich nun auch von Holland und England Einladungen zur Einwanderung an sie ergangen waren, so wandte sich doch der bei weitem größte Theil den preußischen Landen zu. Gemäß der Zusage wurden sie an der Grenze von preußischen Beamten empfangen und mit dem versprochenen Reisegelde versehen, worauf sie ihre Reise in Trupps von 200—300 fortsetzten.

Die Mehrzahl der Einwanderer nahm ihren Weg über Berlin. Allerorten sahen sie sich in der herzlichsten Weise empfangen; Prediger und Lehrer zogen ihnen mit der Schuljugend entgegen; die Einwohner, Hohe und Niedere, Lutheraner und Reformirte, Katholiken und Juden, bewirtheten sie und thaten für die Bedürftigen ihre milde Hand auf. Unter den Linden in Berlin fanden mehrmals derartige Bewirthungen und Beschenkungen statt, bei denen auch der König und die Königin zugegen waren. Im April 1732 langte der erste Zug in Berlin an. Der König befragte die Angekommenen nach ihrem Glaubensbekenntniß und äußerte dann: „Ihr sollt es gut haben, Kinder — ihr sollt es bei mir gut haben!"

Um womöglich eine Zahl der zur Auswanderung sich Vorbereitenden zum Abfall und zum Bleiben zu bewegen, wurden von den Salzburger Jesuiten die ärgsten Verleumdungen gegen Friedrich Wilhelm und unwahre Schilderungen der Reise wie auch des Landestheiles, der den Einwanderern eine zweite Heimat werden solle, verbreitet, nicht minder auch der Behandlung, die ihrer harre, so daß sich der König veranlaßt sah, eine Bekanntmachung zu erlassen, in welcher angezeigt ward, daß allen wegen ihres Glaubens Vertriebenen, die bisher seiner Einladung Folge geleistet hätten, Zehrungsgelder und Vorspann bis Preußen gegeben worden sei, und daß auch fernerhin gegen Nachfolgende in gleicher Weise verfahren werden solle. „Auf ihrer Reise", heißt es in der Bekanntmachung weiter, „wären sie von Lutheranern und Reformirten allerorten auf das Liebreichste aufgenommen und mit mehr als 80,000 Gulden unterstützt worden. Durch das Polnische habe er sie mit starker Bedeckung geleiten lassen, endlich fürs Erste vier lutherische Prediger anstellen lassen und werde noch mehrere schicken. Das ihnen gegebene Land sei fruchtbar, habe gute Aecker, Wiesen, Weide, Fischereien und Wälder; man könne, weil da Alles sehr wohlfeil, schöne Güter in Menge erwerben, was auch mehrere Salzburger bereits gethan hätten. Se. Majestät lasse ihnen neue Häuser und Kirchen, ja ganz neue Dörfer bauen. Familien und Verwandte blieben, so viel wie möglich, zusammen, Jeder behalte seine Hantirung, die er getrieben. Außer freier Wohnung erhalte ein jeder Landbauer das nöthige Rind-, Schwein-, Schaf- und Federvieh, auch Wagen und Ackergeräth unentgeltlich. Alles, was sie in ihrem ehemaligen Vaterlande zurückgelassen, werde aufgezeichnet, und der König wolle Jedem zu dem Seinen verhelfen. Von allen Einwanderern würde dankbar anerkannt, was der König für sie gethan, und sie wünschten nichts mehr, als daß ihre in der Finsterniß zurückgebliebenen Brüder möchten erleuchtet und zur Erkenntniß gebracht werden."

Nun bewährte die von Friedrich Wilhelm eingeführte sparsame Staatshaushaltung ihren Segen. Er besaß ausreichende Mittel, Heilsames und Nützliches durchführen zu können. Von Hoffesten merkten und hörten die Bewohner der Hauptstadt lange nichts: der König bereitete ihnen in jenen Bewirthungen unter den Linden Volksfeste edelster Art. Diese bildeten für lange Zeit erhebende Gegenstände der Unterhaltung für die Berliner.

Der Seuche und dem Hunger, die in Preußen dem Kriege gefolgt waren, hatte man unter der vorigen Regierung zumeist deshalb nicht entgegenzutreten vermocht, weil es an den nöthigen Geldmitteln fehlte; dies war ein Hauptgrund des Dahinschwindens der Bevölkerung gewesen. Jetzt boten die königlichen Ersparnisse das Mittel, die verödeten Landstriche mit einem tüchtigen Menschenschlage wieder zu bevölkern und diese zugleich der widerwärtigen Glaubensverfolgung zu entziehen. Der sonst so haushälterische Fürst, der in Zorn gerathen konnte, wenn er eine Messerspitze voll Salz verschwenden sah, spendete jetzt mit vollen Händen. Er verwandte allein zu Gunsten der 17,000 Salzburger, die sich in Preußisch-Lithauen (um Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg) ansiedelten, gegen 6,000,000 Thaler, und nach wenigen Jahren war es ihm gelungen, in dem ihnen überwiesenen Landestheile 12 Städte und 332 Dörfer, meist ganz neu, zu gründen, und außerdem eine Anzahl Wassermühlen und 49 Domänen anzulegen: in der That ein glänzender Erfolg der Bemühungen des Königs, die Provinz Preußen wieder emporzubringen. „Der Osten dieser Provinz", schrieb 1863 ein Königsberger, „wird Friedrich Wilhelm I. ewig als seinen Kulturbringer verehren."

Friedrich Wilhelm hatte den Erzbischof ermahnt, den Betheiligten ihr zurückgelassenes Vermögen herauszugeben. Waren doch im Salzburgischen allein gegen 2000 Bauerhöfe verlassen. Obgleich durch diesen Umstand die Grundstücke im Preise sehr gesunken waren, und der Bischof „die ihm zustehenden Abzugsgelder" auf 7—800,000 Gulden berechnete, setzte es doch der König durch sein kraftvolles Auftreten durch, daß den Ausgewanderten noch gegen 4,000,000 Gulden für ihren in der Heimat verlorenen Besitz ausgezahlt wurden.

Bewirthung der Salzburger unter den Linden. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dem Leser wird es ohne Zweifel von Interesse sein, zu vernehmen, daß, wie vom Professor Chr. F. Schulze in Gotha neuerdings nachgewiesen worden ist, auf dem Zuge der Salzburger, und zwar zu Altmühl im Oettingenschen, sich die Begebenheit zugetragen hat, die dem Goethe'schen Meisterwerke „Herrmann und Dorothea" zu Grunde liegt. Dieselbe findet sich erzählt in einem Abschnitte des im Jahre 1732 in Leipzig erschienenen Buches: „Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner in dem Erzbisthum Salzburg." Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, mit welcher Treue und vor Allem mit welcher Anmuth Goethe sie wiedergegeben hat.

Sorge für die Landeskultur. Friedrich Wilhelm gehörte zu den Regenten, welche selber sehen und hören wollen. Bei seinen vielfachen Reisen ließ er es seine fortwährende Sorge sein, zur Bebauung des Bodens aufzumuntern, und er griff, was gerade nicht selten geschah, bei Versäumnissen durch strenge Befehle ein. Und das war von großem Segen. Man bedenke nur, daß damals im Großen und Ganzen der Landbau noch im Argen lag, daß es eine landwirthschaftliche Literatur zur Verbreitung besserer Ansichten noch gar nicht gab, und daß die Bevölkerung zumeist nicht danach geartet war, daß man ihr mittels sanfter Vorstellungen beizukommen vermocht hätte. Da war es ein Glück für das Land, daß ein absoluter Wille die Bevölkerung nöthigte, rüstig Hand anzulegen. Friedrich Wilhelm wußte, was er wollte, denn er hatte seinen ihm angeborenen hellen Blick für ländliche Zustände durch einen fast ununterbrochenen Verkehr mit der Praxis geschärft; es waren von ihm Personen in die Verwaltung gezogen worden, deren Wirken auf dem Gebiet der Landeskultur günstige Ergebnisse zu Tage gefördert hatte. Welch ein Eifer ihn in dieser Richtung beseelte, ergiebt sich schon daraus, daß er fast in jedem Jahre persönlich die zahlreichen Domänen bis ins Einzelne inspizirte und sich jede Woche über sie berichten ließ. Aufmerksam verfolgte er alle Verbesserungen auf dem Gebiete des Wirthschaftsbetriebes und veranlaßte die sofortige Einführung des Bewährten auf den Domänen. — Von dem havelländischen gegen sieben Meilen langen Luche, das an den meisten Stellen etwa eine Meile breit ist, war schon die Rede. Es trug saures und bitteres Gras, das außerdem nur zur Winterzeit bei starkem Frost abgemäht werden konnte, da Niemand die in den anderen Jahreszeiten schwankende Sumpfdecke, unter der an manchen Stellen das Moor fast unergründlich war, zu betreten wagte. Das Vieh konnte nur an den Rändern geweidet werden, und häufig genug geschah es, daß ein oder das andere Stück der Herden versank. — Der König faßte den Plan, den ganzen Landstrich urbar zu machen.

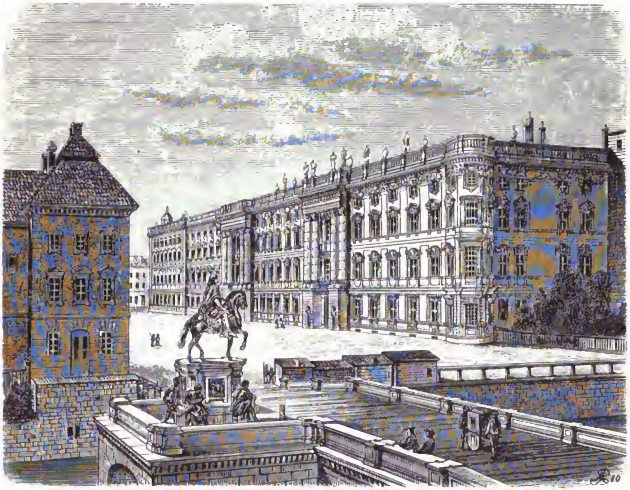
Als die Bewohner der umliegenden Dörfer aufgefordert wurden, sich an den Arbeiten zu dem bezeichneten Zwecke zu betheiligen, gab es verdrießliche Gesichter genug zu sehen. Das Moor, hieß es, bestehe seit uralten Zeiten: wer vermöge dasselbe durch Menschenkraft hinwegzubannen? Nach wenigen Jahren war man eines Besseren belehrt.

Mit einem Aufwande von etwa 70,000 Thalern wurden dem Sumpflande im Ganzen gegen 15,000 Morgen abgerungen, und bald sah man Wiesen und Felder prangen, wo früher aus schmutzigem, übelriechendem, mit einer graubläulichen Decke überzogenem Wasser nur Sumpfgewächse emporgesproßt waren. Hier legte Friedrich das Amt Königshorst mit einer Musterwirthschaft an. In derselben empfingen Mädchen aus verschiedenen Gegenden des Landes Unterricht in der Landwirthschaft und Haushaltung, besonders wurden sie in der Butter- und Käsebereitung nach holländischer Art gründlich unterwiesen. Denjenigen, die sich auszeichneten, bewilligte der König 24 Thaler als Aussteuer bei der Verheirathung.

Berlin unter Friedrich Wilhelm I. Mit Eifer betrieb Friedrich Wilhelm I., wie hier erwähnt werden möge, der erste preußische Fürst, der seine Erlasse nicht mehr, wie es bis dahin geschah, von Cöln an der Spree, sondern von Berlin datirte, gleich nach Antritt seiner Regierung den völligen Ausbau des Berliner Schlosses; aber es ward dabei von dem ursprünglichen Plan, soweit derselbe noch nicht verwirklicht war, abgegangen. Das Prunkvolle und Kostspielige mußte dem Nützlichen und Nothwendigen weichen. Nach dem Bauplane Eosander's hatte dem großen Portal an der Schloßfreiheit ein Thurm aufgesetzt und in der Mitte des Schloßhofes ein Querflügel gebaut werden sollen. Beides unterblieb. Auch wurde der nach dem Lustgarten und der Schloßfreiheit zu gelegene, nicht weniger als 105 Fuß lange, 51 Fuß breite und 41 Fuß hohe Festsaal nicht ausgebaut, sondern lediglich überweißt, weshalb er Weißer Saal genannt ward, welcher Name ihm bis heute geblieben ist. Der König nahm Wohnung in dem Erdgeschoß nach der Lustgartenseite. Um mehr Licht zu gewinnen, ließ er einige Fenster breiter und höher machen, wodurch die prächtige Façade in hohem Grade beeinträchtigt wurde. Der Bau des Schlosses ward im Jahre 1716 vollendet.

Dasselbe bildet ein großes längliches Viereck, dessen Langseite nach dem Lustgarten zu 626 und dessen Schmalseite an der Schloßfreiheit 373 Fuß beträgt. Den vor dem Schlosse bei der Domkirche befindlichen Kirchhof ließ Friedrich Wilhelm in einen freien Platz, den Lustgarten in einen Exerzierplatz verwandeln. Der Leser erinnert sich, daß in dem Lustgarten ein Lusthaus und ein Pomeranzenhaus angelegt worden waren. Ersteres überließ der König der Kaufmannschaft, die es zur Börse benutzte, letzteres wurde zu Fabrikzwecken verwendet.

Vor Allem lag dem Könige der Ausbau der Friedrichsstadt am Herzen. Sie wurde von der Mauerstraße bis zur Wilhelmsstraße erweitert, und dieser Ausbau, wie auch zugleich das Köpnicker Feld mit der zum Theil noch vorhandenen Stadtmauer umzogen und mit vier Thoren versehen. — In diesem Stadttheile bauten sich zwischen der Krausen- und Schützenstraße die aus Böhmen vertriebenen Protestanten an.



Das königl. Schloß in Berlin nebst der Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke.
Zeichnung von G. Rehlender.

Sie erhielten vom Könige vielfache Unterstützung. — Sehr förderlich für das Gedeihen des neuen Stadttheils war es, daß demselben außer den ihm bewilligten gewöhnlichen Wochenmärkten auch zwei von den vier Berliner Jahrmärkten zufielen.

Um den Häuserbau möglichst zu befördern, wurde allerdings sehr häufig mit großer Härte gegen Beamte und Bürger verfahren, indem sie geradezu gezwungen wurden, auf bestimmten Stellen Häuser zu bauen, auch wenn sie nachwiesen, daß es ihnen dazu an den nöthigen Mitteln gebreche. Der Geheimerath Gerlach und der Oberst von Derschau waren namentlich beauftragt, die Bauthätigkeit zu fördern und zu überwachen, und sie benutzten die ihnen verliehene Gewalt in einer Weise, die nicht selten die bittersten Klagen veranlaßte. Derschau stellte unter Anderem an den Geheimen Rath Nüßler das Verlangen, auf einer sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, und als dieser sich beim Könige beschwerte, ward er dahin beschieden, dem an ihn gestellten Verlangen nachzukommen, „oder Sr. Majestät allerhöchste Ungnade zu gewärtigen.“ — Die Markgrafen- und die Wilhelms-

Straße wurden zumeist von höheren Staatsbeamten bebaut, und es hieß die Gegend daher mit Recht das „Geheimrathsviertel". Jedem Gewerk ward aufgegeben, sich ein Haus zu erbauen; vom Magistrat forderte der König alljährlich die Errichtung von 200 Häusern. Er war zufrieden, wenn sie auch nur zwei Stockwerke hoch waren. Zum Zweck eines besseren Schutzes gegen Feuersgefahr erhielt Berlin fünf Spritzenhäuser, zugleich befahl der König, die wenigen Häuser, die noch keine Schornsteine hatten, niederzureißen; die Scharfrichterei wurde aus der Heidenreutergasse vor das Spandauer Thor verlegt, und auf dem neuen Markte ward eine Hauptwache erbaut. — Die aus der Zeit des Großen Kurfürsten herrührenden Befestigungen auf der kölnischen Seite wurden fast gänzlich abgetragen und auf dem gewonnenen Raume Häuser erbaut und Gärten angelegt; die Kochstraße, die Zimmerstraße, die Leipzigerstraße und die Lindenallee wurden verlängert, der Wilhelmsplatz, der Gensdarmenmarkt, der Leipziger- und der Dönhofsplatz zu Paradeplätzen bestimmt. — Der König hatte bei dem so überaus eifrigen Betriebe der Bauten zugleich militärische Zwecke im Auge. Er hatte den Plan, Berlin mit einer neuen Befestigung zu versehen, aufgegeben. Dagegen wollte er es ermöglichen, daß in Berlin 30,000 Soldaten bei den Bürgern Unterkommen finden könnten. Sie sollten, statt der Mauern, den lebendigen Schutz der Hauptstadt bilden.

König Friedrich I. hatte danach gestrebt, der Stadt Berlin äußerlich schon das Gepräge einer Königsstadt zu geben; seines Nachfolgers Sinn war, wie in anderen Dingen, so auch in Bezug auf die städtischen Bauten, allein darauf gerichtet, wirklich erkennbaren Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Selbst bei den unter seiner Regierung stattgefundenen Kirchenbauten mußte mit größter Sparsamkeit vorgegangen werden. Es ist noch anzuführen, daß unter Friedrich Wilhelm I. die Jerusalemer Kirche, die Böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche und das Kammergericht erbaut und die Parochial- und die Sophienkirche ausgebaut wurden, und daß die Einwohnerzahl der Stadt sich bis auf 90,000 hob.

Potsdam. Auch der $3^1/_2$ Meilen von Berlin an der Havel und an Seen der Havel anmuthig gelegenen Stadt Potsdam haben wir zu gedenken, weil das in dieser Stadt vom Großen Kurfürsten erbaute und von Friedrich I. erweiterte Schloß ein Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelm's war, und diese Stadt von ihm bedeutend erweitert wurde.

Ein neuerer berühmter Baumeister hat Potsdam eine „versteinerte Kabinetsordre" genannt und zwar im Hinblick auf die vielen auf Geheiß des Königs erbauten Häuser. Nicht nur befahl dieser, daß und wo sie gebaut, sondern auch, in welcher Form und Größe sie hergestellt werden sollten. Gleiches war freilich auch in Berlin geschehen, aber vielfache Neubauten haben daselbst den ursprünglichen Charakter der Straßen verwischt, während Potsdam im Großen und Ganzen das alte Ansehen bis heute nicht eingebüßt hat. „Hier war es", sagt A. Woltmann, „bei den meist aus Fachwerk bestehenden Häusern Gebrauch, in der Mitte des Daches einen sogenannten Erker anzubringen. Da es aber auch viele „halbe" Häuser gab, von denen je zwei und zwei zu einem scheinbaren Ganzen vereinigt wurden, mußte der Ecker, der auch hier nicht fehlen durfte, über der Grenze der beiden errichtet werden und ward im Innern halbirt". Die Gleichförmigkeit wurde nirgends unterbrochen, denn der König stellte sich, nach dem Ausdruck eines Architekten aus dem vorigen Jahrhundert, die Häuserreihen wie Soldatenreihen vor. Sie hatten ihre Uniformen und standen schnurgerade in Reih und Glied. Ging ein Haus einmal über das Gewöhnliche hinaus, so mußte ein tristiger Grund dafür vorhanden sein, wie bei der Wohnung des Obersten von Rheder, dem wegen seiner bedeutenden Körperlänge der König ein Haus mit besonders hohen Stockwerken errichten ließ. — Eine immer wachsende Vorliebe hatte der König für die holländische Bauart. Das schmucklose Aussehen, die natürliche Ziegelfarbe der holländischen Häuser, das Wirthliche und Saubere derselben sprachen ihn an. Zum Potsdamer Schloß gehörte ebenfalls ein Lustgarten, zu diesem ein Orangeriegebäude. Den Lustgarten ließ der König, wie er es mit dem Berliner Lustgarten gethan, in einen Exerzierplatz, das Orangeriegebäude in einen Pferdestall für die Potsdamer Dragoner umwandeln.

Religion und Kirche. Der König war dem Glauben seiner Kirche aufrichtig ergeben und suchte daher auch den kirchlichen Sinn im Lande nach Kräften zu fördern, was unter Anderem daraus hervorgeht, daß er einige hundert Kirchen bauen ließ. Als ihm angezeigt wurde, daß der Thurm der Petrikirche in Berlin, an dem man bereits mehrere Jahre gebaut hatte, mitsammt der Kirche abgebrannt sei, schrieb er an den Propst Reinbeck: „Ich werde gewiß weisen, daß ich Gott lieb habe, und werde, wo es Menschen möglich ist, Alles in Jahr und Tag in Stand setzen, daß der Gottesdienst wieder kann an selbigem Orte gehalten werden, wozu ich weder Mühe noch Geld sparen werde."

Entsprechend den Bestrebungen seines Vaters und seines Großvaters, bemühte auch er sich, eine Vereinigung der beiden evangelischen Konfessionen zu Stande zu bringen. Er selbst machte zwischen den Reformirten und Lutheranern gar keinen Unterschied. Friedrich Wilhelm besuchte den Gottesdienst regelmäßig und verlangte ein Gleiches sowol von den Seinen als auch von den Offizieren und den Beamten. An Soldaten und Arme ließ er unentgeltlich Erbauungsbücher vertheilen. Lange Predigten waren ihm zuwider, da, wie er sich äußerte, „durch verdrießliche Wiederholungen eines und desselben Gegenstandes den Zuhörern die Aufmerksamkeit und Andacht vergehe." Daher befahl er „bei zwei Thalern Strafe für jeden Uebertretungsfall", daß die Predigt außer dem Gesange und Gebete nie über eine Stunde dauern solle.

Gegen die Katholiken hegte er Mißtrauen, ja Widerwillen, wenn er durch irgend welche Umstände an den schreckensvollen Religionskrieg erinnert ward. Gab es doch jetzt noch in Preußen allerorten öde Landstriche, die vor jenem langdauernden Streite blühend und wohlhabend gewesen waren. Die Jesuiten waren ihm ein Greuel. Ihnen war es gelungen, seinen Gesandten beim Reichstage in Regensburg, einen Grafen Metternich, zu bewegen, daß er heimlich zur katholischen Kirche übertrat. Und dieser „Bekehrte" geberdete sich noch einige Jahre lang, seinem ihm unbedingt vertrauenden Könige gegenüber, als ein eifriger Förderer des Gedeihens der evangelischen Kirche! Kurz vor seinem Tode erst machte er dem Könige schriftlich das Geständniß, daß er bereits seit längerer Zeit Katholik sei, und äußerte dabei, daß es von Gewissens wegen einem jeden rechtlichen Katholiken freistehe, einem evangelischen Herrn zum Scheine zu dienen, wenn dies der Förderung der katholischen Kirche nütze. Echte Jesuitenmoral! — Das Verfahren des Erzbischofs von Salzburg war eben auch nicht dazu angethan gewesen, eine bessere Meinung von den Katholiken in dem Könige zu erwecken.

Das Blutgericht zu Thorn. Ein sehr beklagenswerthes Ereigniß in Thorn erregte das Herz des Königs aufs Tiefste. Dort hatte die evangelische Lehre schon im sechzehnten Jahrhundert Eingang gefunden, und es war den Thorner Bürgern vom Könige Sigismund August von Polen öffentliche Religionsfreiheit zugesichert worden. Als später die katholische Kirche in Polen wieder erstarkte, errichteten die Jesuiten in Thorn ein Kollegium, und es gelang ihren rastlosen Bemühungen, den Protestanten nach und nach die meisten Kirchen wieder zu entreißen, wodurch Letztere natürlich mehr und mehr gegen die Katholiken erbittert wurden. Nun geschah es, daß die Katholiken (am 16. Juli 1724) auf dem Kirchhofe der den Protestanten entrissenen St. Jakobikirche eine feierliche Prozession abhielten. Daß die lutherischen Bürgerskinder, die außerhalb des Kirchhofes standen, bei dem Vorüberziehen der Geistlichen nur die Häupter entblößten, genügte den Jesuitenstudenten nicht. Einer derselben trat herzu und verlangte, die Zuschauenden sollten vor dem sogen. „hochwürdigen Gute" auf die Kniee fallen, und da dies nicht geschah, theilte er Schimpfworte und Schläge aus. Auch nach der Prozession wurden Bürgerssöhne und Knechte auf der Straße von Jesuitenstudenten geschlagen. Zweier protestantischer Bürger, die Frieden schaffen wollten, bemächtigte man sich und schleppte sie auf den Jakobikirchhof. Dort wurden sie niedergeworfen und gemißhandelt. Es entstand ein Auflauf. Stadtsoldaten kamen herzu, ergriffen den Rädelsführer unter den Studenten und führten ihn nach der Stadtwache. Am nächsten Tage rotteten sich die Jesuitenstudenten vor dem Wachtgebäude zusammen, verlangten mit Geschrei die

Freilassung des Verhafteten und fielen, da ihrem Willen nicht gewillfahrt wurde, wiederum über einzelne Bürger her. Infolge dessen wurde der Anführer der Schar festgenommen; dagegen ließ man den am Tage vorher eingebrachten Studenten frei. Nun bewaffneten sich die Jesuitenstudenten, versuchten, obwol ohne Erfolg, die Wache zu stürmen, hieben mit bloßen Säbeln auf die Bürger ein und schleppten endlich einen deutschen Studenten in ihr Kollegium, woselbst sie ihn in ein Gefängniß steckten. Damit wollten sie Gegenrecht üben. Ueber diesen „Sieg" hoch erfreut, bliesen sie mit Waldhörnern aus den Fenstern. Aufs Höchste dadurch gereizt, drohte das Volk, das Kollegium zu stürmen, wenn man nicht den deutschen Studenten frei gebe. Da nun auch am Thore auf die Leute mit Säbeln eingehauen und aus den Fenstern mit Steinen auf sie geworfen ward, gerieth das Volk in Wuth, stürmte das Gebäude, befreite den Gefangenen, zertrümmerte verschiedene Geräthschaften und schleppte andere auf den Hof, um sie zu verbrennen. Die herbeieilende Stadtwache verhinderte indeß weitere Ungehörigkeiten. Als die Sache im Lande ruchbar ward, thaten sich die Häupter der Jesuitenpartei zusammen, um dieselbe möglichst zu ihrem Vortheil auszubeuten. Sie wußten, wen sie zu Stützen hatten; der königliche Hof und der mächtige Adel standen auf ihrer Seite. Es ward ein außerordentliches Gericht eingesetzt und, nachdem die Besatzung der Stadt verstärkt worden war, eine große Zahl von Personen, unter ihnen der Kommandant, in Haft genommen. Das außerordentliche Gericht blieb über einen Monat in Thätigkeit; der Stadt ward aufgegeben, demselben 3000 Dukaten Gerichtskosten zu zahlen, und, ohne das Zeugniß des Magistrats auch nur anzuhören, folgendes, auf lügnerische Aussagen sich stützendes Urtheil gesprochen:

„Weil die Augsburgischen Konfessionsverwandten zu Thorn einen Jesuitenstudenten wegen geringer Ursache gemißhandelt und festgenommen, und der Magistrat ihn nicht wieder losgelassen, darauf ein Tumult entstanden, die Schule und das Jesuitenkollegium erbrochen, Altäre zerhauen, Bilder der Heiligen verbrannt, mehrere Jesuiten verwundet, von den Behörden aber dies nicht gehindert und bestraft worden, so sollen der Präsident und der Vizepräsident, wenn ihr Vergehen von sechs Zeugen weltlichen und ihnen gleichen Standes beschworen werden würde, das Leben verwirkt haben, die Lutheraner der Stadt Thorn alle Kosten tragen und allen verursachten Schaden ersetzen, mehreren der Kopf, einigen vorher die rechte Hand abgeschlagen und ihre Körper verbrannt, mehr als vierzig andere ihrer Aemter entsetzt und mit Gefangenschaft und Geldstrafe belegt werden, von jetzt an die Hälfte des Raths, der Schöppen und Sechzigmänner katholisch sein und den Evangelischen auch die Marienkirche und das Gymnasium genommen werden." — König August II. von Polen bestätigte schmählicherweise dieses Urtheil.

Als Friedrich Wilhelm von diesem grausamen Gerichtsspruche hörte, sandte er Eilboten an den König August nach Warschau mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Wir können nicht umhin, Ew. Majestät erkennen zu geben, mit welch tiefem Schmerz wir das Urtheil vernommen haben, welches gegen die Bürger von Thorn wegen eines daselbst entstandenen Tumultes gefällt worden ist. Und es konnte uns freilich jenes Urtheil nur auf das Empfindlichste berühren, durch welches unter dem Schein von Gottesfurcht gegen unsere Glaubensgenossen verfahren wird mit Feuer und Schwert, ihre Schulen zerstört, endlich die Rechte der Stadt zum größten Nachtheile der Bürger unterdrückt werden. Hätten sich die Bürger von Thorn gegen Ew. Majestät und die Republik durch Empörung vergangen, oder würden sie wegen eines andern großen Verbrechens vor Gericht gezogen, so könnte wahrlich kein härteres, kein grausameres Urtheil gegen sie gefällt werden. Nun handelt es sich aber um Bestrafung wegen eines Tumultes, den der gemeine Pöbel wider eine Hand voll miserabler Jesuiten erregt, und den diese selbst gewissermaßen vermehrt und hinausgezogen haben. Daß die Grausamkeit der Strafe mit dem begangenen Verbrechen nicht im Einklange stehe, und daß wegen der Tollheit einiger Wenigen so viel Unschuldige gemordet und die Stadt selber zu Grunde gerichtet werden solle, das wird Ew. Majestät leicht ermessen.

Das Blutgericht in Thorn. Zeichnung von Ludwig Burger.

Ja es werden alle Billigdenkenden einsehen, was auch aus sehr vielen Anzeichen klar ist, daß jenes schreckliche Urtheil wider die evangelischen Bürger nicht aus Gerechtigkeitsliebe, sondern vielmehr aus der List und dem unversöhnlichen Hasse der Jesuiten gegen unsere Religion hergeflossen sei, und daß sich ihnen nicht leicht eine passendere Gelegenheit dargeboten habe, die evangelischen Bürger von Thorn nicht blos um ihre Privilegien zu bringen, sondern auch, wenn es möglich wäre, auszurotten."

Dieses Auftreten Friedrich Wilhelm's erbitterte die Polen aufs Höchste. Er darf uns die Gefangenen nun und nimmermehr entreißen! Darum vollstrecke man das Urtheil vor dem festgesetzten Tage! Dies ward als Losung von den Jesuiten ausgegeben. — Demgemäß wurde in der That verfahren. Am 7. Dezember bestiegen der Präsident Rösner und zehn der angesehensten Bürger und Rathmänner der Stadt das Blutgerüst. Wie es früher schon geschehen, so wurden auch jetzt noch die eifrigsten Versuche gemacht, die Männer zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen. Vergebens! Sie erklärten, sie seien unschuldig, man habe ihnen nicht erlaubt, ihre Unschuld zu erweisen, aber ihr Leben wollten sie nicht durch Verrath an dem Heiligsten retten. Das Haupt des greisen Präsidenten fiel zuerst. Da sagte einer der übrigen Verurtheilten: „Gottlob, unser unschuldiger Vater hat überwunden, wir wollen ihm fröhlich folgen. Gott, der gerechte Richter, bekehre unsere Feinde!" — Vieren der Unglücklichen wurden vor der Enthauptung die Hände abgehauen — ein entsetzliches Schauspiel, doppelt grauenvoll, da durch die Unbeholfenheit des trunkenen Scharfrichters der Vollzug Verzögerung erlitt. Endlich war das Blutvrtheil vollstreckt: auch das letzte der schuldlosen Opfer hatte seinen Geist ausgehaucht.

König August entschuldigte sich damit, daß es nicht in seiner Macht gestanden habe, dem entschieden ausgesprochenen Willen der katholischen Geistlichkeit und des Adels entgegen das Urtheil umzustoßen. Und doch begnadigte er einen der Verurtheilten, den Vizepräsidenten Zernecke, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil derselbe sehr begütert und daher im Stande war, ihm — 60,000 Gulden Strafgelder zu zahlen.

Als der in Polzk heimische Scharfrichter, durch dessen Hand das Urtheil vollstreckt worden war, abzog, gaben ihm die Jesuitenstudenten mit Waldhornmusik das Geleite bis an das Thor. Man sieht aus dem ganzen Vorgange, was in Polen um jene Zeit möglich war. Den Lutherischen in Thorn ward bei Androhung schwerster Strafe verboten, von dem Geschehenen zu reden oder zu schreiben; der blutige Frevel sollte in Schweigen begraben werden. Aber die Kunde der Schreckensthat erregte in Europa unzählige Herzen. Es erschienen gegen vierzig Schriften. Freilich war das Unheil dadurch nicht rückgängig zu machen. — Ein solches Ereigniß konnte natürlich nur dazu beitragen, die Abneigung des Königs gegen die Katholiken aufs Höchste zu steigern. Dieselbe ging so weit, daß er befahl, in der Landeskirche alle Gebräuche, die an den katholischen Gottesdienst erinnerten, abzuschaffen. In seiner Instruktion für das Generaldirektorium heißt es: „Wenn aber neue Kirchen gebaut oder alte ausgebessert werden, so sollen in denselben keine Altäre, Lichter, Caseln oder Meßgewand gelitten, der Gottesdienst auch so gehalten werden wie in Potsdam, Wusterhausen und in der Garnisonkirche zu Berlin." Auch verbot er, „damit sich Niemand weiter daran zu scandalisiren habe", bei Begräbnissen ein Kreuz der Leiche voranzutragen, „weil dies eine aus dem Papstthum übriggebliebene ärgerliche Gewohnheit sei." In dem Reglement, das der König für die neuerbaute Petrikirche gab, heißt es: „Die Kirche solle um halb neun Uhr angehen und um halb elf Uhr mit der Predigt und dem Gebete geendigt sein, darauf Fürbitten u. s. w., das Vater-Unser und der Segen folgen. Beim Segen solle der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen. Ferner solle er bei Austheilen des Abendmahls die Einsetzungsworte ablesen, keinesweges absingen und auch kein Kreuz schlagen. Leuchter, Lichter, Caseln, Meßgewand und Chorrock seien wegzulassen, ebenso das Absingen lateinischer und anderer Gesänge auf dem Chore, die Orgel dagegen solle auch in größter Trauerzeit gespielt werden, weil nichts gehindert werden müsse, was zum

Lobe des Höchsten geschehe. Auch die Privatbeichte solle, da sie zu vielem Mißbrauch führe, fortfallen, dagegen die Generalbeichte beibehalten werden." Der König ermahnte die Prediger, „sie möchten nicht auf das äußere, nichtige Ceremonienwerk, so noch aus der katholischen Kirche herstamme, sehen, es sich vielmehr ernstlich angelegen sein lassen, die ihnen anvertrauten Seelen mehr und mehr zu einem rechtschaffenen Wesen und thätigen Christenthum zu bringen."

Solche Maßnahmen, die noch weiter ausgedehnt wurden, bewirkten, daß bald an vielen Orten die Lutheraner und Reformirten sich nicht mehr so schroff wie früher gegenüber standen. Mehr aber noch leistete der Annäherung beider Konfessionen die Stiftung von Concordien- oder Simultankirchen Vorschub, in denen abwechselnd lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten wurde. Da es aber auch jetzt nicht an Geistlichen beider evangelischen Konfessionen fehlte, die ihre Anfeindungen gegen einander fortsetzten, so befahl der König der Geistlichkeit, sich aller Ketzerrichterei auf den Kanzeln zu enthalten, und als ein lutherischer Prediger dem Könige darauf vorstellte, daß wegen der Kirchengemeinschaft mit den Reformirten sich „unüberwindliche Schwierigkeiten in seinem Gemüthe ergeben hätten", antwortete der König, er halte die Einwendungen nur für Possen, daher es bei seinen Bestimmungen zu verbleiben habe. „Der Unterschied zwischen unseren beiden evangelischen Religionen", heißt es in der Antwort weiter, „ist wahrlich ein Pfaffengezänk, nur äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es aber examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken, sowol in der Gnadenwahl, als beim heiligen Abendmahl, nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben dem Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß einer den andern dulden soll und nur Christi Ruhm vermehren. Es wird dereinst nicht heißen: bist du lutherisch oder bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten? oder: bist du ein guter Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit den letzten ins Feuer, zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt her zu mir in mein Reich!" — Das Abhalten sogenannter Betstunden mißfiel dem Könige. Als er vernahm, der Professor Böhmer in Halle halte Betstunden, erklärte er, Böhmer könne das lassen, es wäre lauter Heuchelei, und er halte nichts davon.

Wie sehr Friedrich Wilhelm bemüht war, sich ganz im Geiste des Großen Kurfürsten, dem auch König Friedrich I. treu geblieben war, der bedrängten Glaubensgenossen im Auslande anzunehmen, haben wir aus seinem Verhalten den bedrängten Salzburgern, Böhmen und Thornern gegenüber ersehen. Er verwandte sich ebenso eifrig für die Evangelischen in den österreichischen Staaten, wie für die bedrückten Waldenser. Wie sehr die Wahrheiten des Christenthums ihn durchdrangen, ist aus dem Verhalten des sonst so strengen, ja in vielfacher Hinsicht harten Mannes gegen solche Arme zu erkennen, die ihre Bedürftigkeit nicht verschuldeten, namentlich gegen Waisen, wie auch gegen gebrechliche Personen. Er vermehrte die Einnahmen der Armenkasse bedeutend und verbesserte ihre Verwaltung, vergrößerte das von seinem Vater gestiftete Friedrichshospital und wandelte das vor dem Spandauer Thore gelegene Spinnhaus in eine Krankenanstalt um, die den Namen „Charité" empfing. Dieser Anstalt, in der schon im ersten Jahre gegen 300 Kranke Aufnahme fanden, schenkte er einige Jahre später 100,000 Thaler und wandte ihr weiterhin noch bedeutende Nebeneinkünfte zu, hatte auch die Freude, zu sehen, daß wohlhabende Einwohner, seinem Beispiele folgend, derselben bedeutende Summen aussetzten. Endlich wußte er Männer zu finden, die nicht für Geld, sondern um Gottes willen sich der Verwaltung der Anstalt nach den von ihm bestimmten Grundsätzen unterzogen. Im Jahre 1713 feierte er den Uebertritt seines Vorfahren Johann Sigismund zur reformirten Kirche, 1717 das Reformationsfest und 1739 den Uebertritt der märkischen Länder zur Protestantismus.

Die Schule. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Friedrich Wilhelm das Unglück hatte, in seiner Jugend von Lehrern unterrichtet zu werden, die selbst nicht von wahrer Begeisterung für die Wissenschaft erfüllt, daher auch nicht befähigt waren, in ihm den Sinn für wissenschaftliches Streben zu erregen. In diesem Punkte also war der Gesichtskreis des Königs verengt geblieben. Darin lag der Hauptgrund, daß der König die Gelehrsamkeit gering schätzte, ja später geradezu verachtete, und daß Gelehrte ihm und seiner soldatischen Umgebung fast nur zum Spott dienten, was namentlich der gelehrte Gundling, der freilich sich auch der Menschenwürde und der Würde eines Vertreters der Wissenschaft durch Trunksucht und andere Leidenschaften selbst entäußerte, vielfach zu empfinden hatte. Er und einige andere Männer seines Schlages wurden von den derben, rauhen Kriegsmännern, die das Tabakskollegium bildeten, förmlich als Hofnarren behandelt. Friedrich Wilhelm schätzte und schützte nur dasjenige Wissen, dessen unmittelbarer Nutzen für das praktische Leben ersichtlich war. So zeigte der König ein ziemlich lebhaftes Interesse für die Theologie und die Medizin, und tüchtige Vertreter dieser beiden Wissenszweige wurden mehrfach von ihm unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen zur Niederlassung in Berlin oder in einer der damaligen drei preußischen Universitätsstädte Königsberg, Halle und Frankfurt a. O. veranlaßt. Andere Gelehrte dagegen behandelte der König oft mit rücksichtsloser Verachtung, und namentlich hatte das Professorenkollegium der Universität Frankfurt unter dieser Verachtung vielfach zu leiden, indem Friedrich Wilhelm oft durchaus unwürdige Personen ungeachtet aller Einwendungen zu Mitgliedern desselben ernannte und dadurch das Ansehen der gelehrten Körperschaft nicht wenig schädigte. Zudem war die Besoldung der einzelnen Professoren meist äußerst kärglich und unzulänglich, und vielfach waren dieselben auf unwürdigen Nebenerwerb angewiesen, wenn nicht, wie das z. B. in Königsberg der Fall war, die Universität durch ältere Stiftungen über größere Mittel selbständig verfügen konnte. Ebensowenig wie für die Universitäten that der König für das höhere Schulwesen, für die Gymnasien, und wenn dieselben unter seiner Regierung gleichwol mehrfach erweitert und verschönert wurden, so war das eben auch nur durch das Vorhandensein älterer Stiftungen, die namentlich bei einigen Berliner Gymnasien sehr bedeutend waren, möglich.

Friedrich Wilhelm in der Schule von Wusterhausen.
Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Um so mehr ließ er es seine Sorge sein, den Grund zu einer allgemeinen Volksbildung im Staate zu legen, und was er in dieser Beziehung gethan hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Auch hier sehen wir ihn von den Anschauungen erfüllt, die der Große Kurfürst über eine echte Volkserziehung hegte. Dieser war durch die kirchlichen Eiferer verhindert worden, das Volksschulwesen dem Geiste der protestantischen Weltanschauung gemäß zu begründen. Von seinem Nachfolger Friedrich I. war mit der Verwirklichung der von jenem gehegten Grundsätze begonnen und der Gedanke, die Schule müsse der ganzen Volksjugend ohne Unterschied geöffnet werden, in aller Entschiedenheit ausgesprochen worden. Leider waren aber die Staatseinnahmen zu anderen, oft weniger wichtigen Dingen verbraucht worden, und es fehlte daher an Mitteln zur Durchführung jener Absichten. Friedrich Wilhelm, der sparsame Fürst, der für Tand nichts ausgab, um desto mehr Nützliches und Heilsames fördern zu können, verwirklichte nun mit Ernst die Ausführung des ausgesprochenen Gedankens. Ueberall im Lande entstanden neue Schulen, in der Provinz Preußen allein gegen eintausend. Er bewilligte nicht nur große Geldsummen, sondern auch freies Holz zum Bau der Schulgebäude. Die Eltern wurden ernstlich ermahnt, ihre Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten, und es ward — etwas Unerhörtes in damaliger Zeit — angeordnet, daß kein Kind zum Konfirmandenunterricht zugelassen werden solle, das nicht wenigstens lesen und schreiben könne.

Wer des Königs das Schulwesen betreffende Verordnungen mit unbefangenen Augen liest, kann die in denselben enthaltene pädagogische Wahrheit und Weisheit unmöglich verkennen. Den Schulmeistern stellte er als Hauptzweck ihres Wirkens vor, „die ihnen anvertrauten Kinder als Kinder der Ewigkeit anzusehen, sie Christo zuzuführen und dahin zu wirken, daß jene nach dem Vorbilde des Heilandes an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunähmen.“ Für ein Kind, das die Buchstaben lernt und zählt, sollten wöchentlich 6—9 Pfennige, das buchstabiren und lesen lernt, 1 Groschen, das dazu noch schreibt, 1½ Groschen, und das endlich auch noch rechnet, 2 Groschen gezahlt werden. „Den Eltern aber bleibt frei, wenn sie der Schulmeister Fleiß und Treue sehen, und es vermögen, ein Mehreres aus freiem Willen zu geben.“ Bei Klagen über den Schulmeister „thun verständige Eltern wohl, daß sie ihren Kindern nicht Alles glauben, sondern nachfragen und mit dem Schulmeister in Liebe sich besprechen.“ — „Könnten sie aber eine gegründete Klage mit den Schulmeistern nicht abthun, so haben sie dieselbe den Predigern zu entdecken, nicht aber um deswillen die Kinder gleich aus der Schule zu nehmen und zu einem andern Schulmeister zu thun. Wie denn das oftmalige Verändern der Schule den Kindern überhaupt schädlich ist und den Eltern nicht zu rathen. Am wenigsten müssen sie um deswillen die Kinder von einem zum andern schicken, weil sie das Schulgeld dem ersten schuldig geblieben und damit ihm entwischen wollen. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, und es ist keine geringe Sünde, wenn man solchen Lohn zurückhält.“ — Den Predigern ward aufgegeben, für den Unterricht solcher Kinder zu sorgen, deren Eltern das Schulgeld nicht zu zahlen vermöchten, und den Eltern empfohlen, „für ihre Kinder zu beten, ihnen mit erbaulichem Wandel voran zu gehen und sie vom Müßiggange und von der Gasse abzuhalten. Thun sie dies, so ist kein Zweifel, ihre Kinder werden Gott zu Ehren, dem gemeinen Wesen zum Besten und ihnen zur Freude erwachsen, oder sie wenigstens ihre Seelen an ihnen erretten.“

Der König sah sich selbst auf seinen Reisen in den Schulhäusern um, er kümmerte sich um die Weise des Unterrichts, und der Schulmeister von Wusterhausen war während der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's auf seinem Jagdschlosse nie sicher, unversehens den Monarchen bei sich eintreten zu sehen.

So handelte der Fürst, der gar zu häufig noch als roher, herzloser Soldatenkönig, als ein Verächter aller Bildung aufgefaßt wird!

Friedrich Wilhelm beim Ballspiel mit seinen Kindern überrascht. Zeichnung von L. Burger.

Friedrich Wilhelm I. als Vater des Hauses.

Kronprinz Friedrich und Prinzessin Wilhelmine

In dem Charlottenburger Schlosse befindet sich ein noch sehr gut erhaltenes Oelgemälde von dem berühmten Pesne, das dem Beschauer zwei wunderhübsche Kindergestalten, einen Knaben von etwa vier Jahren und ein einige Jahre älteres Mädchen zeigt. Der Knabe trägt ein „Polröckchen" von dunkelblauem Sammt und ein mit einer schwarzen Straußenfeder geschmücktes Mützchen von demselben Stoff. Blonde Locken umwallen das Gesicht, die großen, tiefblauen Augen voll schönster Lebhaftigkeit blicken nach dem Mädchen, das man aus der Aehnlichkeit der Gesichtszüge sogleich als die Schwester des Knaben erkennt; jene hat ihre Hand auf die seine gelegt, in der sich ein Trommelstock befindet. Fast scheint es, als habe sie ihm den Vorschlag gemacht, die an seiner Seite hängende Trommel ruhen zu lassen und mit ihr zu spielen. Aber womit? Sicherlich mit Blumen, die sie in ihrem schönen faltigen Gewande trägt. Noch zwei Personen erblickt man auf dem Bilde: im Zimmer einen mit weißen Zähnen grinsenden Mohren, der ein Präsentirbret in der Hand hält, und vor dem Fenster einen wachehabenden Grenadier.

Die lieblichen Kindergestalten stellen den Kronprinzen Friedrich, den künftigen einzigen Friedrich, und dessen Schwester, die Prinzessin Wilhelmine, dar.

Folgender Vorfall war die Veranlassung zur Entstehung des Bildes:

Um die Zeit, da Friedrich Wilhelm als Besieger Karl's XII. von Stralsund zurückkehrte, ward am Hofe viel von Krieg und Kriegführung geredet. Der kleine, in der Regel ernst aufhorchende Friedrich — von den Seinen Fritzchen genannt — hatte eine

Trommel geschenkt erhalten, mit der er, so oft der Gebrauch derselben ihm gestattet war, argen Lärm verursachte. Eines Tages, als der Schwester des Getöses doch gar zu viel wurde, sagte sie: „Komm, Fritzchen, hier sind Blumen; laß uns mit Blumen spielen!" Da schaut Fritzchen zur Schwester auf und entgegnet höchst ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen!" Bei Mittheilung des Vorfalls war der König über alle Maßen erfreut. Was konnte die väterliche Liebe Anderes darin sehen, als ein untrügliches Vorzeichen für die künftige Heldenlaufbahn seines „Herzenssohnes!"

Wie hatte ihn der Tod seiner ersten beiden Söhne erschüttert! Eine Tochter, Wilhelmine, die zwischen den beiden ersten Söhnen geboren worden war, lebte und gedieh. Danach aber schien es, als sei eine weitere Nachkommenschaft nicht zu erwarten. Kein männlicher Thronfolger! Man kann sich den Kummer Friedrich Wilhelm's denken! — Zu jener Zeit lebte der König Friedrich I. noch. Von gleichen Besorgnissen wie Friedrich Wilhelm erfüllt, hatte er damals den Entschluß gefaßt, sich noch einmal zu vermählen. Aber auch dieser, in mehrfacher Beziehung so unglücklichen Ehe entsproß kein Sohn.

Endlich war Friedrich Wilhelm's sehnlichster Wunsch dennoch in Erfüllung gegangen: seine Gemahlin hatte ihm am 24. Januar 1712 einen Sohn — unsern Friedrich — geboren. Bei Ueberreichung des neugeborenen Prinzen an den Vater waren dessen Liebkosungen so heftiger, stürmischer Art gewesen, daß die Kammerfrauen in ihrer Todesangst, das Kind könne ersticken, den Muth gefaßt hatten, ihm das zarte Kind zu entreißen. — Dieser Sohn nun hatte so früh schon jene Aeußerung, „gut Trommeln sei ihm besser als Spielen und lieber als Blumen", gethan, und wer nun die Sinnesart des Vaters in Anschlag bringt, sowie die Ansichten desselben über die Eigenschaften, die ein König von Preußen haben müsse, der wird seine Freude über jene Worte zu würdigen vermögen. Der Hofmaler Pesne erhielt den Auftrag, jene Scene bildlich darzustellen, und so entstand das Bild, das heut noch die Besucher des Charlottenburger Schlosses erfreut, und das auch in schönen Stichen weite Verbreitung gefunden hat.

Wir sind hiermit in einen wichtigen Abschnitt der Geschichte des Berliner Hofes eingetreten — in den, der von der Erziehung des Kronprinzen Friedrich handelt — ein Abschnitt, der uns vorherrschend mit den nach und nach bis zu einem hohen Grade steigenden Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn beschäftigen wird.

In den Darstellungen dieser traurigen Irrungen ist lange Zeit gegen Friedrich Wilhelm schwer gesündigt worden. Um den Sohn zu preisen, hat man den Vater ungerechter, ja unnöthiger Weise in den Schatten gestellt. Erst neuere Forschungen, die tiefer in die Anschauungen des Vaters und in die Entstehung derselben, welche mit den damals vorherrschenden Fragen der großen Politik zusammenhängt, eingedrungen sind, haben den Standpunkt gewinnen lassen, der die Möglichkeit gewährt, beiden fürstlichen Personen gerecht zu werden. Lassen wir nun die Vorgänge des Jugendlebens Friedrich's an unserm Auge vorübergleiten!

Die vortreffliche Frau von Rocoulles war, wie schon berichtet, die erste Erzieherin des Königs gewesen. Ihr, der nun bereits alternden Frau, übertrug der König dasselbe Amt bei seinem Sohne. Frau von Kamecke ward Oberhofmeisterin des Kronprinzen.

Aber wie, der alles französische Wesen verabscheuende König wählt seinem Sohne eine Französin als erste Jugenderzieherin? — er, der in seinem Ingrimm nicht lange zuvor den Ausspruch gethan hatte, „er spucke jedesmal aus, sobald er einen Franzosen sähe!" —

Nun, fürs Erste machte Frau von Rocoulles in diesem Punkte beim Könige eben eine Ausnahme, fürs Andere findet die Sache in dem Umstande ihre Erklärung, daß sichere Kenntniß und ein gewandter Gebrauch der französischen Sprache in jener Zeit an allen Höfen eine Nothwendigkeit war — für den deutschgesinnten Friedrich Wilhelm eine leidige Nothwendigkeit! — Wie auf das ganze nationale Leben, so hatte der Dreißigjährige Krieg, wie wir wissen, namentlich auch auf die deutsche Sprache verderblich eingewirkt. Das Uebel war noch in vollem Schwange. Wie hätte ein gebildet sein wollender Deutscher sich

dazu verstehen können, einen Brief zu schreiben oder eine Unterhaltung zu führen, ohne in möglichster Zahl lateinische oder französische Wörter zu gebrauchen! Das, was er sagen wollte, ward dadurch in der Regel zwar sehr unklar, aber er galt für gebildet! — Es muß indeß anerkannt werden, daß die französische Sprache zu jener Zeit bereits einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hatte. Friedrich hörte nun seit früher Jugend beide Sprachen sprechen, die deutsche in ihrer dermaligen Verkommenheit, die französische in ihrer Feinheit.

Friedrich als Kind. Nach dem Bilde von Pesne.

Ist es zu verwundern, daß ein so begabter Geist, wie der Friedrich's, sich schon in früher Jugend instinktmäßig zu der vollkommeneren Ausdrucksweise hingezogen fühlte? Die geistreiche, gewandte Frau von Rocoulles, die der deutschen Sprache nur wenig mächtig war, redete nur französisch mit ihm, und an dieser Frau hing er von frühester Jugendzeit her mit ganzer Seele. Hierin liegt der Hauptgrund seiner durch sein ganzes Leben andauernden Vorliebe für die französische Sprache.

Seiner Schwester Wilhelmine war Friedrich mit größter Zärtlichkeit zugethan, wie denn zwischen Beiden das Band der Geschwisterliebe bis zum Grabe gefestet blieb.

Friedrich und Wilhelmine waren das Glück der Eltern; Niemand am Hofe ahnte etwas von den Wolken, die am häuslichen Himmel aufsteigen sollten. Friedrich Wilhelm fühlte sich glücklich, wenn er seine Kinder um sich hatte. Eines Tages traf ihn ein General, wie er mit „Fritzchen" Ball spielte. „Er ist selbst Vater", sagte der König, „und weiß, daß auch Väter mit ihren Kindern zuweilen Kinder sein, mit ihnen spielen und ihnen die Zeit vertreiben müssen!" — Doch die glücklichen Jugendtage gingen für Friedrich nur zu bald vorüber!

Als der Kronprinz das siebente Lebensjahr erreicht hatte, wurde die Sorge für seine Erziehung Männern anvertraut. Zu seinem Oberhofmeister hatte der König den General Grafen von Finkenstein ernannt. Dieser, bereits sechzigjährig, war einer von den seltenen Menschen, „vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht", ein Mann „von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirth und prächtiger Bauherr, fromm und vor Allem tapfer." Den Ruhm der Tapferkeit hatte er sich bei Höchstädt und Malplaquet erworben. Seine frühere Lebenszeit war reich an wechselnden Ereignissen gewesen. Als Kriegsgefangener nach Frankreich gebracht, war er dort als Gemeiner eingestellt worden, indeß gelang es ihm bei seiner Tüchtigkeit, sich bald zu einer hohen Rangstufe emporzuschwingen. Doch war er schließlich durch das feindliche Vorgehen Frankreichs gegen sein Vaterland bestimmt worden, dem französischen Dienste zu entsagen und in seine Heimat zurückzukehren. Die Betrachtung seines Lebens gab seinem hohen Zöglinge in späterer Zeit Veranlassung zu dem Ausspruche, daß nur Der zu befehlen verstehe, der zu gehorchen gelernt habe.

Das Amt des Unterhofmeisters übertrug der König dem Obersten von Kalkstein, den er als einen tüchtigen Kriegsmann, sparsamen Wirth und heiteren Gesellschafter kennen gelernt hatte. — Zum eigentlichen Lehrer des Prinzen aber ward ein junger Franzose von Adel, Duhan de Jandun, Sohn eines französischen Einwanderers, erwählt. Bemerkenswerth ist die Veranlassung, die diesen, damals etwa im Alter von dreißig Jahren stehenden sinnigen und kenntnißreichen Mann mit dem Könige zusammenführte. Duhan hatte neben seiner Liebe zu den Wissenschaften doch auch so viel kriegerischen Sinn, daß er sich mit einem jungen Grafen, dessen Hofmeister er war, nach dem Lager vor Stralsund begab, als eben ein Hauptsturm gegen die Stadt vorbereitet wurde. Der König traf ihn in den Laufgräben, redete ihn an und faßte augenblicklich ein solches Vertrauen zu ihm, daß er beschloß, ihn später als Lehrer seines Sohnes zu berufen. Dies war jetzt geschehen.

Die Wahl der Männer, welche der König zu Erziehern und Lehrern seines Sohnes bestimmt hatte, machte seiner Einsicht Ehre. In welchem Geiste er seinen Sohn unterrichtet zu sehen wünschte, bekundet die Instruktion, die er für die Lehrer niederschrieb. Er hatte derselben die Instruktion zu Grunde gelegt, nach der er selbst unterrichtet worden war, doch waren von ihm wesentliche Veränderungen vorgenommen worden. Die Schlichtheit und Deutschheit seines Sinnes bekundet der Umstand, daß er unter Anderem die pomphafte Phrase: „Wir, des Kronprinzen Liebden, dessen Frau Mutter, unserer herzgeliebten Gemahlin Liebden", strich und dafür einfach setzte: „Ich, mein Sohn, meine Frau." Statt der „herrlichen Lande" und der darin wohnenden „Millionen Menschen" sagte er: „das ganze Land." — Die lateinische Sprache sollte gar nicht, die Mathematik, Artillerie und Wirthschaftskunst dagegen „aus dem Fundamente" gelehrt werden. Die alte Geschichte „kann nur überhin, diejenige aber von unseren Zeiten und von hundertfunfzig Jahren her muß ihm aufs Genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie und was in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benachbarten Länder."

Vor allen Dingen wird den Lehrern eingeschärft, darauf zu sehen, daß Niemand dem Prinzen schmeichle. Finde sich etwa ein Schmeichler in des Prinzen Umgebung, so solle dem Könige dies gleich angezeigt werden; denn „Friedrich darf bei Leibe nicht hoffährtig werden." Da, wo in der alten Instruktion von „Respekt und Submission gegen den Vater" die Rede war, fügt der König bei: „diese Unterwürfigkeit dürfe jedoch nicht sklavisch sein. Man solle streben, den Prinzen dahin zu bringen, daß er Vertrauen zu ihm, dem Könige, hege, in ihm seinen besten Freund sehe."

In Bezug auf das zu erstrebende Ziel der Erziehung treten drei Hauptgesichtspunkte deutlich hervor, die zugleich den König selbst charakterisiren. Friedrich sollte ein tüchtiger Kriegsmann, ein sparsamer Wirth und ein guter evangelischer Christ werden.

Der König legt es den Erziehern ans Herz, dem Kronprinzen rechte Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, „weil nichts in der Welt einem Prinzen mehr Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte."

Vor Verweichlichung und Faulheit, als woraus „Verschwenden und Durchbringen" entstehe, sollten die Erzieher dem Prinzen den allergrößten Abscheu beizubringen sich bemühen und mit ihren Köpfen dafür haften, daß sinnliche Ausschweifungen verhütet würden.

Prinz Friedrich beim Abendgebet. Zeichnung von Alb. Kretschmer.

„Insonderheit", heißt es endlich, „muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, beigebracht, hingegen aber alle schädlichen Irrungen und Sekten als ein Gift gemieden und davon in seiner Gegenwart lieber gar nicht gesprochen werden."

Drei Jahre später erhielt Duhan noch eine besondere Anweisung, „wie es mit den Studien Friedrich's in Wusterhausen gehalten werden solle."

„Am Sonntage", heißt es in derselben, „soll er Morgens um sieben Uhr aufstehen. Sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bette auf die Kniee niederfallen und zu Gott beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können." Das Gebet war vorgeschrieben. Danach hatte sich Fritz anzukleiden, zu waschen und zu pudern, „und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein." Das Frühstücken darf nicht länger als sieben Minuten währen. „Wenn das geschehen ist", heißt es weiter, „sollen alle Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf den Knieen; darauf Duhan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein gutes Lied singen. Alsdann sollen alle Domestiquen wieder hinausgehen; Duhan soll alsdann mit meinem Sohne das Evangelium vom Sonntag lesen, kurz expliziren und dabei allegiren,

was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Katechismus Nolteuii repetiren. Dies Alles soll die Zeit bis neun Uhr ausfüllen. Um diese Zeit soll der Kronprinz zum Könige kommen, um mit ihm zur Kirche zu gehen." Für den Abend war wieder bestimmt, in Gemeinschaft aller Diener knieend zu beten und ein Lied zu singen.

In der Woche hatten des Morgens und des Abends dieselben Andachtsübungen stattzufinden. Von früh 6 bis Nachmittags 5 Uhr war genau vorgeschrieben, womit der Prinz beschäftigt werden sollte. Nach fünf Uhr „soll Fritz dann ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist." Man sieht, der König war von dem Willen beseelt, den Sohn zu „formen nach seinem Bilde"; Friedrich sollte vom Scheitel bis zur Sohle das Gepräge des Vaters tragen. Von Berücksichtigung etwaiger besonderer Geistesanlagen war nicht die Rede.

Aber war denn Friedrich Wilhelm ein Abbild seines Vaters geworden? Durchaus nicht. Einen größeren Gegensatz im Charakter, als der bei Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., läßt sich kaum denken. Des Letzeren ursprüngliches Leben hatte sich Bahn gebrochen, und so war er geworden, was er war.

Sollte sich etwa in dem Verhältniß des Kronprinzen Friedrich zu seinem Vater etwas Gleiches oder Aehnliches vollziehen? Aber dem Kronprinzen Friedrich stand in seinem Vater eine ganz andere Kraft gegenüber, als die gewesen war, der sich einst der jugendliche Friedrich Wilhelm gegenüber befunden hatte. König Friedrich I. war die Milde selbst gewesen, Friedrich Wilhelm dagegen war ein Mann von unbeugsamer Willensstärke, der sich als Herr seines Hauses und Landes fühlte, wie nur je ein Hausvater und Landesherr. Es kam nun darauf an, ob des Kronprinzen Seele ein Stoff war, geschaffen, sich mit mehr oder weniger Anstrengung „formen" zu lassen. Es wird eine lehrreiche, wenn freilich auch zugleich schmerzliche Beobachtung sein, zu sehen, bis zu welcher Stärke der früh schon sich regende eigenartige Gestaltungsdrang in der Seele Friedrich's sich bemerkbar machte und dem mit den redlichsten Absichten auf ihn einwirkenden väterlichen Willen gegenüber sich entwickelt. — Hier die Regungen ureigensten Lebens — dort bis ins Kleinste gehende Forderungen in Bezug auf Weg und Ziel. Schwere Verwicklungen waren unausbleiblich, und es ist damit der Hauptgesichtspunkt für eine unbefangene Beurtheilung der bald auftauchenden Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn gegeben.

Erste Lehrzeit Friedrich's. Des Königs Wunsch war, wie wir sahen: Fritz soll ein tüchtiger Soldat, ein sparsamer Wirth und ein guter Christ werden!

Der Soldat war — äußerlich — bald fertig. Im knappen blauen Röckchen, das dreieckige Hütchen auf dem Kopfe, so ritt Fritz in sicherer Haltung auf hohem Pferde einher und kommandirte seine „Compagnie kronprinzlicher Kadetten", jene 110 gleichaltrigen Knaben, Söhne adeliger Familien, in so vortrefflicher Weise, daß dem gestrengen Herrn Papa das Herz im Leibe lachte. König Georg I. von Großbritannien, des Kronprinzen Großvater, der 1723 in Berlin war, sah aus dem Fenster des Schlosses mit Erstaunen auf den jugendlichen Kommandeur, der seine Kadetten im Lustgarten exerziren ließ, als sei ihm die Kunst des Kommandirens angeboren, und äußerte sich in diesem Sinne gegen Friedrich Wilhelm. Aber Friedrich Wilhelm hatte um jene Zeit noch andere Gründe, sich über den „Soldaten" Friedrich zu freuen. Er empfing von ihm zum Oefteren militärische Berichte, die in Ausdrücken abgefaßt waren, wie sie etwa ein alter, langgedienter Hauptmann anzuwenden pflegt. Bald „rapportirte" Friedrich über den Zustand seiner Compagnie, bald bedauerte er, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, einer vom Könige abgehaltenen Musterung beizuwohnen, dann wieder berichtete er von einigen „langen Kerlen", von denen er gehört habe. — Es läßt sich wol annehmen, daß bei Abfassung derartiger Berichte die Anregungen zumeist von den militärischen Erziehern des Kronprinzen ausgingen.

Der König ließ nun, um des Sohnes Interesse an kriegerischen Uebungen noch mehr zu entflammen, in dem oranischen Saal des Schlosses ein förmliches kleines Zeughaus

einrichten, in welchem ihm von einem erfahrenen Major Unterricht im Festungswesen, im Aufpflanzen von Batterien u. s. w. gegeben wurde. „Meine Wiege“, sagt Friedrich später, „war von Waffen umgeben, in der Armee bin ich aufgezogen worden.“ Die Jagd sei die beste Vorbereitung zum Kriege, meinte der Vater, und so muß Friedrich mit ihm die wildreichsten Forsten Wusterhausens durchjagen. Zehn Jahre alt, schießt er sein erstes Feldhuhn im Fluge. Immer lebhafter strebt der König danach, daß der Sohn ein Mann werde, wie er — ja er soll ihn noch übertreffen!

Je älter Friedrich wird, mit desto weniger Schlaf soll er sich begnügen. „Viel Schlaf macht dumm“, sagt der König. Das ging den Militärärzten doch zu weit, so daß sie wagten, ein Wort für den Kronprinzen bei dem Könige einzulegen. Die Gesundheit des durchlauchtigsten Kronprinzen sei nicht von besonderer Festigkeit, stellten sie unterthänigst vor. Nicht? Nun dann um so mehr der soldatischen Anstrengungen, befiehlt der Vater; das wird das Fehlende ergänzen! Und Fritz muß mit ihm in Wind und Wetter, in Hitze und in Schneetreiben im knappen blauen Röckchen fahren und reiten. Jährlich besichtigt der Vater einmal die Garnisonen des Landes, und das führt ihn nach Ost bis zur russischen, nach West bis zur französischen Grenze, und Fritz reitet unter seinen Generalen mit ihm, ohne daß Rücksicht auf sein Alter und seine, wie bemerkt, in jenen Jahren nicht gar feste Gesundheit genommen wird. Er soll nun einmal ein Mann von Stahl und Eisen werden, kein Schwächling! Ein Schwächling als Nachfolger — das wäre Preußens Untergang!

Auch in Bezug auf Sparsamkeit ging es vorläufig nach Wunsch. Dukaten bekam der Fritz nicht, wie der Vater sie in seiner Jugend erhalten hatte. Er wurde äußerst knapp gehalten und mußte sein Ausgabebuch dem Könige am Ersten jedes Monats einhändigen. Es möge hier die Rechnung vom September 1719 folgen, wie sie der damals siebenjährige Prinz dem Vater vorlegte. Unterzeichnet ist diese Monatsrechnung von dem Oberhofmeister Grafen von Finkenstein und dem Unterhofmeister Obersten von Kalkstein.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Den 3. In den Kling Beutel . . .	—	16	—
An den Jäger vor den Hund	2	—	—
„ 6. An Ihro Hoheit den Cron Prinzen	—	16	—
„ 10. In den Kling Beutel . . .	—	16	—
In das Becken	—	16	—
„ 21. Dem Jäger, so die beiden Globen nach Berlin gebracht	1	8	—
„ 24. In den Kling Beutel . . .	1	8	—
„ 25. An Haumkling, so das grüne Kleid gemacht	2	—	—
„ 27. Bei der Abreise von Wusterhausen an die Bettmädchen	—	16	—
Vor die Pfeife zurecht zu machen	—	4	—
Der Kammerdiener Gummersbach hat ausgegeben:			
An die beiden Laqnaien von Sr. M. dem Könige und der Königin so aufgewartet haben	1	8	—
Vor zwei Farbenschachteln	—	16	—
Vor 6 Pfund Puder	—	12	—
Vor Stibeletten Knöpfe	—	2	—
Vor 12 Ellen Haarband	1	16	—
In Mittenwalde	—	2	—
In Mittenwalde in die Armenbüchse	—	1	—
An die Bothen, welche die Hunde von Berlin gebracht	—	12	—
Vor den Hirschfänger zu schleiffen	—	2	—
Vor weiß Rundschnur zu Klatschen	—	4	—
Dem Menschen, welcher sie bestellet und herausgebracht	—	2	—
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen . .	—	4	—
An einen Musketier von 2. Bataillon, so Se. Hoheit zu Gevattern gebeten	2	—	—
An einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen . . .	—	1	—
Vor Pulver und Trinkgeld an den Kanonier, welcher zu Schulzendorf gefeuert	1	8	—
Vor die Königlichen Knechte zu Bier in Schulzendorf	3	—	—
Vor ein Roth-Kehlchen	—	4	—
Vor Nagel und Löschpapier die Globus einzupacken	—	4	—
Die Schu ansm Leisten aufzuschlagen	—	1	—
An die Armen	—	2	—
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht . .	—	2	—
An die alte Kastellanin zu Wusterhausen	—	16	—
Summa	23	11	—

Die Jahresrechnungen ließ sich der König vorlegen; er sah dieselben durch und unterzeichnete, indem er seine Bemerkungen beifügte. Unter die Rechnung für 1719 schrieb er, Fritz habe den Reitknechten für Aufwartung nichts zu geben, da er sie selbst bezahle, „denn Fritz und ich ist einerley“; im Uebrigen erklärte er sich mit der guten Haushaltung zufrieden.

Wie stand es endlich mit dem Religionsunterricht, den Fritz empfing? Auch hier strenge Einschulung, wie bei den kriegerischen Uebungen! Vor allen Dingen sollten die Lehren der Kirche dem Gedächtnisse des Kronprinzen aufs Schärfste eingeprägt werden. Seine Religionslehrer, Hofprediger Andreä und dessen Nachfolger Nolten, waren geistige „Drillmeister". Wir müssen hier den Zustand der Kirchenlehre der damaligen Zeit ins Auge fassen. „Die heilige Schrift", sagt K. Hase, „galt damals nur in einzelnen, zur Controverse benutzten Sprüchen, deren Auslegung für jede Partei feststand. Luther's reine, gewaltige Prosa war vergessen, die Gelehrten schrieben ein mäßiges Latein, die Predigt, obwol zuweilen ergreifend, freimüthig und gefürchtet, war insgemein streitsüchtig, allegorisch, geschmacklos, gelehrt oder gemein. Die Rechtgläubigkeit und unverdrossenste Kirchlichkeit vertrug sich mit weltlicher Gesinnung und rohester Sitte; über irgend eine haarfeine Bestimmung innerhalb des Undenkbaren fielen orthodoxe Eiferer sich selbst unter einander an." — Und um wie Vieles übler noch wäre es gewesen, wenn der Große Kurfürst nicht wiederholt mit Ernst „zur Einheit im Nothwendigen, zur Freiheit im Nichtnothwendigen und zur Liebe in Beiden" gemahnt hätte!

So wurde denn die klare, sinnige Kindesseele mit den wunderlichsten Spitzfindigkeiten scholastischer Theologie belästigt. Friedrich's Schwester Wilhelmine hatte diese geistlichen Exerzitien schon vor ihm durchmachen müssen. Es genügt, zu erwähnen, daß sie vor der Einsegnung drei volle Stunden geprüft ward, und daß das von ihr abgelegte, später dem Druck übergebene Glaubensbekenntniß den Umfang von nicht weniger als — 18 Druckbogen hatte! Bei Friedrich wurde es mit der geistlichen Dressur noch strenger genommen. Seine Begabung und sein Fleiß bewirkten jedoch, daß er in der ersten Zeit den Anforderungen entsprach.

Wir haben hier über den der Prinzessin Wilhelmine ertheilten Unterricht, noch ein Wort einzufügen. Da seine Gemahlin es wünschte, ließ der König es zu, daß Wilhelmine in manchen „Narrenspossen von Wissenschaften", vor denen sein Sohn absolut bewahrt bleiben sollte, unterrichtet ward. Die Prinzessin lernte nun auch mit größtem Eifer Englisch, Italienisch, Geschichte und Geographie und beschäftigte sich sogar mit Musik. Sie, die ebenfalls eine Ader ihrer geistreichen Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, in sich hatte, machte außerordentliche Fortschritte. Welche scharfe Beobachtungsgabe bereits die zehnjährige Prinzessin besaß, zeigt ihre Schilderung des Besuchs Peter's des Großen am Berliner Hofe (siehe S. 116). So war Wilhelmine, das älteste Kind, in gewissem Grade Lehrerin ihrer jüngeren Geschwister, namentlich des ihr außerordentlich liebgewordenen Bruders Friedrich. „In meiner Jugend", erzählte dieser später seinem Vorleser de Catt, „wollte ich nichts thun und lief immer umher. Da sagte meine Schwester zu mir: „Schämst du dich nicht, deine Talente so zu vernachlässigen?" Und so machte ich mich an die Lektüre."

In dem jungen Königssohne begann sich frühzeitig ein selbsteigenes Denken zu regen. Schon seine ersten Briefe zeigen eine seltene Gewandtheit und Feinheit. Das erste, aus seinem eigenen Nachsinnen hervorgegangene Wort in einem Aufsatze lautet: „Man muß das Herz auf dem rechten Flecke haben!" Was von den geistlichen Herren an ihn gebracht wurde, ließ ihn kalt, oder es verdüsterte ihn und preßte ihn zusammen; was dagegen aus den Unterhaltungen mit dem feingebildeten Duhan ihn berührte, war milde Luft und Sonnenschein für seine Seele. Die Methode des militärischen Drillens war damals im höchsten Schwange, war unumstößliches Gesetz, und der geringste Fehler dagegen hatte Nachübungen auf dem Exerzirplatze zur Folge. — Eine gleiche Methode ward auf den Religionsunterricht übertragen. Für den kleinsten Verstoß bei der Fragebeantwortung, von dem der König vernahm, bestimmte er ein Nachlernen von Liedern und Psalmen. Der Umstand indeß, daß dergleichen „geistliche Nachübungen" nöthig wurden, gab für den König noch keinen Grund ab, unwillig zu werden. Nachübungen bei selbst geringfügiger Veranlassung wurden einmal als nothwendige Hülfsmittel militärischer und geistlicher Schulung betrachtet. Friedrich's Zeit für Beschäftigungen angenehmer Art war an und für sich schon äußerst knapp zugemessen; sie wurde dadurch noch mehr beschränkt.

Von der Mutter, die an dem grobkörnigen Hauswesen, dem Trommelgewirbel vor den Fenstern Tag für Tag, den wilden Jagden, den Tabaksgesellschaften keinerlei Behagen fand, und die mit der Art und Weise der Erziehung Friedrich's durchaus nicht einverstanden war, mochten wol hier und da in des Prinzen Gegenwart mißbilligende Aeußerungen laut werden; auch von Wilhelmine, die des Bruders Gesellschaft gern öfter genossen hätte, als es unter den obwaltenden Umständen geschehen konnte, vernahm er solche Aeußerungen wol öfter. Kurz, dem scharfsehenden Könige, der fortgesetzt das Thun seines Sohnes verfolgte, wollte es scheinen, als ob dieser weder auf dem Exerzirplatze, noch auf der Jagd mit solcher Begeisterung bei der Sache sei, wie dies bei ihm selbst der Fall war. Der aus dieser Wahrnehmung im Vaterherzen aufkeimende Verdruß stieg, einem leichten Wölkchen gleich, am häuslichen Himmel herauf; bald sollte diesem dunkles, Blitze sprühendes Donnergewölk folgen.

Mißstimmung gegen den Kronprinzen. Die vermehrten soldatischen Uebungen wirkten in der That auf die körperliche Entwicklung des Kronprinzen sehr günstig; in seinem vierzehnten Lebensjahre bot er eine angenehme, kräftige Erscheinung dar. Die Mißstimmung des Vaters gegen ihn blieb indeß in stetem Zunehmen. Wenn der König an seine Kindheit zurückdachte und sich erinnerte, wie kein Vergnügen ihm mehr gegolten hatte, als das, seine Kadetten einzuüben, oder wenn der alte Dessauer ihm Aehnliches aus seiner Jugend erzählte, so mußte er sich immer und immer sagen: Der Fritz ist nicht, was du warst, ist nicht Soldat mit ganzer Seele! — solche Gedanken waren wol geeignet, sein Gemüth zu verdüstern.

Da mußte sich nun Friedrich Wilhelm fragen: Woran liegt das? — Ziehen den Fritz etwa Liebhabereien von dem Nothwendigen ab? Beschäftigt er sich mit Dingen, die nicht auf dem Lehrplan stehen? — Latein sollte er nach dem Willen des Vaters nicht lernen. Eines Tages kommt der König dazu, wie Friedrich von einem Sprachmeister lateinischen Unterricht empfängt. Man hatte die Goldene Bulle (das vom Kaiser Karl IV. verfaßte Reichsgrundgesetz) vor. „Was ist das? Woran wagt ihr euch da!“ ruft der König zornig. „Ihro Majestät“, antwortet der erschreckte Lehrer, „ich explizire dem Prinzen auream bullam.“ — „Ich will dich, Schurke, beauream bullam!“ ruft der König, den Rohrstock schwingend, und der Sprachmeister ist froh, daß er mit heiler Haut die Thür erreicht.

Latein lernen, das war in den Augen des Königs an und für sich nichts Uebles. Der Kronprinz sollte es nur nicht treiben, weil, nach der Meinung des Königs, für ihn viel wichtigere Dinge vorlagen. Nun bringt er gar in Erfahrung, daß der Fritz Schriften der „Blitzfranzosen“ liest — Dichtungen von „überm Rhein her“ — Theaterstücke!

Mit dem deutschen Schriftenthume war es in damaliger Zeit schlecht genug bestellt. Durchblättert man die über alle Maßen langweiligen, im Perrückenstile geschriebenen Werke jener Zeit, so findet man den Umstand hinlänglich erklärt, daß Friedrich Wilhelm die „Stubenhocker und Bücherwürmer“ nicht leiden konnte. Aerger noch, als es um Form und Darstellung der deutschen Prosa aussah, stand es mit der Poesie.

Wie ganz anders dagegen war es mit dem französischen Schriftenthum bestellt! Die klassische Periode der französischen Literatur hatte eine große Reihe von Werken hervorgebracht, die von Geist und Witz sprühten und mit anmuthigem Inhalt zugleich die höchste Formvollendung verbanden.

Was war nun natürlicher, als daß hervorragende französische Werke durch Duhan in des Kronprinzen Hände geriethen, und daß sie von dem nach geistiger Nahrung dürstenden Friedrich verschlungen wurden? Sicherlich las Duhan ihm das Vortrefflichste selbst vor und begleitete es mit seinen Bemerkungen. Und dies mag mit Begeisterung geschehen sein!

So lernte Friedrich das Franzosenthum zunächst von der besten Seite kennen, wogegen sich dem Vater, wie wir wissen, die Schattenseiten desselben von früher Jugend an in greller Weise vor die Seele gedrängt hatten. Die Anschauungen, die Friedrich nun über die der Sphäre der Wirklichkeit entrückten Personen und Zustände, wie sie in den geistreichen französischen Schriften geschildert werden, gewann, stellte er — nach der Weise junger Gemüther —

in einen Vergleich mit den Personen und Zuständen des Berliner Hofes. Einen größeren Gegensatz konnte es freilich nicht geben — eine entsprechende Wirkung konnte nicht ausbleiben. Bald war es dahin gekommen, daß Vieles, was die rauhen Genossen der Tabaksgesellschaft aufs Höchste ergötzte, ihm kaum noch ein Lächeln abgewann. Die Schwester dachte und empfand wie er. In Beiden erwuchs ein Widerwille gegen das Berliner Hoftreiben, in welchem sich für geistige Vergnügungen, für Musik, Theater und heitere Geselligkeit nur geringe Neigung kundgab. Die Königin war nach dieser Seite hin mit den Kindern einverstanden und nährte in ihnen die Abneigung gegen die väterlichen Liebhabereien und Anordnungen. Sie veranlaßte sie nicht gerade zum Ungehorsam gegen den Vater, aber sie ließ es doch hingehen und suchte es zu verdecken, wenn mehr oder weniger solchen Befehlen desselben, die ihr nicht behagten, entgegen gehandelt wurde.

Der König begegnete nun den Kindern, namentlich dem Sohne, in zunehmend unfreundlicher Weise. Wie derselbe ihm im Kerne seines Wesens mißfiel, so boten auch im Einzelnen verschiedene Liebhabereien des Kronprinzen dem Könige Grund zu steten Aerger und wachsender Erbitterung. Friedrich fand großes Wohlgefallen am Flötenspiel. Der König, der nur die ernste Kirchenmusik liebte, nannte den Sohn „einen Querpfeifer, einen Poeten". Tief aus dem Herzen dringt ihm einmal der schmerzliche Ausruf: „Er macht sich nichts aus den Soldaten und wird die Arbeit meines ganzen Lebens mir verderben!"

Im Jahre 1727 erkrankte der König und verfiel in eine sehr trübe Gemüthsstimmung. Er berief den damals vierundsechzigjährigen August Hermann Francke aus Halle nach Berlin und führte mit ihm die ernstesten Gespräche. — Hören wir, was Wilhelmine später in ihren Denkwürdigkeiten*) über das damalige Leben am Hofe sagt: „Francke trug nicht wenig dazu bei, des Königs Uebel zu verschlimmern. Dieser hochwürdige Herr unterhielt den König damit, daß er in ihm Skrupel über die unschuldigsten Dinge weckte. Er verdammte alle Vergnügungen sammt und sonders; verdammlich, sagte er, sind selbst die Jagd und die Musik. Man durfte von nichts als dem Worte Gottes reden, jedes andere Gespräch war verboten. Er selber führte immer das erbauliche Wort bei Tafel, wo er das Amt des Vorlesers ausfüllte, als wäre es ein Mönchsrefektorium gewesen. Der König gab uns alle Nachmittage eine Predigt zum Besten; sein Kammerdiener verlas einen Psalm, den wir Alle sangen."

So gut die Sache vom Könige gemeint war, so sicher ist es doch auch, daß er nicht der Mann dazu war, Predigten zu halten, die andächtigen Sinn zu erregen geeignet gewesen wären. Außerdem wurden auch die Kinder durch die endlosen religiösen Uebungen im höchsten Grade gelangweilt. Wilhelmine gesteht, daß ihr und dem Bruder oft die Lust zu lachen ankam, und daß Beide auch, trotz des größten Ankämpfens dagegen, doch bisweilen damit herausbrachen. Man kann sich den Eindruck denken, den dies auf den trübselig gestimmten König wie auch auf Francke, den schon „die Schatten des Todes umgaben" — er starb wenige Wochen später — machte! Die üble Meinung über Friedrich befestigte sich in dem Vater durch solche Vorgänge nur noch mehr.

Des Königs Stimmung war eine Zeit lang in dem Maße niedergedrückt, daß er sich sogar mit dem Gedanken trug, der Krone zu entsagen und sich mit der Königin und den Töchtern nach Wusterhausen zurückziehen. „Da", fügte er nach Wilhelminens Aufzeichnungen hinzu, „will ich zu Gott beten und Landwirthschaft treiben, während meine Frau und Mädchen die Haushaltung beschaffen. „Du bist geschickt", sagte er zu mir, „du sollst die Aufsicht über das Weißzeug haben, sollst es flicken und in Ordnung halten und dem Waschen vorstehen. Friederike (damals dreizehn Jahre alt), die genau ist, soll die Aufsicht über den Hausproviant führen. Charlotte (damals elf Jahre alt) soll auf den Markt gehen und unsere Lebensmittel einkaufen, meine Frau soll die kleinen Kinder besorgen und die Küche."

*) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Marcgrave de Bareith.

Die Günstlinge des Königs, Grumbkow, Gundling und Seckendorf, Ränke schmiedend.
Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Politische Zustände.

Grumbkow und Seckendorf. Vollkommen ernst ist es dem Könige mit dem angeführten Entschluß wol niemals gewesen, und daß Friedrich Wilhelm bald auch jeden Gedanken an eine Thronentsagung aufgab, dafür sorgten zwei Männer am Hofe, die das größte Interesse daran hatten, ihn von der Ausführung eines solchen Entschlusses zurückzuhalten — der preußische General von Grumbkow und der österreichische Gesandte Graf Seckendorf, Letzterer von Amtswegen im Dienste Oesterreichs, Ersterer durch Bestechung für den österreichischen Hof gewonnen. Der König glaubte in diesen beiden Männern, denen er sein unbedingtes Vertrauen schenkte, die treuesten Anhänger zu haben, und doch waren sie „kaiserliche Maulwürfe, die leise und unvermerkt unter dem Grunde seines Hauses wühlten und endlich nahe daran waren, es auf die allerscheußlichste Art über ihn herabzubringen."

Auf ihren Rath machte der König in Begleitung des Kronprinzen einen Besuch am Dresdener Hofe, und wenn auch das üppige und ausschweifende Leben, welches er dort vorfand, seinen strengen Anschauungen wenig zusagen mochte, so hatte diese Reise doch eine heilsame Aenderung in der Gemüthsstimmung des Königs zur Folge.

Was bestimmte nun jene Männer dazu, sich zu bestreben, einen etwaigen Regierungswechsel in Preußen mit allen Mitteln zu verhindern und den dem Kaiser trotz mancherlei trüben Erfahrungen mit unwandelbarer Treue ergebenen König Friedrich Wilhelm gerade im gegenwärtigen Augenblick auf dem preußischen Thron zu erhalten? Welche tieferen Absichten lagen da zu Grunde?

Ein Blick auf die Fragen der großen europäischen Politik jener Zeit wird uns darüber Aufschluß geben. Wir werden dann auch zugleich sehen, in wie entscheidender Weise diese Fragen in das Familienleben des preußischen Hofes hineinspielen, und wie vornehmlich sie

es sind, unter deren Wucht dem Könige, seiner Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine und dem Kronprinzen fast die Herzen brachen.

Karl VI. von Habsburg war, wie wir wissen, deutscher Kaiser geworden. So lange er nur als Bruder des regierenden Herrschers von Oesterreich in Spanien um den Thron dieses Landes gegen Frankreich gekämpft hatte, waren die übrigen Hauptmächte auf seiner Seite gewesen. Seitdem er aber Erbe der österreichischen Monarchie und zugleich römisch-deutscher Kaiser geworden war und nun auch noch den Thron Spaniens zu gewinnen strebte, waren jene Mächte auf Seite Frankreichs getreten. Eben so wenig wie man früher eine Vereinigung Spaniens mit Frankreich gewünscht hatte, eben so wenig wollte man jetzt eine Vereinigung Spaniens mit Oesterreich zu einem Reiche; in dem Einen wie in dem Andern sah man eine Gefährdung des europäischen Gleichgewichts. Weil nun aber Karl seine Ansprüche auf Spanien so bald noch nicht aufgab, so schwebte über Europa auf längere Zeit die Gefahr eines großen Krieges.

Diese ward erhöht durch folgenden Umstand. Der Bruder und Vorgänger Karl's VI., Joseph I., war ohne männliche Nachkommen gestorben, und da nun auch Karl VI. bereits einige Jahre lang in unfruchtbarer Ehe gelebt hatte, trat in Wien die Besorgniß auf, die deutsche Linie des habsburgischen Hauses könnte aussterben, wie es mit der spanischen geschehen war, und man begann in hohem Grade die Erschütterungen zu befürchten, die dann bei dem Kampfe um das zerfallende Oesterreich Europa unausbleiblich eintreten mußten. Es waren dem Kaiser nur zwei Töchter am Leben geblieben, deren älteste, Maria Theresia, fünf Jahre nach der Geburt des Kronprinzen Friedrich das Licht der Welt erblickt hatte.

Die pragmatische Sanktion. Unter solchen Umständen beschloß der Kaiser, ein neues Hausgesetz zu erlassen, demzufolge das Erbrecht auf die Krone in Oesterreich beim weiteren Ausbleiben männlicher Nachkommen auf die weibliche Nachkommenschaft übergehen sollte. Die betreffende Bestimmung, welche Kaiser Karl am 13. Mai 1718 ausfertigte, wurde pragmatische Sanktion genannt.

Diesem Hausgesetze die allgemeine Anerkennung der betheiligten Mächte zu verschaffen, war nun des Kaisers eifrigste Sorge. Zunächst wurde im Stillen für diesen Zweck gearbeitet, da der Wiener Hof wohl voraussah, daß er auf mannichfachen Widerstand stoßen würde. Waren doch Nachbarn vorhanden, z. B. Bayern und Sachsen, die bei Auflösung Oesterreichs Erbansprüche erheben konnten. Auch verschiedene andere Mächte durften, wenn jenes Ereigniß, der drohende Zerfall Oesterreichs, eintrat, wol größere oder geringere Beuteantheile für sich davontragen zu können hoffen. Freilich würde ohne einen großen Kriegsbrand, das erkannte man überall, eine Theilung nicht vor sich gehen.

Die Gefahr, Oesterreich werde Spanien durch die Gewalt der Waffen gewinnen, schien gewichen, da Spanien kraftvollen Widerstand zu leisten gewußt hatte, ja in letzter Zeit sogar angriffsweise gegen Oesterreich vorgegangen war. Aber mit einem Male änderte sich die Lage: es trat plötzlich eine Befreundung des Kaiserhauses mit dem spanischen Fürstenhause ein. Zwei so mächtige Länder im Bündniß mit einander — auch darin lag für die übrigen Mächte Anlaß genug zur Besorgniß.

Die nächste Folge davon war eine entschiedenere Annäherung Englands an Frankreich. Daß man gegenüber einem Bündnisse zwischen Oesterreich und Spanien nun in London und Paris um so weniger geneigt war, für die Erhaltung des österreichischen Gesammtstaates durch Anerkennung der pragmatischen Sanktion etwas zu thun, ist selbstverständlich. Vielmehr war hinfort die Politik der letzteren beiden Höfe offen gegen Oesterreich und Spanien gerichtet, und überall suchte man weitere Verbindungen gegen Beide.

Dies führte nun, wie einerseits in Wien und Madrid, so andererseits in Paris und London zu dem lebhaften Wunsche, Preußen für sich zu gewinnen, und man ließ es auf beiden Seiten an Anstrengungen nicht fehlen. Preußen mit seinem zahlreichen, wohlgeübten Heere — in der That, es war ein begehrenswerther Verbündeter!

Der König Georg I. von England, der zugleich Kurfürst von Hannover war, hatte am Berliner Hofe eine treue Bundesgenossin, seine Schwester, die Königin Sophie. Die Fragen der großen Politik kümmerten sie freilich wenig, sie ließ sich vielmehr vornehmlich von dem Wunsche leiten, eine Doppelehe zwischen ihren ältesten beiden Kindern, Wilhelmine und Friedrich, mit dem Enkel ihres Bruders Georg I., dem Prinzen von Wales und Erben der britischen Krone, und der Prinzessin Amalie von England zu Stande zu bringen. Daß aber das Zustandekommen einer so engen Familienverbindung auch die politische Situation stark beeinflussen würde, sowol die Beziehungen Preußens zu England, als auch die Frankreichs gegenüber Oesterreich, lag auf der Hand.

Am kaiserlichen Hofe in Wien befand man sich darüber nicht im Unklaren. Man hielt es im Interesse der Förderung der großen Fragen der Politik für dienlich, den von der Königin entworfenen Heirathsplan unter allen Umständen zu hintertreiben.

Anfangs war Friedrich Wilhem diesem von seiner Gemahlin sorgsam gehegten Plane keineswegs entgegen gewesen. Mit Berathungen und Feststellungen in Betreff dieses Punktes hatte es jedoch nach seiner Meinung durchaus keine Eile. Waren doch die Kinder noch minderjährig. Mochten sie sich unterdessen immerhin Geschenke und Briefe zusenden, sie standen ja mit einander in einem verwandtschaftlichen Verhältniß. Eine Zunahme der Macht Oesterreichs konnte dem Könige freilich auch nicht als etwas Erwünschtes erscheinen. Hatte das Haus Habsburg nicht lange genug schon mißgünstig auf Preußen geblickt? War nicht von ihm dem jungen protestantischen Staate bisher Hinderniß auf Hinderniß in den Weg gelegt worden? — Aber den König berührten solche Erwägungen weniger, als namentlich eine andere Seite der schwebenden Frage. In seinem Gemüthe leistete ein Etwas dem Hause Habsburg bedeutenden Vorschub: seine deutsche Gesinnung. — Der Charakter Friedrich Wilhelm's macht es erklärlich, daß derselbe aus ehrenwerther Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reiches und die Autorität des Kaisers der österreichischen Politik entschieden zuneigte. Wie er in seinem eigenen Staate die unbegrenzte Macht des Königthums mit rücksichtsloser Strenge zur Geltung brachte, so galt ihm im Reiche der Kaiser als der allein rechtmäßige Gebieter; diesem gegenüber fühlte er sich stets als Reichsfürst im alten Stil, und trotz mancher trüben Erfahrung, trotz der Erkenntniß, schnöde mißbraucht zu werden, blieb er doch im Ganzen bis an sein Ende jenem Bekenntnisse treu, das er einst in entscheidender Stunde abgelegt hatte: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe.“ — England und Frankreich begehren meine Bundesgenossenschaft, sagte er sich, und ich hätte wol Grund, Oesterreichs Gegnerschaft zu verstärken. Was aber dann, wenn Oesterreichs Macht vollständig gebrochen würde? Wie, wenn es dem Auslande beifiele, dem deutschen Reiche einen englischen oder gar — es wäre unerträglich! — einen französischen Fürsten als Kaiser aufzudringen? Das wäre der Anfang des Endes vom Deutschen Reiche. Da mögen denn doch lieber die dem deutschen Blute entsprossenen Habsburger die Kaiserkrone tragen! —

Erwägungen dieser Art machten den König vorsichtig, ja sie bewirkten, daß er sich von England, dem er sich bereits genähert hatte, allgemach wieder zurückzuziehen begann. Jedoch auch Oesterreich hatte ihn noch nicht vollständig gewonnen, denn der Plan der Doppelehe war noch nicht geradezu aufgegeben. So standen die Dinge, als eben jene trübe Stimmung über den König gekommen war, die den Gedanken in ihm erzeugt hatte, der Krone zu entsagen und sich nach Wusterhausen zurückzuziehen. — Hätte er demgemäß gehandelt, so wäre der Lieblingsplan der Königin ohne Hindernisse zur Ausführung gekommen.

Darin liegt der Grund, daß es sich Seckendorf und Grumbkow, auf Weisung von Wien, angelegen sein ließen, den König wieder in eine bessere Gemüthsverfassung zu bringen. Die Theilnahme, die sie an seiner Krankheit zeigten, entsprang demnach einem Hintergedanken, von dem der König sich nichts träumen ließ. Nach ihrer Meinung befand sich die

Politik am Berliner Hofe bereits in einem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser; in dieser Richtung sollte dieselbe erhalten werden. Eine Zerstreuung für den König ist nothwendig, sagten sie sich, und so gelangte denn auf ihren Betrieb die Einladung von Dresden an den König. Dies vorausgesandt, wird nun die Leidensgeschichte des Berliner Hofes, deren Schleier zum Theil vor den Lesern schon gehoben wurde, verständlicher werden. Beides, häusliche wie öffentliche Beziehungen, spielen in einander, bedingen einander. Begleiten wir nun im Geiste den König zunächst nach Dresden.

Dresden und Wusterhausen. Außer Friedrich Wilhelm gab es damals keinen einzigen Fürsten in Deutschland, der deutsches Leben und deutsche Sitte redlich gewahrt hätte. In allen deutschen Residenzstädten, Berlin ausgenommen, herrschte immer noch das gewohnte üppige Treiben, eine Nachahmung des französischen Hoflebens, und vor allen in Dresden.

Hören wir, was Wilhelmine später darüber sagt: „Der Hof des Königs August hatte die Pracht bis zur Ausschweifung getrieben. Hier herrschten alle Vergnügungen, man konnte Dresden Cytherens Insel nennen. König August unterhielt eine Art von Harem der schönsten Frauenzimmer seines Landes und des Auslandes; nach seinem Tode berechnete man, daß er 354 außereheliche Kinder gehabt. Nach seinem Beispiele richtete sich der ganze Hof, Alles athmete nur Wollust; Bachus und Venus waren die Gottheiten, denen man hier opferte.“ In welchem Maße es arg mit dem Leben am Dresdener Hofe bestellt war, mag Friedrich Wilhelm um jene Zeit gar nicht so recht gewußt haben. Doch wußte er genug, um den Entschluß für angemessen zu erachten, den siebzehnjährigen Friedrich in der Heimat zurückzulassen. Indeß langte eine besondere, auf Friedrich lautende Einladung an, und so reiste dieser dem Vater nach.

Ein wahres Zauberreich that sich dem lebensfrohen Jünglinge in Dresden auf. Von Natur nicht unempfänglich für sinnliche Vergnügungen, hatte er zu lange in strenger Abgeschlossenheit und Entsagung leben, zu lange auch erlaubte, schuldlose Freuden entbehren müssen, um sich nicht jetzt — was der Vater nicht zu verhindern vermochte — blindlings in die zumeist nichts weniger als schuldlosen Freuden des sächsisch-polnischen Hoflebens zu stürzen, wozu ihm durch das königliche Hofgeschmeiß nur zu vielfach verlockende Gelegenheit geboten wurde. — „Gott ist mein Zeuge“, konnte Friedrich Wilhelm bei seiner Rückkehr nach Berlin in Wahrheit schreiben, „daß ich daran (nämlich an dem sittenlosen Treiben des Dresdener Hofes) kein plaisir gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“

Der Kronprinz konnte ein Gleiches von sich nicht sagen. — Schon seine veränderte Haltung fiel auf. Der König kam in Berlin gar bald dahinter, daß sein Sohn auf bedauerliche Abwege geführt worden war, und dies steigerte seine Mißstimmung gegen ihn bis zum Abscheu, zumal Friedrich von dem Taumel, der ihn ergriffen, so festgehalten ward, daß er, so weit es ihm möglich war, auch in Berlin das Dresdener lockere Leben fortzusetzen suchte.

Auf den König hatte der Ausflug eine heilsame Wirkung ausgeübt. Er ging mit neu gewonnenem Lebensmuthe wieder eifrig seinen Regierungsgeschäften nach. Das war für das Land von Segen. Aber daß Friedrich bei der oben erwähnten Gelegenheit auch nach Dresden gekommen war, das war ein großer Unsegen, nicht nur für ihn, sondern für das ganze königliche Haus.

Hätte der redliche Fürst ahnen können, welch ein verrätherisch-niederträchtiges Spiel die beiden Männer, denen er sein unbedingtes Vertrauen zugewendet, trieben, ein Spiel, das die wahren Interessen des Landes und der königlichen Familie aufs Aergste gefährdete, wahrlich, ihm würde kein Galgen zu hoch gewesen sein, um sie daran aufzuhängen!

Die Lage des Kronprinzen gestaltete sich nun fortgesetzt übler, da der Vater, zufolge seiner heftigen Gemüthsart, seinen Widerwillen gegen ihn nicht einmal vor den Augen der Welt zu verbergen sich bemühte. Friedrich fühlte sich dadurch gedrängt, an den König am 11. September 1728 folgendes Schreiben zu richten:

„Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmem mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, das meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa

getreuester und gehorsamster Diener und Sohn

Friedrich."

Dieser Brief verbesserte indeß sein Verhältniß zum Könige keineswegs. Die Antwort des Letzteren zeigt deutlich, daß ihm an Friedrich zur Zeit Alles zuwider war. Sie lautet:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, dann wann man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich nicht schämt, nicht reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nicht verschneidet und ich alles dieses tausendmal reprimandirt, aber alles umsonst und kein Besserung in nichts ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz, mit keinen Menschen spricht, als mit welche, und nicht popular und affabel ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit Force angehalten; nichts aus Liebe und er alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Man sieht, das traurige Mißverständniß zwischen Vater und Sohn war weit gediehen. Und doch war noch ein guter Kern von Liebe sowol in des Vaters Brust gegen den Sohn, als in der des Letzteren gegen den Vater vorhanden. Friedrich erkrankte um jene Zeit. Da schrieb der König an Leopold von Dessau: „So lange die Kinder gesund sind, weiß man nicht, daß man sie lieb hat." — Der rauhe Mann konnte nun recht zärtlich gegen den Sohn sein! — Doch die Krankheit legte sich bald, und damit trat auch das alte Mißverhältniß wieder ein.

Daß auch in Friedrich's Brust, trotz der schon jahrelang andauernden harten Behandlung, die er von dem Vater zu erleiden gehabt, die Liebe zu demselben noch nicht erloschen war, beweist folgender Vorfall, der sich um eben jene Zeit in Wusterhausen zutrug. Es ward, wie alljährlich, der Hubertustag im dortigen Jagdschlosse mit großer Tafel gefeiert. Friedrich trank, gegen seine Gewohnheit, mehr als gewöhnlich und wurde sehr gesprächig. Er klagte dem neben ihm sitzenden sächsischen Gesandten, daß er in einem fast unerträglichen Zwange leben müsse, und beschwor ihn, sich beim Könige dafür zu verwenden, daß ihm die Erlaubniß zu einer Reise ertheilt werde. Vom Weine erregt, sprach er so laut, daß man ihn über den Tisch hörte. Dabei wiederholte er oft die Worte: „Ich liebe ihn dennoch!" Die Königin ward besorgt und verließ das Zimmer. Als nach Aufhebung der Tafel der Kronprinz sich vom Vater verabschiedete, und dieser ihm die Hand reichte, ergriff er dieselbe

mit beiden Händen und bedeckte sie mit Küssen. Die dadurch erzeugte Stimmung riß ihn hin, daß er sich dem Vater an die Brust warf und seinen Hals umschlang. — Alle Anwesenden waren von der Scene ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

„Schon gut", sagte der König, „schon gut; werde du nur ein ehrlicher Kerl!"

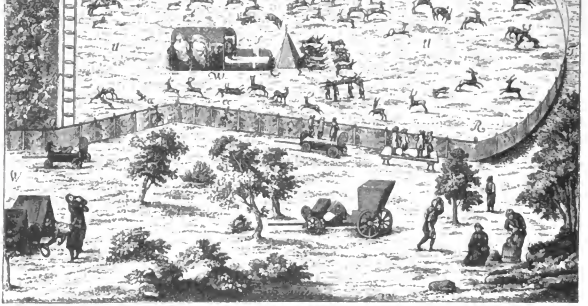
Von diesem Vorfall ward am Abend in der Tabaksgesellschaft nichts erwähnt. Doch bemerkte man, daß der König aufgeräumter war, als jemals. Hinterher aber wurde ihm, wie berichtet wird, leider vorgespiegelt, Alles, was der Kronprinz gesagt und gethan, sei — Verstellung gewesen! — Daß Seckendorf oder Grumbkow, vielleicht Beide, an dieser Aufhetzung Antheil hatten, läßt sich diesen niedrigdenkenden Personen wol zutrauen.

Aufenthalt in Wusterhausen. Auch während des Verweilens des Königs an diesem Lieblingsort folgten ihm die mehrfach genannten Günstlinge. — Das einfache Jagdschloß, welches dem Könige im Jahre 1698 geschenkt worden war, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin an der alten schlesischen Straße in einer flachen, sandigen Gegend, wie die Mark Brandenburg sich deren so vieler rühmen kann. — Friedrich Wilhelm I. baute es aus und suchte vornehmlich hier in den benachbarten Forsten seine Jagdfreuden, denen er gerade in dieser Zeit sich vorzugsweise gern zuwendete. Vorn an der Straße, rechts und links vom Thoreingang, standen Wohngebäude für das königliche Gefolge, mit glatten, zierlosen Wänden und kleinen Fenstern, in der Mitte dieses Vorhofs befand sich der Springbrunnen mit seinen Steinstufen, ein Platz, den der König an heißen Sommerabenden gar sehr liebte. Im Süden verengte sich dieser Vorhof wieder nach einem Gitter und Thor; dahinter liegt das Schloß noch ganz wie heut unter dem Schatten der Linden, ringsum frisches Parkgrün, während dicht dahinter die geschäftige Mühle klappert, vom rauschenden Wasser der Nuthe getrieben. Das Schloß selbst besteht aus einem Doppelgebäude, die beiden spitzen Giebel blicken nach vorn, in der Mitte derselben erhebt sich der einfache runde Thurm mit seinen schrägen Fenstern, der als Treppenhaus dient. Rings um das Schloß erstreckte sich ehemals ein tiefer Graben, der mit der Nuthe in Verbindung stand. Das Schloß mit sehr beschränkten Räumlichkeiten liegt auf einer Erhöhung, deren Terrassen bis zum Graben mit zierlich beschnittenen Hecken und Bäumen eingefaßt sind. An jeder der vier Ecken stehen heut noch die vier althehrwürdigen Linden, unter denen, vom Zeltdach geschützt, der König im Sommer mit seiner Familie und seinen Gästen oft seine Mahlzeiten sowie seine Abendunterhaltungen bei der Tabakspfeife abhielt.

Wenn man vom Vorhof in den innern Schloßraum gelangen wollte, so mußte man die Brücke überschreiten, wo den Wanderer, der sie von ungefähr betrat, zu jener Zeit Schrecken und Grausen genugsam beschlichen. Rechts und links fesselten Gehäuse wie Schilderhäuser seinen Blick. Bei dem ersten hallenden Tritt aber fuhren aus diesen Behältern zwei Hofwächter, zottige braune Bären an der Kette, heraus, den Fremden grimmig anfletschend, der innerhalb eines Raumes von kaum drei Schritten sich durch die Unholde hindurchzuwinden hatte. War es ihm schließlich gelungen, eiligen Schrittes die hölzerne Brücke ungerupft zu passiren, so stand ihm ein neuer Schreck bevor. Zwei weiße und zwei schwarze Steinadler fuhren kreischend aus ihren Käfigen am andern Ufer empor, mit wildem Eifer und bösem Willen auf den Fremden zuflatternd, aber gehemmt von der Fessel am Fuß, die sie verhinderte, ihr Ziel zu erreichen.

Das Innere des Schlosses bot nur für eine geringe Anzahl Gäste die nöthigen Räumlichkeiten dar, viel weniger als sie heute auf dem Lande jedem angesehenen Gutsherrn zur Verfügung stehen. Wenn in dieser Beengung es sich der ganze Hof monatelang gefallen lassen mußte, so war es allerdings nicht zu vermeiden, daß, wie die Prinzeß Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten berichtet, die Kinder dermaßen in die Dachstuben eingepfercht werden mußten, daß der Raum kaum zum Umdrehen ausreichte. — Das kleine ehrwürdige Jagdhaus, wol fünfzig Jahre lang gänzlich vergessen, ist neuerdings durch König Wilhelm I., der sich selbst alljährlich zum Jagen dahin begiebt, in guten Stand gesetzt worden.

In dem Saale des Tabakskollegs im zweiten Stock, der noch mit den Möbeln, den Pfeifen und den Krügen Friedrich Wilhelm's ausgestattet ist, hängen an den Wänden rings umher wol über dreißig Oelbilder, gemalt von des Königs eigener Hand. Wenn diese Bilder auch kein besonderes Kunstgenie verrathen, so zeugen sie doch von einer nicht ungeübten Malerhand, und das „F. W. p." nebst der Jahreszahl giebt die bündigste Auskunft über den Verfertiger. Das bei einigen der Gemälde hinzugefügte „in tormentis" — unter Schmerzen — läßt allerdings erkennen, daß die Veranlassung zu seiner künstlerischen Beschäftigung nicht immer eine heitere und erfreuliche war. Es sind meistens Brustbilder von angesehenen Männern und Frauen. Im untern Saal hängen Gundling's und Grumbkow's Brustbilder, ferner die Porträts des Königs und der Königin, welche aber Schöpfungen des damals vielgesuchten Porträtmalers Pesne sind.

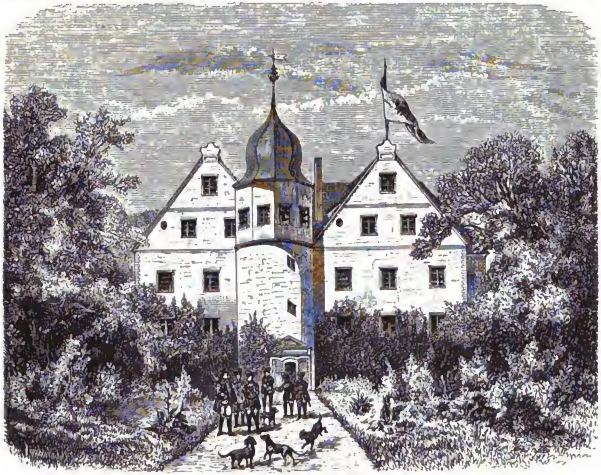


Prospekt eines Hauptjagens. Nach einem alten Kupferstich.

Die letzten Tage des August und die erste Hälfte des September waren der Rebhühnerjagd gewidmet. Dieses Geflügel wurde auf der Feldmark des nahegelegenen Machnow, wohin der König jahrelang die Brut aus dem ganzen Lande, soweit sie nur aufzutreiben war, bringen ließ, besonders gehegt. Der König ging täglich in Begleitung einiger Falkeniere und Büchsenspanner auf die Jagd und brachte fast den ganzen Tag im Freien zu. Daher wurde die Mittagstafel, ausschließlich aus kalter Kost bestehend, unter dem blauen Himmel oder unter einem schattigen Baume gehalten. Der König nahm die Jagdbeschäftigung sehr ernst, die Königin lieferte laut Uebereinkunft das Pulver und Blei dazu. Sie genoß dafür die Befugniß, das geschossene Wild, das stets nur zum kleinsten Theil im Hofhaushalte aufgezehrt werden konnte, auf eigene Rechnung zu verkaufen. Sollte nun die Königin nicht Schaden bei dem Handel haben, so mußte bei maßvollem Verbrauch von Pulver und Schrot möglichst viel Wild geschossen werden. Deshalb schoß der König, der höchst selten fehlte,

am liebsten selbst; dem General Flanß, den er nächst sich für den besten Schützen hielt, wurde zuweilen die Ehre zutheil, sein Stellvertreter zu sein. Faßmann, Gundling's Nachfolger, erzählt in Betreff des königlichen Jagdbetriebes:

„Einstmals habe ich gesehen, daß Ihro Majestät an einem Tage 160 Rebhühner, 9 Hasen, 4 Fasanen und eine wunderschöne Nachteule geschossen, welche letztere Sie, um ihrer Schönheit willen, abmalen ließen. Weil nun Ihro Majestät die Rebhühner meistens in der Luft schießen, so ist leicht zu erachten, daß Sie auch viele Fehlschüsse thun müssen, ehe so viel Rebhühner getroffen werden. Ihre Büchsenspanner sind Ihnen zwar allemal zur Seite und geben Sr. Majestät das geladene und gespannte Gewehr in die Hand. Dem ohnerachtet ist diese Lust mit vieler Mühe verknüpfet, und es kann sein, daß des Königs Majestät auf der Rebhühnerjagd manchen Tag sechshundert Schüsse und noch mehr thun.



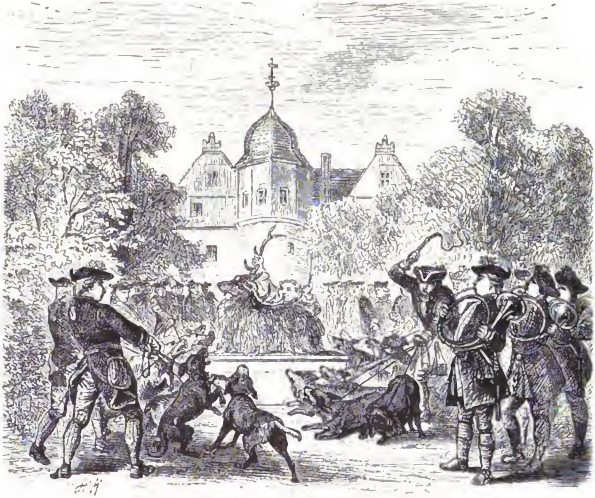
Jagdschloß Wusterhausen.

Es sind auch Ihre Majestät, wenn Sie von der Rebhühnerjagd zurückkommen, gemeiniglich dermaßen müde, daß Sie der Ruhe sehr wohl bedürfen: finden sich aber dem ohngeachtet allemal in der gewöhnlichen Abendgesellschaft ein. Die Zahl derer Rebhühner, welche Ihre Majestät in der Herbstzeit schießen, beläuft sich gemeiniglich auf viertausend. Es ist auch leicht zu erachten, daß sonst noch sehr viele Rebhühner angeschossen werden, welche hernach im Walde verderben und umkommen. Oder man findet sie und unterschlägt dieselben, so daß des Königs Majestät nichts davon zu sehen bekommen; wie denn vor wenigen Jahren geschehen, daß deshalb zwei Jägerbursche nach Spandau gebracht worden, welche viele, vom König angeschossene Rebhühner unterschlagen und heimlich verkaufet hatten."

Der König verwendete bedeutende Summen auf die Unterhaltung seines Jagdhofes und der Wildgärten. Zur Parforcejagd waren zwölf Piqueurs angenommen, erfahrene Jäger, gute Reiter und Waldhornisten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach mit grünen Sammetaufschlägen, grüne Weste mit goldenen Borden und gelblederne Beinkleider. Außerdem wurden für die Jagden noch einige 30 Pferde und über 100 Jagdhunde unterhalten.

Bei Wusterhausen sowol wie bei Potsdam waren Waldungen mit Seen und Wiesen im Umfange von mehreren deutschen Meilen zu Parforcejagden eingehegt. Ein solcher Thiergarten war von vielen Alleen durchschnitten, in welchen die vorstehenden Wurzeln sorgsam ausgerottet wurden, damit sich nichts im Wege befände, worüber die Pferde stürzen könnten. Ein Augenzeuge berichtet über eine solche Jagdpartie:

„Wann nun des Königs Majestät mit der hierzu bestellten Jägerei und Denjenigen, welche die Gnade und Ehre haben, von Ihnen mit zu dieser Lust herangezogen zu werden, an Ort und Stelle in dem Parforcegarten angelangt, zeigt der Oberjäger vor allen Dingen den Hirschen an, dem es diesen Tag gelten solle. Alsdann wird das Signal zur Jagd gegeben.



Ein königlicher Nimrod. Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Hierauf schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger, nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich dahinterdrein folgen auch des Königs Majestät. Dichte vor Ihnen her aber reitet der Hof- oder auch wol der Oberjägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit oder Mattigkeit hinsinkt. Es füget sich auch wol, daß derselbe an ein Wasser kommt und durch dasselbe setzet; da dann die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnüglicher anzusehen. Bei so gestalteten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Majestät und Die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittage fünf bis sechs Meilen oder auch wol noch weiter herumjagen; wie dann manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und erst um ein oder zwei Uhr des Nachmittags endigt. Gemeiniglich aber ist es binnen einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen. Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister den Fang. Alsdann löset er ihm die beiden vorderen Läufe ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Parforcehörner

lassen sich hierbei stattlich hören, und es wird zum Zeichen der Victoria oder der glücklich gehabten Jagd Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig, den ein Jedweder, so der Jagd beigewohnt, auf seinem Hut trägt. Den Hirsch legen etliche Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in dem Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, öfters der ganze Hirsch bis auf die Haut und den Kopf, ist für die Parforcehunde bestimmt, und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung gehet es sehr lustig und zwar also her: Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihre Majestät nach Ihren Zimmern, woselbst Sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten anderes weißes Zeug anlegen. — Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. — Die Parforcehunde warten außen vor dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Zuchtmeister und die Wärter bei sich, welche starke Peitschen oder Karbatschen in der Hand haben. Erscheinen des Königs Majestät, so versammelt sich Alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhofes, und die Parforcehunde werden eingelassen. Sie eilen nach dem Hirsche zu, werden aber bisweilen etlichemal um denselben herum und wieder hinaus geführet, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt.

„Endlich, wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursch den Kopf des Hirschen, und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Solches geschieht darum, daß sie dafür halten sollen, als ob der Hirsch noch lebe und mit seinem Geweih gegen sie stoße. Derohalben schlagen sie auch gewaltig gegen den Hirschkopf an und bellen. Aber anfallen dürfen sie ihn durchaus nicht, und sobald es einer thut, wird er entsetzlich gepeitscht. Letztlich, wann die Haut auf einmal von dem zerlegten Hirsch herunter gezogen wird, dienet solches zu einem Zeichen für die Hunde, daß sie die Freiheit haben, ihre Mahlzeit zu thun, welche demnach mit großer Begierde auf das, was vorhanden ist, zufassen, auch gar bald damit fertig werden. Die Parforcejäger müssen auf ihren Parforcehörnern hierzu blasen und gleichsam ein lustiges Runda machen, welches Alles sich über die Maßen wol hören und sehen lässet. Bisweilen geschieht es, daß zwei bis drei Hunde an einem Stücke Fleisch ziehen, so daß es ein jedweder gerne haben will, und sie gerathen auch nicht selten selber an einander. Alsdann aber setzet es Schläge, weil man es bei den Parforcehunden durchaus nicht so weit einreißen oder zur Gewohnheit werden lassen darf, daß sie einander beißen. Wer drei Stunden hiernach in das Gebäude kommt, wo diese Hunde verwahrt werden, findet sie alle ganz sauber und gereinigt auf Stroh an ihrem Orte liegen. Die Hunde haben große braune, schwarze oder röthliche Flecken, auch breite und ziemlich lang herabhängende Ohren, und sind insgesammt von sehr guter Art."

Ein hervorragendes Vergnügen bildete im harten Winter die Jagd auf wilde Schweine, deren es damals noch viele gab. In Ostpreußen war für den unternehmenden Jäger zu jener Zeit ein Wildstand vorhanden, wie er nirgends anders im Königreiche mehr zu finden war. In dichten Wäldern hausten dort noch der Auerochs, der Bär, der Wolf, das Elenthier und das Wildschwein von ungewöhnlicher Stärke. Hier ward die Jagd nicht blos zum Vergnügen getrieben: die Nothwehr gebot sie, und es galt, rühmliche Gefahren zu bestehen. Waren aber diese hier größer als anderwärts, so erlangte der Jäger dafür ein gesteigertes Vergnügen; man begnügte sich nicht mit der Parforcejagd des Edelhirsches, sondern stellte Thierhetzen und Thierkämpfe an, wobei Bären und Auerochsen an einander geriethen.

Dagegen sah freilich das Jagdtreiben zu Wusterhausen recht harmlos aus. Doch schien es bisweilen, als habe der König alle Regierungs- und Staatssorgen in der Hauptstadt zurückgelassen. Allein es schien auch nur so; — jeden Morgen bis früh neun Uhr, nachdem er schon um fünf Uhr aufgestanden, arbeitete er emsig und anhaltend, indem er die am Tage zuvor eingegangenen Depeschen und Berichte erledigte. Zu diesem Behufe

befand sich ein Kabinetsrath in seiner Nähe; auch hielten sich die Minister von Ilgen, von Borck und andere hohe Beamte abwechselnd mehrere Tage zu Wusterhausen auf. In den Abendstunden versammelten sich die Vertrauten des Königs, und es bildeten bei der Tabakspfeife politische und andere Neuigkeiten Gegenstände der Unterhaltung.

Die Verträge von Wusterhausen und Berlin. Der oft genannte Graf Seckendorf war keineswegs offiziell am Hofe zu Berlin als österreichischer Gesandter beglaubigt; sein Eifer, das preußische Staatsschiff in dem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser zu erhalten, war jedoch deswegen kein geringerer, zumal er an dem preußischen Minister General von Grumbkow ein gefügig brauchbares Werkzeug für seine Pläne gefunden. Diesen Verbündeten sich zu erhalten, wurden von Wien aus weder Mühe noch Kosten gescheut. Dazu war Graf Seckendorf auch seinem äußeren Erscheinen nach ganz der Mann, den König zu täuschen und ihn für sich und seine Mission einzunehmen.

Eine „kniegebeugte Bedientenseele" wäre nimmer in das Vertrauen Friedrich Wilhelm's gekommen, hätte auf ihn nie Einfluß gewonnen. Aber mit welch einem offenen, biederen Wesen wußte Graf Seckendorf dem Könige entgegen zu treten! Sein erstes Zusammentreffen mit demselben in Berlin war ja überdies ein „rein zufälliges" gewesen! Auf einer Reise begriffen, auf der er Berlin hatte berühren müssen, war er von dem Könige, als er „zufällig" durch den Lustgarten gegangen war, gesehen und infolge dessen — der König kannte ihn aus dem Rheinkriege her — in seine Nähe gerufen worden.

Hören wir, was Pöllnitz über ihn sagt: „Graf Seckendorf affektirte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit alle Grundsätze des Macchiavell. Mit dem schmuzigsten Eigennutze verband er grobe Manieren. Lügen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit gänzlich aus den Augen verloren. Es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmanns, bald in den eines Kaufmanns hinüberwanderte. Falsche Schwüre und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig mit seinem eigenen Gute, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn und gab von Beidem täglich die auffallendsten Beweise."

General von Grumbkow erschien gleichfalls als ein Biedermann. Und doch war auch er

„ein Schurke, der in solche Gradheit
Mehr Arglist hüllte, mehr verruchten Plan,
Als zwanzig fügsam unterthän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten."

Das Gebahren der beiden Verbündeten war derart, wie der König es liebte: nie drängten sie sich mit ihrem Rathe auf, nur wenn der König etwa in der Tabaksgesellschaft irgend einen Gegenstand zur Sprache brachte, dann äußerten sie frischweg ihre Meinung! Ueberlegt ward vorher nie, was etwa bei dieser oder jener Sache zu sagen sei — nein, diesen „Ehrenmännern" wohnte „das Herz auf der Zunge!" So erschienen sie dem Könige. Er stand am Steuer des Staatsschiffes und freute sich der beiden Mitruderer, die unter fröhlichem Wort — ganz nach seinem Willen — die Ruder einsetzten. Daß sie Wind und Wetter machten: wer konnte das in ihren ehrlichen Augen und Mienen lesen?

An Aufmunterung in Klingendem ließ man es von Wien aus nicht fehlen. Grumbkow erhielt von Oesterreich 5000 Gulden jährlicher Pension. Einmal empfing dieser falsche Mann von dort her ein außerordentliches Gnadengeschenk von 40,000 Gulden. Selbst Gundling ging nicht leer aus. Ihm ward eine mit Diamanten besetzte goldene Denkmünze von Wien aus zugesandt. Man hoffte, er würde sich beim Vorlesen gewisser Schriften zu Fälschungen geneigt zeigen und sich dadurch nützlich machen können — eine Hoffnung, die, wie es scheint, dieser „Narr wider Willen" nicht erfüllt hat. — Sogar der preußische Gesandte am englischen Hofe war von Seckendorf bestochen worden! Er berichtete von England her an den König, was Seckendorf und Grumbkow ihm von Berlin aus brieflich zu berichten aufgaben.

Wenn dann der König den beiden Männern vertraute: „So und so denkt man in England, das und das hat man dort vor", dann thaten sie verwundert. — Bedenkt man, zu welchen Ausbrüchen des Zornes des Königs Gemüth fähig war, so muß man sagen: Die falschen Spieler spielten ein gefährliches Spiel!

So standen die Dinge, als im Jahre 1727 König Georg I. von England starb und sein Nachfolger, Georg II., den Thron bestieg. Nichts konnte den österreichischen Interessen günstiger sein. Georg II. und Friedrich Wilhelm hatten sich als Knaben am Hofe zu Hannover kennen gelernt und bei dieser Gelegenheit einen aus der Verschiedenheit ihres Charakters leicht erklärlichen persönlichen Widerwillen gegen einander gefaßt. Ihre gegenseitige Abneigung war so stark, daß auch jetzt noch ihr Verhalten zu einander dadurch beeinflußt wurde. Wenn Friedrich Wilhelm von seinem Schwager sprach, nannte er ihn wegen seines steifen und dabei hochfahrenden Wesens stets nur „seinen Bruder, den Komödianten"; König Georg glaubte ihm diesen Hohn zurückgeben zu müssen und sprach von dem Könige von Preußen stets als von „seinem Bruder, dem Erzsandtreuer". Auch als König von England that Georg II. nichts, um den alten Gegensatz auszugleichen und eine Versöhnung anzubahnen. Als er bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1728 sein Kurfürstenthum Hannover besuchte, ließ er in Berlin nicht einmal seine Ankunft anmelden, wie dies bisher stets Sitte gewesen war, ja er fuhr sogar etliche Male durch preußisches Gebiet, wobei er sich der preußischen Post bediente, welche bisher den hannöverschen Verwandten aus Artigkeit und Freundschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden war. Da er sich aber nicht hatte anmelden lassen, mußte er diesmal die Post bezahlen. Dergleichen unangenehme Zwischenfälle kamen mehrfach vor. — Die Mutter der Königin, die Gemahlin Georg's I., war bald nach dessen Tode gleichfalls gestorben und sollte ein Vermögen von drei Millionen hinterlassen haben; allein Georg II. verzögerte den Ausgleich der Erbschaft und erhob stets von Neuem Schwierigkeiten. Gleichzeitig erließ er, um das Maß voll zu machen, eine gegen das Unwesen der preußischen Werber in den hannöverschen Landen gerichtete Verordnung, durch welche jeder Werber, der auf frischer That in Hannover ertappt würde, mit dem Tode durch den Strang bedroht wurde — es läßt sich denken, welchen Eindruck eine solche Verordnung auf den leicht erregbaren Charakter Friedrich Wilhelm's machen mußte. Alles dies lieferte neue Kohlen zum vorhandenen glimmenden Zündstoff, aus dem sich ohnehin schon Rauch genug entwickeln ließ, wenn nur gut dazu geblasen wurde, woran es Seckendorf und Grumbkow nicht fehlen ließen.

So fühlte sich der König persönlich immer mehr auf die Seite Oesterreichs gedrängt, aber es kamen nebenher auch die Interessen seines Landes in Betracht. Von England war ihm als Preis für seine Bundesgenossenschaft die Gewährleistung seiner Ansprüche auf die Jülich'sche Erbschaft zugesagt worden; diesen Preis durfte und mußte er auch von Oesterreich verlangen, wenn er ihm seine gewiß nicht gering anzuschlagende Kriegsmacht für die bevorstehenden Kämpfe zur Verfügung stellen sollte. In diesem Sinne gab denn auch der König seine Erklärungen an Seckendorf ab. Es standen demnach auf beiden Seiten wichtige Interessen auf dem Spiel: dort die Erhaltung der in ihrem Bestande gefährdeten Monarchie, hier die Erwerbung eines für Preußen überaus wichtigen Gebietes auf Grund des bekannten Erbvertrages von 1614. — Nun hatte aber der Kaiser sich drei Monate vorher, um auch von dorther Beistand zu erlangen, an Kurpfalz verpflichtet, dafür einzutreten, daß trotz der preußischen Erbansprüche die jülich-bergischen Lande nicht an Preußen fielen.

Was nun thun in Wien? Man versprach dem Könige, Verhandlungen einleiten zu wollen, um die Sache mit Kurpfalz in erwünschter Weise zur Erledigung zu bringen. So kam 1726 der Traktat zu Wusterhausen zu Stande. Friedrich Wilhelm erkannte die pragmatische Sanktion unter der Voraussetzung an, daß der Kaiser ihm zur Anerkennung seiner Erbansprüche auf Jülich und Berg behülflich sein werde. „Es soll aber", hieß es in dem Traktat ausdrücklich, „dieser Vertrag so gänzlich zerfallen sein, als ob er niemals

geschlossen worden", falls jene Anerkennung nicht binnen sechs Monaten zu Stande gekommen sei. In Wien war man indeß nicht entfernt Willens, dem Könige gerecht zu werden, doch hatte man vorläufig erreicht, was zunächst noththat: man hatte Zeit gewonnen.

Bald darauf ward von Wien aus dem Könige das Anerbieten gemacht, ihm, wenn etwa die Anerkennung jener Ansprüche sich nicht durchführen ließe, eine Entschädigung „aus den zu erobernden Gebieten" zuzuwenden. Davon wollte Friedrich Wilhelm jedoch nichts hören; er verwies vielmehr ausdrücklich auf das schriftlich geschlossene Abkommen. — Nun leitete man von Wien aus neue Verhandlungen ein, aber wie sich dies später herausstellte, zu dem alleinigen Zweck, Preußen auch weiterhin mit Versprechungen hinzuhalten.

Weitere Entwicklung der Familienzerwürfnisse. Als die Königin von jenem Abkommen vernahm, mußte sie sich natürlich sagen, daß, wenn dasselbe Geltung gewinne, der von ihr gehegte Heirathsplan dadurch aufs Höchste gefährdet sei. Um so eifriger arbeitete sie nun für den letzteren. Der preußische Gesandte in London hatte bald seinen geheimen Verbündeten in Berlin darauf bezügliche Mittheilungen zu machen, und diese hinterbrachten die Sache in der ihren Zwecken günstigen Form dem Könige. Die Folge davon war, daß nun auch zwischen diesem und seiner Gemahlin ein trauriger Zwiespalt eintrat.

Der Kronprinz Friedrich hatte inzwischen das achtzehnte Lebensjahr erreicht, ward mündig erklärt und erhielt den Oberstleutnant von Rochow und den Leutnant von Keyserling zu Gesellschaftern. Wie der König damals über den Kronprinzen dachte, ersieht man aus der Instruktion, welche Rochow von ihm empfing. „Der Prinz", heißt es in derselben, „habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigung, hinter der nichts sei; Rochow solle alles Mögliche thun, um einen braven Kerl und honetten Offizier aus ihm zu machen."

Längst schon hatte Friedrich an von Keith, einem Pagen des Königs, einen Vertrauten gehabt, der ihm in manchen erlaubten und unerlaubten Dingen Helfer gewesen war. Man kam dahinter, und Keith ward nach Wesel versetzt. „Ich habe mich über seine Entfernung sehr gefreut", schrieb später Wilhelmine, „da ich hoffte, daß mein Bruder jetzt ein ordentliches Leben führen würde; aber dem war nicht so. Ein zweiter, noch viel gefährlicherer Günstling folgte dem ersten: der Leutnant von Katte. — Dieser hatte Geist, Belesenheit und Weltkenntniß; im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft hatte er sich ein feines Benehmen angeeignet, was damals in Berlin nicht sehr häufig war; sein Gesicht war eher unangenehm als empfehlend, die dunklen Augenbrauen verdeckten fast seine Augen, sein Blick hatte etwas Unheilvolles, was sein Geschick vorherzusagen schien; ein gelber, von den Blattern entstellter Teint vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Freigeist und trieb die Liederlichkeit aufs Aeußerste, wozu noch große Eitelkeit und Uebermuth kamen. Ein solcher Günstling war natürlich nicht dazu angethan, meinen Bruder von seinen Verirrungen zurückzubringen."

Traktat zu Berlin. Inzwischen war es mit Oesterreich zu einem förmlichen Bündniß gekommen (1728). In demselben hatte Friedrich Wilhelm die Erbfolgeordnung (zunächst zu Gunsten Maria Theresia's) anerkannt und sich verpflichtet, zur Behauptung des kaiserlichen Gesammtstaates 10,000 Mann Hülfstruppen ins Feld zu senden. Doch war von ihm die Bedingung gestellt worden: die Thronerbin Maria Theresia dürfe sich mit keinem ausländischen Fürsten vermählen. „Keinen Spanier, keinen Franzosen, einen Deutschen wollen Wir", hatte er beigefügt. Die Hauptverpflichtung Oesterreichs blieb nach wie vor: Anerkennung der preußischen Erbansprüche auf Jülich und Berg.

Friedrich's Haltung hatte sich in letzterer Zeit in nichts geändert. Er ließ weder von den dem Könige verhaßten französischen Schriften, noch von seiner „Querpfeiferei", wie der Vater sein Flötenspielen nannte. Beide Beschäftigungen stellten ihn schon tief genug in den Augen des Vaters, seine Lebensweise warf noch dunklere Schatten auf ihn. — In Dresden hatte Friedrich den ausgezeichneten Flötenbläser Quanz gehört, und es war in ihm der Wunsch erwacht, von diesem Manne Unterricht zu empfangen.

Auf des Sohnes Anregen wandte sich die Königin mit der Bitte an den König von Sachsen, den Genannten alljährlich auf einige Wochen nach Berlin zu senden. Der Bitte wurde gern gewillfahrt, die ganze Sache jedoch vor dem Könige geheim gehalten. Wenn nun Friedrich den anstrengenden Dienst des Tages hinter sich hatte, dann legte er gern den knappen Soldatenrock ab, warf sich in den scharlachrothen brokatnen Schlafrock und gab sich den Freuden der Musik und der Lektüre geistreicher Schriften hin.

Friedrich Wilhelm inspizirte eines Nachmittags die Kaserne des Regiments seines Sohnes. Er fand Alles in lebendiger Geschäftigkeit und sprach sich darüber beifällig gegen die Offiziere und Gemeinen aus; aber den Kronprinzen suchte sein Vateraugе vergebens..... Dieser genoß unterdessen bei Quanz Flötenunterricht, ohne zu ahnen, daß ihm vom Könige ein Besuch zugedacht sei. Das Herz des Vaters aber hatte neuen Stoff zu Groll eingesogen; man hatte ihm gesagt, Friedrich habe den Soldatenrock seinen „Sterbekittel" genannt.

Katte, der zur Wache ausgestellt worden war, springt plötzlich, Schreck im Angesicht, ins Zimmer des Kronprinzen mit dem Rufe: „Der König kommt!" Da verstummt der Flöte Klang, Quanz und Katte ergreifen Notenbücher und Instrumente und flüchten sich in das Ofenkämmerchen, während sich Friedrich beeilt in die Uniform zu fahren. Doch ist noch nicht Alles beseitigt, was das Geschehene verrathen konnte; auf dem Tische liegen französische Schriften; das aufgelöste Haar ist nicht wieder in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammengefaßt — da tritt der König in das Zimmer. Der Anblick, der ihm hier wird, setzt ihn in Wuth. „Aha", ruft er, „da stimmt auch noch manches Andere nicht in der Fechtschule!" Er durchsucht das Zimmer, findet das prächtige Hauskleid hinter einer spanischen Wand liegen, und indem er, um dieses zu verbrennen, den Kamin öffnet, entdeckt er den an allen Gliedern bebenden Musikmeister, der, vor ihm hinknieend, um Verzeihung stammelt. — Grimmig sieht der König denselben an und schüttet nun allen aufgehäuften Unwillen über den ungerathenen Sohn aus, der in jeder gerechten Sache wider den Vater sei und nur französische Allotria im Kopfe habe, dagegen keinen Funken von echtem militärischen Geist. Aufs Aeußerste ereifert sich der Erzürnte über die Menge französischer Bücher, welche sammt den Noten alle konfiszirt werden, um sie dem Buchhändler Haude zum Verkaufe zu übergeben; ebenso erregen des Königs Zorn die mannichfachen französischen Modeartikel, eine für dessen ökonomischen Sinn ganz unausstehliche Koutrebande. Scheltend und drohend bricht er endlich auf, die Thür hinter sich zuwerfend, daß die Fenster klirren. Ja, man hat versichern gehört, der König habe sich an dem Prinzen thätlich vergriffen.

Schon damals hatten die Zerwürfnisse in der Familie des Königs die Aufmerksamkeit der Höfe erregt. Dubourgay, der englische Gesandte zu Berlin, schreibt aus dieser Zeit: „Man kann sich kaum einen Begriff von den Niederträchtigkeiten machen, deren man sich bedient, um den Vater noch mehr gegen den Sohn aufzureizen.... Se. Majestät kann weder den Anblick des Kronprinzen noch der Prinzessin ertragen. Letzthin fragte er den Prinzen: „„Man macht Euch englisch, nicht wahr?"" Der Prinz antwortet: „„Ich achte die Engländer, weil ich weiß, daß man mich in ihrem Lande liebt"", worauf der König ihn am Kragen packte und mit seinem Rohre heftig auf ihn losschlug; „nur durch seine überlegene Stärke", meint Dubourgay, „entging der Prinz Schlimmerem. Es herrscht allgemein die Besorgniß, daß etwas Tragisches bevorstehe."

Wie bemerkt worden, war Friedrich Wilhelm früher dem Plane seiner Gemahlin, der auf eine Familienverbindung des preußischen und englisch-hannöverischen Königshauses hinzielte, gar nicht so abhold gewesen, zumal um jene Zeit seine politische Stellung zu England eine freundlichere gewesen war. Auch jetzt war er noch nicht entschieden dagegen: nur sollte die Doppelheirath, wenn sie etwa zu Stande käme, nichts mit der Politik zu thun haben, eine Auffassung, die der in England über die Sache gehegten durchaus zuwider war. Seckendorf und Grumbkow fiel es nicht schwer, die Glut weiter zu schüren.

Auf ihre Veranlassung mußte der preußische Gesandte in London an den König berichten: am englischen Hofe betrachte man es als eine Gunst, wenn man die Zustimmung zu einer solchen Heirath gäbe. Das war es, was den König noch mehr in Harnisch gebracht hatte, und es waren von seiner Seite verletzende Aeußerungen gegen die englische Königsfamilie gefallen, wovon man bald genug in London unterrichtet ward. Die Folge von dem Allen war die zunehmende Entfremdung beider Höfe. Eine Zeit lang verhielt man sich, mit Ausnahme der Königin Sophie und der Personen, um deren Verheirathung es sich handelte, kühl auf beiden Seiten. Als aber die Partei der Whigs in England die Oberhand gewonnen hatte, ward dort der Wunsch wieder lebendiger, Preußen von Oesterreich abzuziehen und an sich zu ketten, und zu Gunsten dieses Zweckes zunächst die Heirath zu Stande zu bringen. Dieses auszuführen, ward Ritter Hotham von England nach Berlin gesandt.

Friedrich Wilhelm holt Quanz aus dem Kamin hervor. Zeichnung von Albert Kretschmer.

Da Hotham sich aber nicht gerade geschickt benahm, kam die Angelegenheit nicht zu dem erwünschten Ende. Gegen die sofortige Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, erklärte der König, habe er nichts, bezüglich der Vermählung des Kronprinzen jedoch sei seine Ansicht die, daß es damit nicht eile. In England hieß es dagegen: beide Heirathen oder keine! —

Der König hielt den Kronprinzen zur Zeit für vollständig unfähig, eine „vernünftige" Haushaltung zu führen, worunter er vornehmlich eine sparsame verstand. Friedrich, welcher vom Vater in Bezug auf Geldmittel fortwährend knapp gehalten wurde, hatte nämlich zu jener Zeit hinter des Königs Rücken Schulden gemacht. Ihn jetzt heirathen lassen, meinte der König, würde heißen, die Ordnung der Dinge am Berliner Hofe vollständig umkehren. Die neue Hofhaltung würde mit vollen Händen ausstreuen, was er mit so großer Mühe erspart habe. Schon der Gedanke daran regte ihn auf, und wenn er mit den „Biedermännern" seiner Umgebung davon sprach, so stimmten sie ihm unter Ausdrücken traurig-ernster Theilnahme bei.

Der König hatte mit seiner Gemahlin früher in altväterlicher Eintracht gelebt, und nun war schon seit mehreren Jahren der eheliche Friede gänzlich dahin. Man erzählte sich von heftigen Auftritten zwischen Beiden; Friedrich und Wilhelmine durften sich vor dem Vater fast gar nicht mehr sehen lassen. — Wie sollte das enden, da man hier wie dort an bestimmten Ansichten und Wünschen festhielt?

Wie übel es um den Frieden stand, zeigt ein Brief Friedrich's an seine Mutter aus jener Zeit: „Ich bin", schreibt er, „in der äußersten Verzweiflung. Was ich immer gefürchtet, hat mich endlich getroffen. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin. Heute früh kam ich wie gewöhnlich in sein Zimmer; so wie er mich sah, erwischte er mich beim Kragen und schlug mich auf das Grausamste mit dem Stock. Vergebens suchte ich mich zu decken, seine Wuth war so fürchterlich, daß er seiner nicht mächtig war, und nur seine Ermüdung bewirkte, daß er nachließ. Ich bin zum Aeußersten getrieben. Ich habe zu viel Ehre in mir, um solche Behandlung zu ertragen, und ich bin entschlossen, auf eine oder die andere Art der Sache ein Ende zu machen."

Es war keineswegs das erste Mal, daß Friedrich Wilhelm den Kronprinzen geschlagen. Dieser war jetzt, nachdem er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte, mündig erklärt worden und er fühlte sich als Mann, da mußte ihm freilich die Anwendung eines solchen Strafmittels als etwas Unerträgliches erscheinen. Friedrich hatte kurz zuvor noch gegen seine Schwester Wilhelmine die Aeußerung gethan: „er wolle Alles vom Könige ertragen, nur nicht mehr solche Züchtigungen, und wenn es zu solchem Aeußersten kommen sollte, würde er sich durch die Flucht davon zu befreien wissen."

Man denke sich nun die Sorge der Königin und Wilhelminens, als sie von dem Geschehenen Kunde empfingen! Letztere, obwol selbst trostlos, suchte die Mutter zu trösten: es seien jene Worte Friedrich's gewiß aus der Aufregung des Augenblicks entsprungen. — Und nun Allen gegenüber der König, der willensstarke Gebieter, der ein Land unter strengem Gehorsam zu halten wußte, und gegen den sich, trotzdem er es, wie er sich aus vollster Ueberzeugung sagen durfte, mit Haus und Land nur gut meine, Gemahlin und Kinder — sein eigen Fleisch und Blut! — verschworen hatten! „Gebe Gott, daß Friedrich nicht noch einmal am Galgen endet!" hörte man ihn eines Tages im bittersten Ingrimme rufen.

Wie sollte das enden? —

Der Fluchtversuch des Kronprinzen und seine Folgen.

Jene Worte Friedrich's, „er werde, falls es zum Aeußersten kommen sollte, der Sache ein Ende zu machen wissen", waren nicht blos aus einer augenblicklichen Aufregung hervorgegangen. Wilhelmine befand sich, wie aus einer Stelle ihrer später geschriebenen Memoiren zu ersehen ist, darüber vollständig im Klaren, daß es sich hierbei um einen festen Entschluß des Bruders handelte. Sie erzählt, wie Friedrich sie um jene Zeit einmal „heimlich" besucht habe, und fährt dann fort: „Man predigt mir", sagte mein Bruder, „alle Tage Geduld, allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich schlägt man mich, ich werde behandelt wie eine Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben; mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen. So wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangsstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangsstrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe.

Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht? Katte und Keith sind bereit, mir bis aus Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und Alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesem nichts — weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außerhalb seiner Staaten macht — denn das giebt mir viel mehr Sicherheit — ist Alles zur Ausführung bereit."

Wilhelmine beschwor den Bruder, von einem so gefährlichen Unternehmen abzustehen, und ihr Wort würde wol auch die erwünschte Wirkung hervorgebracht haben, wenn der König sich nur etwas mehr zu beherrschen vermocht hätte.

Kurze Zeit nach den erzählten Vorgängen kam eine Einladung des Königs von Sachsen an Friedrich Wilhelm, ihn in dem von ihm veranstalteten großen Lustlager zu Mühlberg (genauer: zu Radewitz) als Gast zu erfreuen.

Der König nahm die Einladung an und begab sich auf den Weg. Friedrich mußte ihn begleiten. Die Reise kam dem Kronprinzen äußerst erwünscht; er beschloß, sie zur Ausführung seines Fluchtplanes zu benutzen. König August vernahm davon, und da er fürchtete, Friedrich Wilhelm werde ihn, falls der Kronprinz seinen Vorsatz wirklich ausführe, als Helfershelfer betrachten, nöthigte er Letzterem das Versprechen ab, den Vater wenigstens nicht während seines Aufenthaltes in Sachsen zu verlassen. Wahrscheinlich waren unbedachte Worte von Friedrich's Seite gefallen; denn der König wurde gewarnt. Dies hatte zur Folge, daß Friedrich Wilhelm, der leider in seiner Aufregung sich selbst nicht kannte und in solchem Zustande die Tragweite seiner Worte und Handlungen nicht ermaß, sogar hier im Lager — vor den Augen Fremder! — den Kronprinzen mißhandelte und dem noch die Aeußerung hinzufügte: er würde sich, hätte sein Vater ihn ebenso behandelt, todtgeschossen haben; Friedrich aber habe keine Ehre, er lasse sich Alles gefallen!

Des Kronprinzen einziger Gedanke war jetzt, sich, es komme, was da wolle, dem unerträglich gewordenen Joche zu entziehen. Seinem dem Könige von Sachsen gegebenen Worte gemäß, sah er sich jedoch gezwungen, die Ausführung noch zu verschieben. Er reiste mit dem Vater nach Berlin zurück, und Mutter und Schwester, die während seiner Abwesenheit in den schwersten Sorgen gelebt hatten, sahen ihn wieder.

Mehrere Wochen später unternahm der König eine Reise nach dem südlichen Deutschland. Friedrich erhielt den Befehl, den König auch dahin zu begleiten. Er athmete auf. Jetzt oder nie! sagte er sich und traf alle erforderlichen Vorbereitungen. Katte empfing von ihm Gelder, Kleinodien und Papiere und dazu die Weisung, sich bereit zu halten, um damit, sobald ihm die Flucht angezeigt sein werde, nach England zu gehen. Auch dem nach Wesel versetzten ehemaligen Pagen Keith ward, in den Plan eingeweiht, eine Rolle angewiesen.

Katte, berauscht von dem Gedanken, daß der Kronprinz, an dem er schwärmerisch hing, ihn bei einem so wichtigen Vorhaben in sein Vertrauen gezogen hatte, besaß nicht die nöthige Selbstbeherrschung, sein Geheimniß zu wahren. Hier und da ließ er unvorsichtige Aeußerungen fallen, und so erfuhr auch Wilhelmine, daß die Flucht nunmehr beschlossene Sache sei. Es kam nun zwischen ihr und dem Bruder zu erschütternden Auftritten. Trotz ihrer Vorstellungen blieb Friedrich bei seinem Vorsatze. „Du kannst Aebtissin werden", sagte er ihr unter Thränen der Verzweiflung, „da bist du untergebracht; ich habe das Hin- und Herziehen satt, mein Beschluß ist gefaßt. Ich habe Alles für deine Heirath gethan, jetzt ist es Zeit, daß ich an mich denke; ich habe genug ertragen, verschone mich jetzt mit Bitten und Thränen, sie helfen doch nichts mehr!"

Von England hatte Friedrich ungünstige Nachricht empfangen. Georg II. wollte eben so wenig wie August von Sachsen als sein Helfershelfer erscheinen.

Nun beschloß Friedrich nach Frankreich zu gehen. Alles Andere werde sich finden; immer bleibe ihm übrig, Kriegsdienste — etwa in Italien — zu nehmen. Zeichne er sich dann aus, so werde eine Aussöhnung mit dem Vater ohne allen Zweifel nicht ausbleiben und derselbe ihm schließlich eine erträgliche Stellung einräumen.

Der König hegte schon von dem Radewitzer Lager her den Verdacht, daß Friedrich ernstlicher auf Flucht sinne. Lange schwankte er, ob es besser sei, ihn zu Hause zu lassen oder ihn mitzunehmen. Letzeres schien ihm endlich das Gerathenste zu sein, weil er ihn dann doch stets unter Augen habe. — Am 16. Juli 1730 ward die Reise angetreten, deren nächstes Ziel Ansbach war.

Prinzessin Wilhelmine.

Des Königs Mißtrauen mochte einen hohen Grad erreicht haben, denn er hatte den Herren von Rochow, von Buddenbrock und von Waldow den Befehl ertheilt, mit dem Kronprinzen in einem Wagen zu fahren und ihn nie aus dem Auge zu lassen.

In Ansbach empfing Friedrich einen Brief von Katte, des Inhalts: er habe noch immer keinen Werbeurlaub erhalten können, sei aber gesonnen, schlimmstenfalls ohne Urlaub abzureisen. Doch bitte er den Kronprinzen, Wesel als den Ort festzuhalten, von dem aus die Flucht zu unternehmen sei. — Friedrich antwortete, er sei fest entschlossen, in dem zwischen Heilbronn und Heidelberg liegenden Orte Sinsheim das Gefolge des Königs zu verlassen. So wie Katte von seiner Flucht höre, solle er aufsitzen und sich nach Frankreich begeben, wo er ihn auf dem Schlosse des Grafen Rothenburg treffen werde. — In der Eile hatte Friedrich nicht den Bestimmungsort des Briefes „Berlin", sondern nur „über Nürnberg" auf die Adresse gesetzt.

Dies ward für ihn und Katte verderbenbringend. Der Brief ging nicht nach Berlin, sondern ward einem Vetter Katte's, der in Erlangen auf Werbung stand, eingehändigt. Dieser Katte — er war Rittmeister — war keineswegs erfreut, in eine so verhängnißvolle Angelegenheit plötzlich auf diese zufällige Art eingeweiht worden zu sein.

Er sah es vor Augen, wie viel für den Kronprinzen, namentlich aber für seinen Vetter auf dem Spiele stand, wenn der König von dem Briefe Kenntniß erhielt. Aber sein Pflichtgefühl trieb ihn zu dem schmerzlichen Entschluß, den verhängnißvollen Brief dem Könige zuzusenden.

Die Reise, auf der Friedrich von seinem Vater leider fortgesetzt in rauhester Weise behandelt wurde, ging inzwischen weiter. Statt in Sinsheim beschloß der König in dem einige Stunden davon entfernten Dorfe Steinfurth zu übernachten. Nach seiner schlichten Weise befahl er, in einigen einander gegenüberliegenden Scheunen das Nachtquartier aufzuschlagen; er wollte lieber mancherlei Bequemlichkeiten, als die frische Luft entbehren.

Sophie Dorothee

Vor dem Schlafengehen that er die Aeußerung, es solle am nächsten Morgen nicht, wie gewöhnlich, um drei, sondern erst um fünf Uhr aufgebrochen werden.

Letzeres beschloß Friedrich sich zunutze zu machen. Er trug dem jüngeren Pagen Keith (einem Bruder des nach Wesel versetzten Keith) auf, ihm einige Pferde zu verschaffen, da er die Absicht habe, einen kleinen Abstecher nach einem nahen Dorfe zu machen, in welchem es, wie er vernommen habe, prächtige Mädchen gäbe.

Aber er hatte Anderes im Sinne. Der längst ersehnte Augenblick war nahe. Offenen Auges lag er in der dunklen Scheune, indeß seine Begleiter — Rochow, Buddenbrock und Waldow — fest vom Schlaf umfangen waren. Gegen drei Uhr stand er leise auf, warf einen rothen Reiserock französischen Schnittes, einen sogenannten „Roquelaure", den er sich unterwegs gekauft hatte, über und begab sich hinaus.

Der Morgen graute. Wol mochte das Herz ihm pochen, als er an der Scheune vorüberging, in der der König und Seckendorf schliefen. — Niemand, so meinte er, habe ihn gehört. Und doch — in demselben Augenblicke wird Rochow von einem Kammerdiener, dem die Nachtwache anvertraut war, aufgeweckt, und er empfängt die Nachricht, der Kronprinz habe soeben in einer Verkleidung die Scheune verlassen.

Wie nun Friedrich nach den sehnsüchtig erwarteten Pferden ausschaut, kommen in Hast Rochow, Buddenbrock und Waldow herbei, bieten ihm unbefangen einen guten Morgen, und Ersterer richtet an ihn die Frage, weshalb er sich so früh aufgemacht habe?

Friedrich ist in Wuth und Verzweiflung und giebt Jenem nur kurze, abgebrochene, abweisende Antworten. — Rochow berichtet, der König sei bereits aufgewacht und man werde in einer halben Stunde weiterreisen, weshalb er dem Kronprinzen dringlich rathe, die sonderbare Tracht abzulegen und die Uniform anzuziehen.

Friedrich entgegnet, er wolle einen Spazierritt machen und werde schon dafür sorgen, zur rechten Zeit zurück zu sein.

Da sprengt Keith mit den Rossen herbei. Friedrich will sich auf ein Pferd schwingen. Die Offiziere aber verhindern es und nöthigen ihn mit Gewalt, in die Scheune zurückzukehren und die Uniform anzulegen.

Es wird nun dem Könige, der unterdeß aufgewacht ist, von dem Vorgefallenen Meldung gethan. Jedoch der Kronprinz hatte nur von einem Spazierritte geredet, und obgleich der König meinte, sich überzeugt halten zu dürfen, daß Anderes beabsichtigt war, so fehlten doch für den Augenblick die Beweise. Er hielt demnach an sich und schwieg.

Die Reise ging weiter. In des Königs Blicken und Mienen war es zu lesen, daß etwas in ihm glühte und kochte, was unheilvoll für Andere zu werden drohte. In Mannheim angekommen, erschien der junge Keith vor ihm, warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm dasjenige, was er von der Sache wußte. Doch der König weiß sich noch zu beweisstern! Er will erst preußischen Grund und Boden unter den Füßen haben. „Dort", sagte er sich, „dort, wo ich Herr und König bin, da reden wir schon mit einander!" — In Darmstadt springt aber doch im Tone schneidenden Spottes aus ihm die Aeußerung gegen Friedrich heraus: er wundere sich, ihn hier zu sehen, da er geglaubt habe, er sei schon in Paris! „Wäre es mein Wille gewesen", antwortete Friedrich, „so hätte ich freilich schon in Paris sein können." Er war in dumpfer Verzweiflung; Blick und Stimme des Vaters kündigte etwas von Dem an, was kommen sollte. Der König machte den Obersten von Rochow mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, den Prinzen, in welcher Weise auch immer, auf preußisches Gebiet zu bringen.

In Frankfurt ward ein Schiff bestiegen; auf demselben sollte Friedrich nach Wesel geführt werden. — Nun traf der verhängnißvolle Brief Friedrich's an Katte ein, der den vollgiltigsten Beweis seiner Absicht lieferte. Der König schäumte vor Wuth. Als er am nächsten Morgen auf das Schiff trat und seinen Sohn erblickte, fiel er über denselben her und schlug ihm mit dem Stock das Gesicht blutig. Friedrich, aufs Aeußerste gebracht, rief:

„Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten!" Ohne das Dazwischentreten der Offiziere wäre Schlimmeres noch geschehen. Auf ihre Vorstellungen und Bitten gestattete es der König, daß der Kronprinz auf ein anderes Schiff gebracht wurde. Jedoch befahl er, ihm den Degen abzufordern und ihn von Stund' an als Staatsgefangenen zu behandeln. Als vor Bonn angelegt ward, machte der König die Begleiter des Prinzen dafür verantwortlich, ihn „todt oder lebendig" wieder in das Schiff zu bringen.

Friedrich sah nun dem trübsten Geschick entgegen. Mehr aber noch als das eigene, begann ihn bald das der Freunde zu bekümmern. Er wandte sich an Seckendorf, und dieser legte ein Wort für Jene beim Könige ein. Der König versprach, Gnade für Recht ergehen lassen zu wollen, wenn man ihm die volle Wahrheit bekenne. Da er aber gleich darauf die Nachricht empfing, Keith sei aus Wesel entflohen, steigerte sich wieder sein Zorn.

Am 12. August kam man in Wesel an. Friedrich ward noch spät Abends zum Verhör geführt. Der König fragte ihn in drohender Weise, warum er habe desertiren wollen.

„Weil Sie mich", antwortete der Prinz, „nicht wie ihren Sohn, sondern wie einen Niederträchtigen, wie einen Sklaven behandelt haben."

„Ihr seid nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre!" schrie der König.

Der Kronprinz entgegnete:

„Ich habe so viel Ehre wie Sie; ich habe nur gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, daß Sie an meiner Stelle thun würden."

Im Morgengrauen des 4. August 1730. Zeichnung von L. Burger.

Der König, seiner nicht mehr mächtig, reißt den Degen heraus, um den Kronprinzen niederzustechen. Doch General von Mosel tritt vor, faßt des Königs Arm und ruft: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Der König stutzt einen Augenblick, die übrigen Offiziere umringen ihn, und der wackere General nimmt diesen Augenblick wahr, den Prinzen hinaus und in Sicherheit zu bringen. Nun stellen die Offiziere dem Könige vor, daß es nun und nimmermehr gut gethan sei, wenn er persönlich sich an dem Verhör betheilige; es gelingt, ihn zu bewegen, daß er mit der Abhaltung des Verhörs den Obersten von Derschau beauftragt.

Unterdeß hatten in Berlin die Königin und Wilhelmine von Tag zu Tag mit Zittern und Zagen der Dinge geharrt, die unausbleiblich schienen. Da traf folgender Brief von dem Könige an seine Gemahlin ein: „Ich habe den Schurken, den Fritz, verhaften lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Niederträchtigkeit verdienen.

Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

Man kann sich die Verzweiflung der Königin und der Schwester Friedrich's denken. Daß das Schlimmste zu befürchten war, ging auch aus einem Briefe des Königs an die Oberhofmeisterin von Kamecke hervor, dessen Schluß lautete: „Uebrigens beklagen sie einen unglücklichen Vater."

Nach Berlin war ein auf Katte lautender Verhaftsbefehl gegangen. Der Unglückliche hätte noch Zeit gehabt, sich zu retten, wenn von ihm augenblicklich das Erforderliche geschehen wäre; aber seine Sorglosigkeit ließ ihn den günstigen Augenblick versäumen. Zur größten Ueberraschung des mit seiner Verhaftung beauftragten Offiziers fand man ihn, den man schon längst entfernt glaubte, in seinem Zimmer. Damit war sein Verderben besiegelt.

Das Strafgericht. Die That des Kronprinzen erschien dem Könige im denkbar schlimmsten Lichte. Er argwöhnte in dem Ganzen eine Verschwörung gegen seine Person. Das „englische Geschmeiß" an seinem Hofe stecke dahinter, meinte er; die in England hätten ihre Hand bei dem ruchlosen Vorhaben im Spiele; man gehe darauf aus, ihn zu stürzen und die Politik des Landes dem Auslande dienstbar zu machen. — Daß er wirklich an ein umfassendes, auf seinen Sturz hinzielendes Unternehmen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er auf der Rückreise das hannöversche Gebiet nicht berührte, daß nicht in den nachbarlichen Ortschaften selbst, sondern in der Nähe derselben umgespannt ward, und daß er auf freiem Felde, entfernt von Waldungen und Gebüsch, seine Mahlzeiten (kalte Küche) einnahm. Er hielt offenbar einen Ueberfall für möglich! —

Den Interessen der österreichischen Partei war dieser, wie wir wissen, durchaus unbegründete Verdacht des Königs entschieden günstig. Die Wucht der Staatsrücksichten unterdrückte in den Männern dieser Partei alle menschlichen Empfindungen, und Niemand rührte sich auf dieser Seite, den Argwohn des Königs zu beschwichtigen und sein Urtheil zu klären. Eher noch mochte das Gegentheil geschehen sein.

Welche Begegnung mit den Seinigen, als nun Friedrich Wilhelm (am 27. August) in Berlin anlangte. Er, der es so redlich meinte mit Haus und Land, wähnte sich verrathen von den Seinigen! „Euer unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist todt!" schrie er seiner Gemahlin entgegen.... Dann rief er nach der Kiste, die dem gefangenen Katte abgenommen worden war, riß an dem Deckel, daß das Schloß absprang, schüttete die Briefe auf den Tisch und durchflog sie. Seine Wuth steigerte sich, als ihm die Briefe keine weiteren Anhaltspunkte für seine Auffassung gaben. Jetzt wird er der Prinzessin Wilhelmine ansichtig — die, seiner Meinung gemäß, eine Mitverschworene gegen ihn ist. Mit den heftigsten Verwünschungen fährt er über sie her und mißhandelt sie thätlich. Ohnmächtig wird sie davongetragen. Die Königin liegt mit den jüngeren Kindern vor ihm auf den Knieen, ruft die Gerechtigkeit des Himmels an, fleht um Erbarmen und klagt den König des Mordes ihres Sohnes an. Der Kinder jammervolles Weinen mischt sich darein: wahrlich, Schlimmeres ist nie erhört worden im Königshause der Hohenzollern. — Endlich ruft der Hocherzürnte in einer Anwallung des Mitleids: der Verräther lebe noch, fügt aber die Betheuerung hinzu: sterben müsse er!

So eilt er hinweg. Heldenmüthigen Sinnes folgt ihm die Frau von Kamecke. Gottvertrauen giebt ihr Muth, und sie sagt dem Könige mit fester Stimme:

„Sire, Sie haben sich bis jetzt etwas darauf zugute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber hüten sie sich von Gottes heiligen Geboten abzugehen! Fürchten Sie seine Gerechtigkeit, die Philipp II. und Peter I. strafte, weil sie das Blut ihrer Söhne vergossen haben, wie Sie es thun wollen. Ihr Mannesstamm ist mit ihnen erloschen, ihre Staaten sind unglücklich, sie selbst sind zum Abscheu der Menschen geworden. Gehen Sie in sich, Majestät; Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen!"

Das war eine andere Sprache, als die der Männer, die für Oesterreich gewonnen worden waren, und die zur Zeit vorherrschend Einfluß auf den König übten. Er sieht die edle Frau erstaunt an. Dann sagt er in ruhigem Tone: „Sie sind sehr kühn, daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, doch nehme ich es nicht übel. Ihre Absicht ist gut, Sie sprechen freimüthig zu mir; das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau."

Friedrich war indeß nach Küstrin gebracht worden. In einem unterwegs angestellten Verhöre hatte er dem ihm verhaßten Grumbkow die beißendsten Antworten gegeben, war aber darauf durch die Kunde von der Verhaftung Katte's bis in die Tiefe der Seele hinein erschüttert worden. Er bekannte sich als den allein Schuldigen und sagte, seine Seele würde nie wieder Ruhe finden, wenn um seinetwillen ein Mensch den Tod erleiden müsse.

Der Kronprinz im Gefängniß. Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich in Küstrin. In Küstrin wurde dem Prinzen ein Zimmer im Schlosse eingeräumt. In braune Gefängnißkleidung gesteckt, sah er sich nun der strengsten Haft übergeben. „Es muß die Thür" — so lautete der eigenhändig unterschriebene Befehl des Königs — „den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen und zwei große Vorlegeschlösser noch daran gehangen werden; die Schlüssel soll der General von Lepell in seiner Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr soll es aufgeschlossen werden, da dann zwei Offiziere hineingehen sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Kalfaktor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen — alsdann die Offiziere herausgehen, und Alles wieder fest zugeschlossen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm Essen hineingeschickt, und die Thür gleich zugeschlossen, des Abends um 6 Uhr ebenso, also daß des Tages

dreimal die Thür aufgeschlossen wird, die jedesmal nicht länger aufbleibt, als vier Minuten. Die beiden Kapitäne, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er was fraget, sollen sie ihm nicht antworten, und dieses ist meine strikte Ordre, da sie sich sollen nach informiren, und mit ihren Köpfen responsabel sein."

Dem Gefangenen sollten weder Messer noch Gabel, weder die Flöte noch Schreibmaterialien und Bücher — mit Ausnahme der Bibel — gegeben und sein Licht des Abends früh ausgelöscht werden. Gottes Wort, Einsamkeit und — so viel es eben ging — Dunkelheit und Nacht — das, meinte der König, werde den Prinzen zur Erkenntniß seiner Sünden bringen und ihn auf den Spruch des Kriegsgerichtes vorbereiten.

Friedrich's Unglück erweckte überall das tiefste Mitgefühl. Der im Schlosse wohnende Kammerpräsident von Münchow wagte es, seine Haft in manchen Dingen zu erleichtern. Durch das ganze Land ging ein Weheruf. Selbst den hartgesottenen Sündern Seckendorf und Grumbkow mochte jetzt Das, was sich vorbereitete, als zu grausam erscheinen. Was sie erstrebt, war erreicht: Erklärung des Königs an England, nichts mehr mit den Verhandlungen wegen der Doppelheirath zu thun haben zu wollen. Was jetzt in der königlichen Familie geschah, und mehr noch dasjenige, was weiterhin zu befürchten stand, ging über das Ziel hinaus. Nun aber waren Jene so gebannt in dem Lügengewebe, welches sie gesponnen hatten, daß sie die Fäden nicht zu lösen vermochten, ohne fürchten zu müssen, es könne das Gewonnene wieder verloren gehen.

Katte's Tod. Zunächst erfolgte der Spruch des Kriegsgerichts über Katte. Zu seinen Gunsten konnte angeführt werden, daß er sich nicht von dem Regimente entfernt, wie auch, daß seine Pläne nicht zur Ausführung gekommen waren. Demnach lautete das Erkenntniß auf Ausstoßung aus der Armee und mehrjährige Festungsbaustrafe. Der König, der seit Monaten Tag und Nacht nicht Ruhe gefunden hatte, weil er immer noch den Ausbruch einer, wie er glaubte, von seinem Sohne und Katte zu seinem Sturze angelegten Verschwörung für möglich hielt, war empört über diesen Spruch, der ihm als viel zu milde erschien, und hielt sich davon überzeugt, daß die Mitglieder des Kriegsgerichts sich offenbar hätten damit dem künftigen Thronfolger gefällig erzeigen wollen. Nach seiner Meinung hatte ein Verschwörer, wie Katte es war, den schimpflichsten Tod verdient. Nur durch seine Hinrichtung durch das Schwert werde der Gerechtigkeit Genüge geschehen — und er verschärfte nun dahin das Urtheil. — Katte hatte hohe Verwandte, die sich für ihn beim Könige verwandten. Vergebens! Man habe dem Verschwörer, entschied der König, seinen auf Tod lautenden Spruch zu eröffnen, und ihm dabei zu sagen, es thue dem Könige leid, doch sei es besser, er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt entweiche. — Und in Küstrin sollte er sterben, und zwar vor Friedrich's Augen, damit dieser getroffen werde, tief bis in die Seele hinein, denn dies thue ihm vor Allem noth!

An dem rauhen, düstern Morgen des 6. November ward der Kronprinz angegangen, aufzustehen, wenn er den Freund auf seinem letzten Gange noch einmal sehen möge. Wie betäubt erhebt sich Friedrich von seinem Lager und tritt zum Fenster. Im Morgengrauen erblickt er auf dem nächsten Platze eine Richtstätte. Eben kommt der Freund in derselben braunen Kleidung, wie Friedrich sie trägt; rechts und links von ihm schreitet ein Geistlicher einher. — Der unglückliche Jüngling hatte bereits vom Leben Abschied genommen. „Seine Augen" — so berichtete einer der Prediger später — „waren meistens zu Gott gerichtet; wir (die beiden Prediger) erhielten daher sein Herz unterwegs immer himmelwärts, durch Vorhaltung der Exempel Solcher, die im Herrn verschieden waren — als des Sohnes Gottes selbst und Stephani, wie auch des Schächers am Kreuz, bis wir uns unter solchen Reden dem Schlosse näherten. Er erblickte endlich, nach langem sehnlichen Umsehen, seinen geliebten Jonathan, Seine Königliche Hoheit, am Fenster." —

Wer war bedauernswürdiger: Katte, der für den Königssohn sein Haupt auf den Block legen sollte, oder Letzterer, der sich sagen mußte: er geht in den Tod durch deine Schuld?

„Im Namen Gottes fordere ich, haltet mit der Vollziehung inne, bis ich an den König geschrieben!“ rief Friedrich. Er erklärte sich bereit, sich dem Tode, der Thronentsagung oder auch ewiger Gefangenschaft zu unterwerfen, wenn Katte freigelassen würde.

Wer aber hätte es wagen dürfen, dem Verfahren Einhalt zu thun?

Friedrich rief dem Freunde in herzzerreißenden Tönen zu, ihm zu verzeihen. Katte erwiederte, er wisse nichts, was er zu verzeihen habe, er sterbe mit Freuden für den liebenswürdigsten aller Prinzen — — Friedrich stürzte ohnmächtig zu Boden. — —

Katte zum Tode geführt. Zeichnung nach H. Lüders.

Als er wieder erwachte, sah er den Leichnam des Freundes, Kopf und Rumpf wieder zusammengefügt, auf der Richtstätte. Er wich nicht vom Fenster; auch dann noch, als man am Nachmittage den Todten in einen Sarg gelegt und hinweggeschafft hatte, blieben seine Blicke starr auf die Richtstätte geheftet. So hielt er aus bis zum Abend. Dann kam für ihn die schauerliche Nacht und tiefe Einsamkeit. In der Nachtzeit hörten ihn die Wachen laut sprechen. Am folgenden Morgen sagte er, man solle dem Könige schreiben, der Freund sei für ihn keineswegs todt; Katte stehe beständig vor seinen Augen.

Grauenvolle Erschütterung einer jungen Menschenseele .... Ist guter Stoff in dir, so wird sie dir zur Läuterung dienen; wo nicht, so gehst du durch dieselbe zu Grunde!

In diesem Zustande trifft ihn eine vom Freunde kurz vor seinem Tode aufgesetzte Mahnung. Katte bereut sein leichtfertiges Leben, verspricht dem Kronprinzen, für ihn am Throne Gottes durch sein Gebet Fürbitte einlegen zu wollen, beschwört ihn, seines Todes wegen gegen den Vater nicht Groll zu hegen, da dieser nur der Gerechtigkeit gedient habe, und ermahnt ihn, sich seinem Herrn und König zu unterwerfen und ihn durch Gehorsam zu ehren. — Merkwürdigerweise ist bis in die neueste Zeit hinein in den meisten Darstellungen des Lebens Friedrich's die Behauptung aufgestellt worden, auch über ihn habe das Kriegsgericht ein Todesurtheil gesprochen. Daß dies nicht geschehen, erweisen die in dem Schulenburg'schen Archiv auf Propstei Salzwedel (ein Schulenburg war Vorsitzender des Kriegsgerichts) vorgefundenen und 1860 veröffentlichten „Protokolle des Köpnicker Kriegsgerichts". Sämmtliche Mitglieder dieses Gerichts erklärten vielmehr, „unvermögend" zu sein, in einer Sache einen Spruch zu fällen, „so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestas über seinen Sohn betreffe." Um so mehr erhob sich in Friedrich Wilhelm der Kampf der Empfindungen des Vaters mit dem Rufe der Pflicht: Gerechtigkeit zu üben im Lande ohne Ansehen der Person. — Von verschiedenen Höfen liefen Vorstellungen und Fürbitten ein. Es gab Tage und Stunden, in denen der König entschlossen schien, dem Sohne Katte's Schicksal zu bereiten. Glücklicherweise waren unter den preußischen Generalen Männer vorhanden, die den Muth hatten, dem Könige furchtlos zu sagen, er dürfe, den Reichsgesetzen gegenüber, den Thronfolger als solchen am Leben nicht strafen. Es seien nur genannt von Natzmer, Leopold von Dessau und von Buddenbrock. Bei Gelegenheit eines heftigen Auftrittes, den eine Unterredung wegen dieser Angelegenheit hervorgerufen hatte, entblößte der von Buddenbrock sein Brust, indem er rief: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!"

Wendung zum Bessern. Friedrich selbst hielt sich eine Zeit lang davon überzeugt, daß der Richtplatz, auf dem das Haupt seines Freundes gefallen war, auch die Stätte seines Todes sein werde. Hatte doch derselbe Prediger (Müller), durch den Katte zum Tode vorbereitet worden war, Befehl erhalten, auch ihn zu besuchen. Die lange Haft, die erschütternden Auftritte, der Nachruf des todten Freundes, die Mahnungen des würdigen Geistlichen und endlich die ihn beschleichenden Todesgedanken verfehlten nicht, eine heilsame Wirkung auf Friedrich's Gemüth auszuüben. In diesem Sinne berichtete der Geistliche an den König und bat ihn, „nach dem Exempel Gottes barmherzig zu sein".

Der Bericht des Predigers machte auf den König einen tiefen Eindruck. Hat Fritz, mochte er sich sagen, Gnade bei Gott gefunden, nun, dann soll ihm auch die Gnade seines Königs und Vaters wieder zutheil werden. Dies bekundet deutlich sein Schreiben an Müller, in welchem es heißt: „Wofern Ihr den Kronprinzen also findet, daß ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich zu bessern, so sollt Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht pardonniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen."

Als der Geistliche dem Kronprinzen davon Mittheilung machte, war dieser aufs Tiefste erschüttert. Er erklärte sich nun auch bereit, den Eid zu leisten, den der König verlangte, dahin gehend, daß er dem Könige in Zukunft den strengsten Gehorsam leisten wolle, wie es ihm als getreuem Diener, Unterthan und Sohne zustehe. Zugleich sollte er geloben, sich an keinem der bei den erschütternden Vorgängen der letzten Zeit Betheiligten rächen zu wollen, und vor Allem, sich nicht ohne die Zustimmung des Vaters zu verheirathen.

Am 7. November fand die Eidesabnahme statt; Friedrich erhielt darauf seinen Degen zurück, jedoch noch nicht die Uniform, sondern einen hellgrauen, mit silbernen Tressen besetzten Rock. In der Stadt war für ihn ein Wohnung eingerichtet worden, über die Art seines Lebens hatte der König besondere Bestimmungen getroffen.

Nur erst dem reuigen Sohne, nicht dem Oberstleutnant Friedrich war Gnade zutheil geworden.

Welche Stellung hatten nun Grumbkow und Seckendorf in letzter Zeit eingenommen? Sie waren gegen die englische Partei am Hofe Sieger geblieben, jedoch wäre ihnen, namentlich dem General von Grumbkow, der Sieg beinahe gefährlich geworden. Die durch das erschütternde Drama hervorgerufene Theilnahme hat sich, wie schon bemerkt wurde, bis in neueste Zeit hinein ausschließlich dem Sohne zugewandt. Was der Vater gelitten, ist weniger ins Auge gefaßt worden. Und doch wird berichtet, wie er seine Tage und Nächte in schreckensvoller Unruhe verlebte. Wer kann es ermessen, ob er weniger litt als die Seinen, welche er der Verzweiflung nahe brachte! Mochte nicht in Grumbkow, der am meisten Gelegenheit hatte, in das Gemüth des Königs zu blicken, bisweilen der Gedanke entstehen: wie, wenn der König selbst unterginge in dem Sturme, den du heraufbeschwören halfest? Und wenn dann deine Verrätherei zu Tage träte? — Vielleicht lag darin der Grund, daß auch er jetzt ein gutes Wort für Friedrich einlegte. Seckendorf hatte sich eine Fürbitte des österreichischen Hofes für Friedrich zusenden lassen, die er aber dem Könige erst überreichte, als dieser — offenkundig — bereits mildere Gesinnungen gegen Friedrich hegte.

Friedrich's Thätigkeit in Küstrin. Friedrich Wilhelm zeigte den auswärtigen Mächten in einem Rundschreiben die Begnadigung des Kronprinzen an. In dem Schreiben heißt es: er habe ihn aus väterlicher Mildigkeit gnädigst pardonniret und seines bisherigen scharfen Arrestes entlassen; jedoch demselben, um seinen Gehorsam zu prüfen, vorerst die Stadt Küstrin angewiesen, um sich daselbst in allerhand wohlanständigen und nützlichen Wissenschaften, welche zum Civil- und ökonomischen Wesen gehören, zu vervollkommnen. — Des Königs Ueberzeugung war es schon längst gewesen, daß ein Fürst, der nichts von der Verwaltung und Landwirthschaft verstehe, verachtet und allüberall hintergangen werde und Günstlingen in die Hände falle. Am Tage nach der Eidesleistung wurde Friedrich in die Domänenkammer eingeführt. Der König gab ihm zuverlässige Leute zu Rathgebern, den königlichen Rath Wolden und die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel. In der Domänenkammer erhielt nun Friedrich als Auskultator seinen Platz am untersten Tische. Hier hatte er täglich von 7 bis halb 12 und von 3 bis 5 Uhr zu arbeiten. Auf den Protokollen finden wir seine Unterschrift hinter denen der Räthe. In den Abendstunden empfing er von dem Präsidenten von Münchow und dem Direktor Hille Unterweisung in einzelnen Zweigen der Verwaltung. Er durfte an Niemand schreiben als an den König und die Königin, und zwar auch dies nur in bestimmten Zeitabschnitten. Musik zu treiben oder zu hören, war ihm versagt; Niemand aus seiner Umgebung sollte mit ihm über Politik sprechen. Zur Lektüre waren ihm gestattet die deutsche Bibel, das Gesangbuch, Arndt's „Wahres Christenthum" und, wenn ihm Zeit dazu bliebe, die alten Papiere des Markgrafen Johann von Küstrin. Die Wahl diese Schriftstücke als Lektüre für Friedrich war von Seiten Friedrich Wilhelm's, des scharfblickenden, praktischen Landesherrn, sicherlich keine zufällige, bedeutungslose. Wie hoch das landwirthschaftliche Wirken des Markgrafen Johann zu stellen sei, bestätigt der berühmte Historiker Johannes Voigt in seinem umfassenden Werke über diesen Fürsten.

Ueber ein Jahr dauerte diese folgenreiche, bedeutungsvolle Thätigkeit des Kronprinzen in derselben Stadt, in der gerade hundert Jahre früher der Kurprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst, von dem wackeren Leuchtmar seinen ersten Unterricht empfangen hatte.

Friedrich arbeitete mit größtem Fleiße. Als er nach einiger Zeit dem Könige einen Plan zur Verbesserung der Spinnwerke zusandte, äußerte Letzterer Zweifel, daß Friedrich die Arbeit verfaßt habe, und fügte danach hinzu, Friedrich solle vor allen Dingen Anschläge von Grund und Boden machen lernen und sich um Viehzucht bekümmern. Dann werde er es zugleich würdigen lernen, wie schwer es dem Bauer falle, so viel Groschen zu erarbeiten, als zu einem Thaler gehören, und dies werde ihn veranlassen, sorgsamer, als es früher geschehen sei, mit dem Gelde umzugehen.

Wenn die Befehle des Königs in Bezug auf das Verhalten der Beamten, die über den Kronprinzen zu wachen hatten, nicht in strengster Weise durchgeführt wurden, so kann dies

Niemand Wunder nehmen. Waren doch die Genannten nicht nur von einem lebhaften Mitgefühl für Friedrich erfüllt, sondern sie sahen in ihm auch den künftigen Landesherrn.

Grumbkow erachtete es jetzt für angemessen, die Rolle eines Vermittlers zwischen Vater und Sohn zu übernehmen, und der Kronprinz empfing von ihm mancherlei, ihm in seiner dermaligen Lage nützliche Rathschläge. Friedrich kam freilich dem väterlichen Willen auch jetzt noch in vielen Dingen mehr mit Zwang, als aus Ueberzeugung nach. Seine Natur war ursprünglicher Art, und eine solche kann nie ihr eigenstes Wesen gänzlich verleugnen. Aber manche Einseitigkeit ward abgelegt, mancher Auswuchs beseitigt.

Friedrich als Auskultator bei der Domänenkammer in Küstrin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Nachdem ein Jahr in dieser Weise vergangen war, beschloß der König, angeregt durch Grumbkow, den Sohn wiederzusehen. — Es war am 15. August 1731, als Friedrich Wilhelm, auf einer Reise nach Preußen begriffen, in Küstrin eintraf und im Regierungsgebäude abstieg. Friedrich wurde zu ihm beschieden. Die ernste Arbeit des Jahres hatte eine vortheilhafte Wirkung auf ihn ausgeübt, hatte ihm einen Aufflug von Männlichkeit gegeben. Der König redete ihn hart an. Er stellte ihm vor, ob er wol bedacht habe, welche entsetzliche Folgen es nach sich gezogen haben würde, wenn ihm sein Fluchtplan gelungen wäre? Seine eigene Mutter, die Königin, und seine Schwester würde er dadurch ins Unglück gestürzt haben. Auch nach außen hin hätte das Gelingen jenes Planes die schwersten Folgen nach sich gezogen. Ohne Verzug wäre er, der König, mit einer Armee — nach seiner Ansicht war ja der englisch-hannöversche Hof in die „Verschwörung" verflochten — ins Hannöversche eingefallen, und er hätte sengen und brennen lassen, ohne zu fragen, was für Nachtheile dem Preußischen Staate daraus erwüchsen! — Als hiernach der König an den Kronprinzen die Frage richtete, wie er es denn mit seiner Sohnespflicht

habe vereinigen können, einen Vater anzufeinden, der doch nur für ihn arbeite, und der sich trotzdem bisher nicht habe seine Freundschaft erwerben können, fühlte sich Friedrich so überwältigt, daß er in Thränen ausbrach und seinem Vater zu Füßen sank, indem er ihm betheuerte, Alles thun zu wollen, um sich die Gnade desselben wieder zu gewinnen.

Nun reichte der König dem Sohne die Hand, umarmte ihn und sagte, er glaube an seine aufrichtige Reue und werde für ihn auch fernerhin sorgen.

Rückkehr und Vermählung Friedrich's.

Die Prüfungszeit für den Kronprinzen war aber noch nicht vorüber. Er sollte auf dem betretenen Wege weiter geführt werden, und der König gab in diesem Sinne seine Anweisungen. Friedrich habe jetzt — so lauteten des Königs Befehle — zu lernen, wie gepflügt, wie gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden müsse, und wie die Viehzucht und das Brauwesen mit Vortheil zu betreiben seien.

Bisher hatte der Kronprinz die Festung Küstrin nicht verlassen dürfen, von jetzt ab war es ihm gestattet, Ausflüge in die nächste Umgegend — jedoch nur zu dem angedeuteten Zwecke, und zwar in Begleitung der oben Genannten — zu machen. Diese führten ihn unter Anderem nach den Aemtern Quartschen, Carzig und Wollup. Der Jahresertrag des letzten Amtes war durch die von dem Könige ins Leben gerufenen Verbesserungen von 1600 bis auf 22,000 Thaler gestiegen. Dies und Aehnliches, was man ihm über seines Vaters Thätigkeit mittheilte, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Er lernte eine Seite des Vaters kennen und würdigen, von der er früher gar keine Ahnung hatte.

Wilhelmine hatte indeß in der ganzen Zeit auf ihrem Zimmer auch eine Art Gefängnißhaft zu erdulden gehabt. Ihre Gesundheit hatte gelitten. Sie sei, erzählt sie in ihren Memoiren, „zu einem Skelett abgemagert", die Beköstigung schlecht gewesen: „eine Suppe von Salzwasser und ein Ragout von alten Knochen, voll Haare und Schmutzkram." Ihre Schilderungen leiden, das dürfen wir nicht vergessen, an Uebertreibungen. Immerhin mag es mit ihrer Beköstigung nicht besonders ausgesehen haben.

Jetzt beschloß der König, sie zu verheirathen, und er sandte ihr den General Grumbkow zu, der ihr eröffnete, daß der König ihr den Erbprinzen Friedrich von Bayreuth zum Gemahl bestimmt habe. Er forderte sofortige Entscheidung, gab ihr aber Folgendes zu bedenken: Komme sie dem Willen des Vaters nach, so solle alles Geschehene vergeben und vergessen sein, ihr eine gute Aussteuer gegeben und der Kronprinz wieder zu Gnaden aufgenommen werden; verharre sie dagegen in ihrem Widerstande, so stehe ihr, der ungehorsamen Tochter, unwiderruflich bevor, als Staatsgefangene nach dem fernen Memel gesandt zu werden! Nach einigem Besinnen erklärte Wilhelmine, unter der Bedingung, daß ihrem Bruder die Freiheit gegeben werde, und der König sich mit der Mutter aussöhne, seinem Willen sich unterwerfen zu wollen. Der König war hocherfreut und erwies sich der Prinzessin sofort als der zärtlichste Vater; die Mutter aber grollte ihr wegen ihres Nachgebens, doch gelang es endlich, auch sie zu beruhigen und zur Versöhnung zu stimmen.

Im November 1731 fanden die Vermählungsfeierlichkeiten statt. Ein frohes Fest für Wilhelmine waren diese jedoch nicht. Langgenährten Wünschen und Hoffnungen hatte sie entsagen müssen, die Mutter, wie erwähnt, zürnte ihr noch wegen ihres Nachgebens, und nun war nicht einmal ihr Bruder zu der Trauung herbeigerufen worden. Und doch war es ihr Trost gewesen, ihm durch ihre Willfährigkeit volle Freiheit zu verschaffen.

Am vierten Tage der Hochzeit fand auf dem Schlosse ein Ball statt, zu dem auch viele Berliner Bürger Einladungen empfangen hatten. Da erschien der Kronprinz plötzlich im Saale. Wilhelmine merkte nichts davon. Jetzt trat Grumbkow zu ihr heran und fragte sie, ob sie nicht sähe, wer eben eingetroffen sei. „Ich hielt sogleich im Tanzen inne", erzählt Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten, „und indem ich nach allen Seiten umherblickte, bemerkte ich einen grau gekleideten, mir unbekannten jungen Mann.

„So gehen Sie doch hin, den Kronprinzen zu umarmen; dort steht er!“ sagte Grumbkow. Mein Blut strömte wild durch einander vor Freude. „O Himmel, mein Bruder?“ schrie ich. „Aber ich sehe ihn nicht; wo ist er? Um Gotteswillen, zeigen Sie ihn mir!“ Grumbkow führte mich zu dem jungen Manne in Gran. Beim Näherkommen erkannte ich ihn, obschon mit Mühe: er war erstaunlich viel stärker geworden und kürzer am Hals; auch sein Gesicht war sehr verändert und nicht mehr so schön, als es gewesen. Ich sprang mit offenen Armen auf ihn zu: ich war so ergriffen, daß ich nichts als gebrochene Ausrufungen hervorzubringen vermochte: ich weinte, ich lachte, wie von Sinnen. Mein Lebtag habe ich keine so lebhafte Freude empfunden.“

„Als ich wieder zu mir selbst gekommen, warf ich mich dem Könige zu Füßen. Der König sagte: „Bist du zufrieden mit mir? Du siehst, ich hab' Wort gehalten.“ Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und flehte den König an, ihm seine Freundschaft wieder zu schenken. Dieser Auftritt war so rührend, daß er Thränen in die Augen der ganzen Versammlung brachte. Ich näherte mich dann der Königin. Sie war genöthigt, mich zu umarmen, da der König ihr nahe stand; aber ich bemerkte, daß ihre Freude nur eine verstellte war.“

Wilhelmine gewahrte neben der äußeren bald auch eine bedeutende innere Veränderung an dem Bruder. „Er trug“, sagt sie, „eine stolze Miene und schien auf Jedermann herabzublicken.“ Daß die kluge Wilhelmine darüber erstaunte, muß billig Verwunderung erregen. In solcher Weise, wie es geschah, an den Hof des Königs zurückgerufen zu werden, brachte doch wahrlich den Kronprinzen, allen Anwesenden gegenüber, in eine Lage, in der die von ihm angenommene Haltung sehr erklärlich erscheint.

Am Tage darauf baten alle in Berlin anwesenden Offiziere, unter dem Vortritt Leopold's von Dessau, den König, seinem Sohne den Wiedereintritt in die Armee zu gestatten. Der König willfahrte der Bitte, und der Kronprinz erschien bald darauf bei einer Heerschau in der Uniform des Goltz'schen Infanterieregiments. Die Freude darüber war allgemein. — Doch noch einmal kehrte er in seiner vorigen Kleidung nach Küstrin zurück. Drei Monate später ward er vom Könige zum Obersten und Befehlshaber des Goltz'schen Infanterieregiments ernannt.

Durch die Verheirathung Wilhelminens war der Plan der Königin, eine Doppelheirath zwischen dem preußischen und hannöverschen Königshause zu Stande zu bringen, gewaltsam zerrissen worden. Nur eine einfache Heirath zwischen Friedrich und einer englischen Prinzessin war noch möglich zu machen. Auch dazu war England jetzt noch geneigt. Doch bei Friedrich Wilhelm stand es — wir wissen infolge welcher Einflüsse — fest: nun und nimmermehr eine derartige Verbindung mit England zuzugeben, und er verfehlte nicht, dies in schroffer Weise dem englischen Gesandten erkennen zu geben.

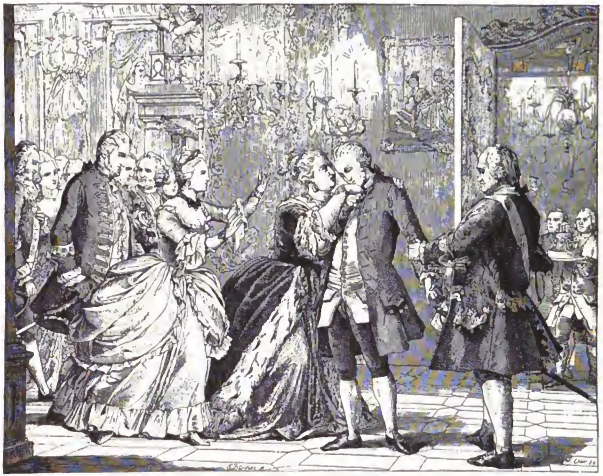
Friedrich hatte sich in vielen und schweren Dingen seinem Vater gefügt; jetzt kam eine neue, fast noch schwerere Prüfung für ihn. Der König beschloß, ihn zu vermählen, und zwar mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, einer Nichte des Kaisers. Durch die uns bekannten österreichischen Helfershelfer war die Aufmerksamkeit des Königs auf diese Prinzessin gelenkt worden.

Als Friedrich von dem Entschlusse seines Vaters in Kenntniß gesetzt wurde, gerieth er auf einen Augenblick in Verzweiflung. Er schrieb an Grumbkow: „Der König bedenke doch nur, daß er mich nicht um seinetwillen verheirathet, sondern um meinetwillen, und daß es ihm selber tausendfachen Verdruß machen würde, zwei Personen vor sich zu sehen, die sich einander hassen, und die unglücklichste Ehe ..... Es steht mir noch eine Zuflucht offen: — ein Pistolenschuß kann mich von meinen Leiden und meinem Leben befreien, und ich glaube, ein gütiger Gott würde mich nicht dafür verdammen, sondern sich meiner erbarmen und mir für ein Leben voll Elend die Seligkeit gewähren.“

Ruhige Ueberlegung brachte den Kronprinzen auf andere Gedanken. Er durfte hoffen, daß, wenn er dem Könige zustimmte, ihm anderweitige Vergünstigungen zutheil werden würden.

So schrieb er denn dem Vater, er sei bereit, auch in diesem Punkte ihm gehorsam zu sein. Der König war sehr erfreut und befahl ihm, seine Verhältnisse in Küstrin zu ordnen, Alles zu bezahlen und nach Berlin zurückzukehren.

Am 6. März schrieb Friedrich an seine Schwester von Berlin aus: „Nächsten Montag erfolgt meine Verlobung, die gerade so ausfallen wird, wie die Deinige war. Die Person ist weder schön noch häßlich; es fehlt ihr nicht an Verstand, sie ist aber sehr schlecht erzogen, ist blöde und weiß sich nicht zu benehmen. Urtheile nun selbst, theure Schwester, ob sie nach meinem Geschmacke ist oder nicht. Ihr größtes Verdienst ist, daß ich ihr die Freiheit verdanke, Dir zu schreiben: mein einziger Trost in Deiner Abwesenheit."



Rückkehr Friedrich's und Aussöhnung mit seinem Vater. Nach van Der.

Wilhelmine, die bald darauf mit der Prinzessin zusammentraf, giebt folgende Schilderung über sie: „Die Kronprinzessin ist groß, ihr Wuchs nicht schön, indem sie sich beim Stehen oder Gehen ein wenig vorwärts beugt, was ihr ein lintisches Ansehen giebt. Ihre Hautfarbe ist glänzend weiß, von den lebhaftesten Farben erhöht: ihre Augen blaßblau und wenig Geistesgaben versprechend, Mund klein, Züge überhaupt klein, mehr niedlich als schön — und das Gesicht ist ganz und gar so unschuldig und kindisch, man würde diesen Kopf für denjenigen eines zwölfjährigen Kindes halten."

Verlobung des Prinzen. Am 10. März fand die Verlobungsfeier statt. Nun aber kam plötzlich Weisung aus Wien an Seckendorf, das Zustandekommen der Vermählung, wenn irgend möglich, zu verhindern, und zwar zu Gunsten — einer englischen Heirath! So hatte sich der Wind in Wien gedreht! Der Kaiser wünschte eine Annäherung an England, und da man dort immer noch den Wunsch hegte, eine englische Prinzessin auf den preußischen Thron zu bringen, so hielt man es in Wien für rathsam, sich dem Londoner Hofe in dieser Weise gefällig zu erweisen. — Doch selbst dem ergrauten Ränkeschmiede Seckendorf erschien es bedenklich, sich mit einem solchen Vorschlage Friedrich Wilhelm zu nahen. Ebenso hielt

der General von Grumbkow die Ausführung dieses Befehls für ein gefährliches Unternehmen. Er sagte: Wer sich unterfinge, den König zum Wortbruch verleiten zu wollen, könne in Gefahr kommen, nach Spandau geschickt zu werden. — Jedoch erneuerte Weisungen aus der Hofburg zu Wien zwangen Seckendorf, die Sache zur Sprache zu bringen.

Friedrich Wilhelm war erstaunt und entrüstet darüber, daß man ihn eines so argen Wortbruchs für fähig hielt. Bei dem Hinblick auf die schweren Leiden, welche die früheren Heirathspläne ihm und den Seinen gebracht hatten, gewährte ihm einzig und allein der Gedanke Trost: „Was du thatest, war nothwendig zum Heile deines Hauses und Landes." Von solchen Gedanken geleitet, hatte er nun auch die Heirath Friedrich's mit der Prinzessin Elisabeth von Bevern beschlossen. In Wien war seit Jahren — nach Seckendorf's Versicherungen — des Königs strenge Tugend in diesem Punkte bewundert und ein gewisser Abscheu vor einer verwandtschaftlichen Verbindung mit England, die dem preußischen Königshause ja nur Unheil bringen könne, zur Schau getragen worden. Und nun! Die neueste Eröffnung Seckendorf's ließ den König einen tiefen Blick in den Abgrund der Wiener Politik thun. „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten", rief er am Abend in der Tabaksgesellschaft, in welcher die Generäle und Obersten Derschau, Schwerin, Buddenbrock, Rochow gegenwärtig waren, „es frißt mir das Herz ab! Mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen zu wollen! Mich! Mich! Nun und nimmermehr! Mich zum Schelmen machen wollen!"

Vermählung. Aufenthalt in Ruppin. So ward es offenkundig, wie der jeder Arglist unfähige König ein Opfer diplomatischer Doppelzüngigkeit und Schliche geworden war. Nun beschleunigte er die Vermählung um so mehr. Als Ort der Trauung ward Salzdahlum, ein Lustschloß des Herzogs von Braunschweig, des Großvaters der Braut, bestimmt. Hier empfing das junge Paar (12. Juni 1733) die kirchliche Einsegnung: es ward ein freudenloses Fest gefeiert. —

Wirkliche Zuneigung hat Friedrich zu seiner Gemahlin niemals empfunden, aber ihr Betragen nöthigte ihm jederzeit die größte Achtung für sie ab. „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein", äußerte er später einmal, „wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht."

Vom Frühlinge 1732 bis August 1736 hatte Friedrich seinen Wohnsitz zumeist in Ruppin, wo sich der Hauptheil seines Regiments befand. Unverdrossen kam er hier seinen militärischen Obliegenheiten nach und ergötzte sich des Abends an der Lektüre der bedeutendsten Schriften alter und neuer Zeit und an Musik. — Jetzt bot sich für den Kronprinzen eine Gelegenheit dar, den Krieg praktisch kennen zu lernen.

Im Lager des Prinzen Eugen. König August II. war gestorben. Es kam nun wegen der Erbfolge in Polen zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich. Die eigentliche Ursache lag in Folgendem. — Nach dem Tode Karl's XII. von Schweden war August II. wieder auf den polnischen Thron gelangt; Stanislaus Leszczinsky hatte für seine Verzichtleistung eine Million Thaler empfangen, auch war ihm der Königstitel belassen worden. Er hatte sich aber mit der Hoffnung getragen, nach dem Tode August's II. die verlorene Krone wieder zu gewinnen, und er war in dieser seiner Hoffnung durch seinen Schwiegervater Ludwig XV. von Frankreich bestärkt worden. Als nun August II. mit Tode abgegangen war, bewarben sich dessen Sohn August III. von Sachsen und Stanislaus um den erledigten polnischen Thron. Ersterer ward von Rußland und Oesterreich, Letzterer von Frankreich unterstützt. So kam es zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich. Friedrich Wilhelm trat selbstverständlich auf Seiten Oesterreichs und ließ 10,000 Mann an den Rhein rücken, woselbst der Krieg alsbald entbrannte.

Friedrich schloß sich, ohne selbst mit einem Kommando betraut zu sein, dem preußischen Heerestheil an. Ihm war es vor Allem darum zu thun, den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und besonders freute es ihn, daß sich ihm hier die Gelegenheit darbot,

den greisen, ruhmbedeckten Helden Eugen als Feldherrn zu sehen, der freilich jetzt, im dreimudsiebzigsten Jahre seines Lebens, nicht mehr die Kraft besaß, Großes zu leisten. Er wolle zusehen, sagte er dem großen Heerführer, wie ein Held Lorbern sammele.

Ein aufgehendes und ein untergehendes Kriegsgestirn begegneten hier einander. Der Kronprinz machte auf den greisen Feldherrn einen sehr guten Eindruck, denn dieser that den Ausspruch: An Friedrich verrathe Alles den dereinstigen tüchtigen Feldherrn.

Suhm erzählt einen Zug, der Friedrichs Unerschrockenheit bekundet. „Bei einer Gelegenheit, als der Kronprinz, von zahlreichem Gefolge umgeben, ausgeritten war zur Besichtigung der Linien von Philippsburg, kam er auf der Rückkehr durch ein lichtes Gehölz, wohin das feindliche Geschütz ohne Aufhören ihn verfolgte und mehrere Bäume um ihn herum zertrümmerte, ohne daß deshalb sein Pferd aus dem Schritt gekommen wäre.

Kronprinz Friedrich im Lager des Prinzen Eugen von Savoyen. Nach van Der.

Die Hand, welche den Zügel hielt, verrieth nicht die mindeste Bewegung. Diejenigen, die darauf achteten, bemerkten im Gegentheil, daß der Prinz ruhig und gelassen fortfuhr, mit einigen Generälen seiner Begleitung zu sprechen. Man bewunderte seine Haltung in einer Gefahr, mit welcher sich vertraut zu machen er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte." — Wichtig für die Folgezeit Friedrich's war es, daß er hier österreichische Truppen längere Zeit zu beobachten Gelegenheit fand. „Der gegenwärtige Feldzug", schrieb er an Camas, „ist eine Schule, wo man aus der Beobachtung der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, Nutzen schöpfen kann."

Nicht weniger bemerkenswerth ist der Schluß des Briefes: „Ich fürchte, lieber Camas, Sie werden denken, ich sei im Begriffe, den Kothurn anzuschnallen, mich für einen kleinen Eugen auszugeben und mit autoritätischem Tone darzulegen, was jeder hätte thun und unterlassen sollen, Verdammung und Tadel nach rechts und links hin austheilend. Nein, mein lieber Camas, weit davon entfernt, mich so hoch zu vermessen, bewundere ich die Führung unseres Oberfeldherrn und mißbillige diejenige seines würdigen Gegners nicht.

Und weit davon entfernt, die Achtung und Rücksicht zu vergessen, die mit Wunden bedeckten Personen gebührt, welche durch jahrelangen Dienst eine vollendete Erfahrung erlangt haben, werde ich williger als je auf sie, als auf meine Lehrer, hören und von ihnen zu lernen suchen, wie man zu Ehern kommt, und welches der kürzeste Weg zu dem Geheimniß dieses Standes sei."

Die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Königs führte den Kronprinzen nach Potsdam zurück. Rührend ist es, zu lesen, in wie hingebender Weise Friedrich die Pflichten des Sohnes gegen den kranken Vater erfüllte. Er sprach dem Könige mit ungeheuchelter Theilnahme Trost zu. „Der Kronprinz ist wahrhaft betrübt über die Lage des Königs", heißt es in einem Berichte des jüngeren Seckendorf; — „hat die Augen immer voll Wasser; — hat raffinirt, um dem Könige ein kommodes Bett zu schaffen; hat von Potsdam nicht weggehen wollen. Der König zwang ihn dazu: soll erst Sonnabend Nachmittag wieder kommen. — Der König nennt ihn immer Fritzchen." —

Die Krankheit währte vier Monate. Der König genas noch einmal, ohne indeß seine frühere Rüstigkeit wieder zu erlangen. — Friedrich äußerte nun den Wunsch, dem neuen Rheinfeldzug, den Oesterreich unternahm, beiwohnen zu dürfen. Der König gestattete ihm dies nicht, sondern befahl ihm, einer Inspektionsreise nach Preußen beizuwohnen. Friedrich fügte sich, wiewol ungern, dem väterlichen Willen. Die Berichte, die er dem Könige einsandte, zeugen davon, wie sein Geist mehr und mehr zu männlicher Anschauungsweise heranreifte.

Bald nach dieser Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm den Rest seines Vertrauens zu Kaiser Karl VI. verlor. Welche Opfer hatte er dem Kaiserhause gebracht! Und nun wurden in Wien die „heiligen" Zusagen wegen kräftiger Unterstützung in der berg-jülichschen Angelegenheit gänzlich beiseite gesetzt! — „Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und alle Déférence, so ich für den Kaiser gehabt", schrieb der König an Friedrich, „und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts half, wenn man sich für denselben auch sakrifizirte. So lange man uns nöthig hat, flattirt man uns; sobald man aber glaubet, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so zieht man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

Die Zukunft sollte es lehren, daß diese Warnung so wenig vergebens gesprochen war, wie der Ausruf, den der König, auf Friedrich zeigend, im tiefsten Unmuth über Oesterreichs Undank eines Tages gegen Grumbkow that: „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

In Rheinsberg.

Der König hatte inzwischen das zwei Meilen nördlich von Ruppin gelegene alte Schloß Rheinsberg für Friedrich gekauft und es umbauen lassen. Das Schloß wie das Städtchen gleichen Namens liegen an dem Rande eines schönen Sees. Die Umgegend, reich an Waldungen, Höhen, Gewässern und Wiesen, ist malerisch.

An dem Schlosse ließ Friedrich, so weit es der Bau erlaubte, Verschönerungen anbringen. Das Innere desselben wurde nach seinen Angaben mit künstlichem Marmor, Malereien, Schnitzwerk und Vergoldung ausgestattet, die Decke von der Meisterhand Pesne's mit einem großen allegorischen Bilde, den Aufgang der Sonne darstellend, geschmückt, der Garten sowol wie der Park nach Zeichnungen und Anordnungen Friedrich's verschönert.

Friedrich's Gemahlin hatte bisher abwechselnd in Berlin und in dem nahe bei Berlin gelegenen Schlosse Schönhausen gewohnt. Im Jahre 1736 bezog das kronprinzliche Paar das Schloß Rheinsberg. Beide erklärten später, die vier Jahre, die sie in Rheinsberg zugebracht hätten, seien die schönsten ihres Lebens gewesen.

Hören wir, was der Kronprinz selbst an seinen ehemaligen Lehrer Duhan berichtet, welcher nach der Gefangennehmung Friedrich's in Memel seinen Wohnsitz zu nehmen gezwungen worden war. An ihn, dem er in dankbarer Anhänglichkeit bis an sein Lebensende zugethan blieb, schrieb er 1737:

„Wir sind unser eine Mandel, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich sein würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften und befleißigen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen."

In einem andern Briefe an Duhan aus dem Jahre 1738 schreibt Friedrich:

„Ich bin mehr als je unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und von Wahrheiten."

Und an Suhm schrieb Friedrich im Jahre 1736:

„Ich flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolff wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit wird den Göttern der Ruhe und der Stille gewidmet sein. Ein gewisser Dichter Gresset kommt zu mir und mit ihm Jordan, Keyserlingk, Fouqué und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen; warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schoße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!"

„Wir haben", heißt es in einem andern Briefe aus dem Jahre 1737 an Suhm „unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns nur zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bewegen können."

In einem Briefe aus demselben Jahre an Suhm heißt es: „Ich studire aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und um mir den Geist zu erfüllen mit alle dem, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Musterbildern darreichen."

Diese Worte bieten einen Einblick in das Leben und Streben Friedrich's um jene Zeit. „Die rheinsberger Zeit ist ein Idyll in Friedrich's Leben, ein Ruhepunkt, wo er Athem schöpft nach der Qual der früheren Jugendjahre und Kraft sammelt zu dem Wirken, den Schöpfungen und Kämpfen des Mannes."

Ein Augenzeuge spricht sich über das Rheinsberger Leben folgendermaßen aus: „Alle auf dem Schlosse Wohnende genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert oder bei anderen Festen, an denen sie Theil nehmen können. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich: er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand zu fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiederung übel aufzunehmen. — Die Bibliothek des Prinzen ist allerliebst, sie ist in einem der Thürme des Schlosses aufgestellt und hat die Aussicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen Bücher. Voltaire's lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt. — Nach dem Mittagsessen begeben sich die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs beim Kaffee zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an,

die Anderen folgen; der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch. Man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel und geht umher; diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet: der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß." Die Schilderung schließt mit den Worten: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage: eine königliche Tafel, ein Götterwein, himmlische Musik, köstliche Spaziergänge im Garten wie im Walde; Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung — Alles vereinigt sich in diesem Feenhause, um das Leben zu verschönern."

Ueberschaut man das Leben und Treiben des Kronprinzen in Rheinsberg, so möchte man sich versucht fühlen, zu glauben, ihm habe bei seinem Thun und Lassen eine Weisung des großen britischen Dichters Shakespeare vor der Seele geschwebt, wenn man nicht bestimmt wüßte, daß ihm derselbe unbekannt war. Sie lautet:

„— — — Indem wir so bewundern
Die Tugend und die Strenge der Moral,
Laßt uns nicht Stoiker, nicht Stöcke werden.
Horcht nicht so fromm auf Aristot'les Schelten,
Daß Ihr Ovid als sündlich ganz verschwört.
Sprecht Logik mit den Freunden, die Ihr seht,
Und übt Rethorik in dem Tischgespräch;
Treibt Dichtung und Musik, Euch zu erheitern, —
Und Methaphysik und Mathematik,
Die tischt Euch auf, wenn Ihr Euch hungrig fühlt;
Was Ihr nicht thut mit Lust, gedeiht Euch nicht:
Kurz, Herr, studirt, was Ihr am meisten liebt."

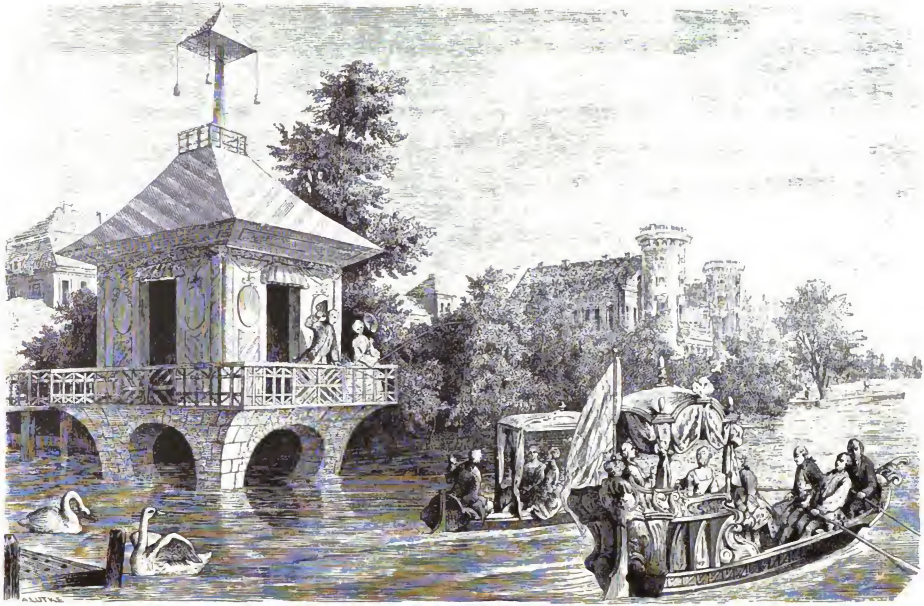
Friedrich's Verhältniß zu Voltaire. Wie war es möglich, daß der allem Hohen und Hehren mit wahrhafter Begeisterung zustrebende Friedrich die Freundschaft eines im Großen und Ganzen ihm nicht würdigen Geistes, wie Voltaire, suchen konnte?

Darauf ist zu sagen: Es muß wol unterschieden werden der Voltaire in seinem ersten Wirken und Auftreten und der Voltaire späterer Zeit.

Voltaire trat auf als Kämpfer für die Freiheit des menschlichen Geistes gegen die kirchlichen Verfinsterer, und er focht mit Waffen, die ihn als den ersten Geisteshelden der Zeit erscheinen lassen. Alle hervorragenden Männer seines Landes durch die Schärfe seiner Beweisführung, durch Leichtigkeit, Anmuth und Feinheit der Form überstrahlend, fand er auch in dem Königssohne des brandenburger Landes einen warmen Bewunderer. Daß der von Eitelkeit gestachelte und durch die Ränke der Gegner verbitterte Voltaire vielfach zu weit ging in dem heftig entbrannten Streite, daß er mit falschem Scheine mehr und mehr auch das Wesen christlichen Lebens zu zerstören trachtete — das lag unter dem blendenden Schimmer, von dem sein Wirken umgeben war, noch nicht so klar zu Tage, wie heut. Dennoch ging Friedrich durchaus nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen worden ist, vollständig in Voltaire auf. Es sind aus seiner rheinsberger Zeit Schriftstücke von ihm vorhanden, in denen er Voltaire's Anschauungen bekämpft. Und für die spätere Zeit liegt neben Dem, was Beide schrieben und sprachen, das — Leben Beider vor, das mehr als alles Andere zeigt, wie wesentlich sie sich in ihrem Kerne, trotz mannichfacher Berührungspunkte, von einander unterschieden! — Voltaire's Geist glich einer an Blüten prächtigen Blume, die Honig in ihrem Kelche barg, aber von der auch ein Gifthauch ausging. Friedrich's starke Natur ertrug den Gifthauch — an der Pracht und dem Duft erquickte er sich.

Wie ernst es ihm war, sich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten, zeigen seine 1738 geschriebenen „Betrachtungen über den jetzigen Zustand des europäischen Staatensystems."

„Wenn meine Betrachtungen", sagt Friedrich, „das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie Wahrheiten in denselben finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler nie würden vernommen haben; vielleicht werden sie selbst erstaunt sein, diese Wahrheiten neben ihnen auf den Thron sich niederlassen zu sehen.



Kronprinz Friedrich und seine Gemahlin in Rheinsberg. Zeichnung von L. Burger.

Mögen sie denn lernen, daß ihre falschen Grundsätze die giftigsten Quellen des Unglücks von Europa sind. Es ist ein Irrthum, wenn die meisten Fürsten glauben, daß Gott absichtlich und aus einer ganz besonderen Vorliebe für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und zu Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt seien. So wie der Grund, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Daher diese ungeregelte Liebe zu eitlem Ruhme; daher dieses brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, welche das Volk bedrücken; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entehren. Wollten die Fürsten sich lossagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen erklären, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein, sondern, daß sie Denjenigen unter sich erlesen haben, den sie für den Gerechtesten erachtet, um sie zu regieren; für den Besten, um ihnen Vater zu sein; für den Menschlichsten, um ihr Unglück mitzufühlen und zu erleichtern; für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen; für den Weisesten, um sie nicht ungeschickt in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln; für den Fähigsten endlich, dem Staate vorzustehen und die höchste Gewalt als Stütze der Gerechtigkeit zu gebrauchen, — nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben."

Antimacchiavell. Noch mit einer andern Schrift trat der Fürstensohn für die ewigen Rechte des Volkes gegen das falsche Königthum auf.

Etwa zweihundert Jahre früher hatte der vielgenannte italienische Schriftsteller und Staatsmann Macchiavelli dem Herzoge Lorenzo von Medici eine Staatsschrift überreicht, jene berühmte oder berüchtigte Abhandlung „Vom Fürsten", die den Namen ihres Verfassers unsterblich gemacht hat. In derselben hatte sich der Verfasser über die seiner Ansicht nach beste Art und Weise, ein Volk zu regieren, ausgesprochen. Seinen Weisungen zufolge „muß für einen Fürsten bei all seinem Handeln der erste Grundsatz die Selbsterhaltung sein, seine erste Tugend die Kraft, welche Alles in Gehorsam hält, ferner die Konsequenz, der Ernst und Nachdruck des Handelns; sodann die Klugheit, welche die Menschen nach der Natur ihres Wesens zu benutzen weiß." Weil er dafür hält, daß alle Menschen böse sind und nur aus Furcht Gutes thun, erscheint ihm Erregung der Furcht als das sicherste Mittel, das Volk in Gehorsam zu halten; ebenso giebt er Fingerzeige, wie alle Leidenschaften des Menschen, der Ehrgeiz der Großen, die Noth des Volkes, die Parteibestrebungen, klug zu benutzen seien. Sein Fürst soll Fuchs sein, um die Schlingen zu sehen und Schlingen zu legen, und zugleich Löwe, um die Wölfe zu schrecken.

Als dem Kronprinzen diese Schrift bekannt wurde, empörte sich seine Seele über die in derselben ausgesprochenen Grundsätze. Voll Entrüstung schrieb er seinen „Anti-Macchiavell".

„Ich wage es", sagt er in der Vorrede, „die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegenzustellen." — „Dieses Werk (die Schrift des Macchiavell) muß natürlicherweise in die Hände der Fürsten und Staatslenker fallen, und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Fähigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verderbt wird, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln. — Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten

zu verderben, deren Beruf es ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Beispiele davon für ihre Unterthanen aufzustellen, und durch Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit zu sein. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang, verwüsten nur einzelne Gegenden und lassen sich wieder gutmachen, aber die Verbrechen der Fürsten bringen dauerndes Unglück, und zwar ganzen Völkerschaften."

Er schildert weiterhin das wahrhaftige Königthum, nach dessen Anforderungen der Fürst „der erste Diener des Staates" sein soll. Bemerkenswerth und zugleich bedeutungsvoll für seine eigene Zukunft ist auch Dasjenige, was Friedrich dem Rathe Macchiavell's gegenüber, „ein Fürst solle sich vor dem Volke den Schein des religiösen Glaubens geben", sagt. Mit Abscheu weist er diesen Rath zurück. „Freilich", sagt er, „sei es ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie sein Volk; doch steigere sich offenbar das Unglück, wenn dann noch das Verbrechen der Heuchelei hinzukomme. Ohne Zweifel werde das Volk einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann sei, immer noch mehr lieben, als einen rechtgläubigen Bösewicht. Wenn es eine Forderung der Politik sei, nicht an dem Glauben der Völker zu rütteln, so sei es auch die Pflicht des Fürsten, Geistliche und Volk zur Toleranz zu bewegen, welche ebenso dem Geiste des Evangeliums als dem Interesse des Fürsten entspreche." — Nur im Hinblick auf die Vorbilder echter Fürstlichkeit seines eigenen Geschlechts konnte ein Fürstensohn solche Anschauungen kundgeben.

Trotz der vollkommenen Freiheit, in welcher Friedrich hier in Rheinsberg lebte, mußte er auch jetzt noch seine Lieblingsstudien vor dem Könige geheim halten. Denn das Wiedererwachen des alten Mißtrauens gegen ihn zu verhüten, dahin ging sein eifriges Bestreben. Wo immer es ihm möglich war, suchte er den Vater zu erfreuen. Letzteres geschah namentlich dadurch, daß er sein Regiment in musterhafter Ordnung hielt. Daß Friedrich, neben der Erfüllung seiner Pflichten als Soldat und neben seinem ernsten Streben nach Kenntnissen und Einsichten, in Rheinsberg auch manchen „tollen Streich" noch ausführte, darf nicht verschwiegen werden. Auch stand es mit seinen Finanzen (hauptsächlich, weil ihn der König auch jetzt noch gar knapp hielt) zumeist übel genug, so daß er sich mehrfach genöthigt sah, Geld anzunehmen. Zu seiner Entschuldigung muß jedoch hinzugefügt werden, daß die „langen Kerle", welche er dem Vater verschaffte, um diesen in günstiger Stimmung zu erhalten, belangreiche Summen hinnahmen. Es kostete ihm unter Anderm ein fünf Fuß zehnzölliger Rekrut 700, ein sechsfüßiger 1000 Thaler. Seine Kassenverhältnisse verbesserten sich, als ihm der König im Jahre 1739 auf einer Reise, die er in Gemeinschaft mit ihm nach Preußen machte, das königliche Gestüt in Trakehnen schenkte, das 12,000 Thaler eintrug.

Auf dieser Reise besuchte Friedrich in Preußisch-Lithauen die Gemeinden der Salzburger und anderer Einwanderer, denen der König in diesem Landstriche Wohnsitze angewiesen hatte.

Ueber den dort empfangenen Eindruck äußerte er in einem Schreiben: „Der König hat keine noch so großen Kosten gescheut, um seine heilsamen Pläne gelingen zu machen. Zuerst traf er Anordnungen voller Weisheit; baute wieder auf, wo immer nur die Pest etwas wüste gelegt hatte; Tausende von Familien von den fernsten Gegenden Europa's ließ er kommen; das Land bevölkerte sich wieder. Handel und Gewerbe fingen an, wieder aufzublühen, und nun herrscht in diesen fruchtbaren Gegenden mehr Ueberfluß als je." — „Und das Alles verdankt man einzig dem Könige allein, der nicht nur Befehle gab, sondern auch der Ausführung vorstand; er war es, der die Pläne ersann und sie ins Werk richtete."

Krank kehrte der König von der Reise zurück. Sein Zustand ließ das Schlimmste befürchten. Um so mehr richteten sich jetzt Aller Blicke auf den Kronprinzen. Was haben wir von ihm zu erwarten? Das war die Frage, die vielfach aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet wurde. „Er wird das Rheinsberger Leben in Berlin nach allen Richtungen fortsetzen und sich mit geistvollen und gelehrten Männern umgeben." Das war die meist verbreitete Meinung. Andere sagten: „Zeigt er nicht, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, Vorliebe für Glanz und Pracht? Er wird, wie König Friedrich I., Gewerbe

und Künste pflegen." — Der österreichische Hof war in seinem Urtheil über Friedrich nicht weiter als bis dahin gekommen: „Er verstehe es vortrefflich, sich zu verstellen." — Von Prinz Eugen, der ihn persönlich kennen gelernt hatte, war freilich Bedeutsames über seine Zukunft verkündet worden. Der französische Geschäftsträger in Berlin sagte: „Dem Vater des Vaterlandes wird Friedrich den Helden hinzufügen; der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, in den Fußstapfen seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen." — Doch hören wir schließlich, was Friedrich selbst, und zwar noch kurz vor seiner Rheinsberger Zeit, über seine künftige Regententhätigkeit gegen seine Schwester Wilhelmine äußerte: „Man wird sehr erstaunen", sagt er, „mich ganz anders, als man erwartet, handeln zu sehen. Man bildet sich ein, daß ich alle meine Schätze verschwenden werde, und daß in Berlin das Geld auf der Straße liegen wird, wie die Steine; aber ich werde mich wol hüten; ich werde meine Armee vermehren und Alles auf dem alten Fuße lassen." — Wie weit ihn das Rheinsberger Leben in diesem Vorsatze bestärkt hat, werden wir bald sehen.

Letzte Lebenszeit und Tod Friedrich Wilhelm's I.

Das Jahr 1740 war herangekommen, des Königs Gesundheit immer schwankender geworden. Endlich erklärten die Aerzte, er habe die Brustwassersucht und das Uebel sei unheilbar. Mit dem eintretenden Frühlingswetter schien sich allerdings sein Zustand zu bessern, und man schöpfte wieder Hoffnung. Er aber fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, und antwortete auf ein Schreiben des Fürsten Leopold von Dessau, der ihm den Vorschlag machte, bei Gelegenheit der Verminderung des kaiserlichen Heeres das preußische Heer um einige tausend Mann zu verstärken: „Ich denke zu sterben und habe meinem ältesten Sohne Alles gesagt, was ich weiß." Kurze Zeit darauf ward ihm mitgetheilt, der Kronprinz liege schwer an Magenkrämpfen danieder, und es stehe zu befürchten, daß er die nächste Nacht nicht überleben werde. Er brach in Wehklagen aus und rief unter Thränen: „Ach, sollt' ich meinen Sohn verlieren!" — Bald aber ward ihm die Freude, zu hören, daß Friedrich sich auf dem Wege der Besserung befinde.

Am 10. Mai verließ der König Berlin. „Lebe wohl, Berlin", sagte er, „ich will in Potsdam sterben!" Sein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, und er litt große Schmerzen. Ernsten Sinnes bereitete er sich auf den Tod vor. Da die reformirten Hofprediger nach seiner Meinung zu schonend mit ihm umgingen, ließ er den lutherischen Prediger Roloff herbeirufen, der als ein unerschrockener, frommer Mann bekannt war. Zugegen waren außer der Königin mehrere Generäle und Räthe und die Dienerschaft. Daß Roloff auch am Krankenlager des Königs seine Gesinnungen nicht verleugnete, zeigte schon eine seiner ersten Aeußerungen. „Wenn auch Gott par miracle", sagte er, „wovon wir doch kein Beispiel haben, Ew. Majestät wollte selig machen, so würden Sie doch, wie Sie jetzt sind, wenig Freude im Himmel haben. Ihre Armee, Ihr Schatz, Ihre Lande bleiben hier, es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion Ihres Zornes können auslassen; im Himmel muß man himmlisch gesinnt sein." Als Roloff den König fragte, ob er nicht den Anwesenden befehlen wolle, während der Unterredung das Zimmer zu verlassen, entgegnete der König: „Jene möchten bleiben und hören, welch' ein großer Sünder er gewesen sei."

Roloff sprach nun in seiner Weise weiter, hielt unter Anderem dem Könige vor, daß keineswegs Alles, was er gethan, wie er ihm entgegne, zur Ehre Gottes geschehen sei, und wies hin „auf das Bedrücken der Unterthanen durch das forcirte Bauen, auf die willkürlich gesprochenen Todesurtheile und Verschärfung der von den Gerichten gesprochenen Strafen". Der König wurde ergriffen und in weichem Tone sagte: „Er schont meiner nicht — er spricht als ein ehrlicher Mann mit mir; ich danke ihm dafür und erkenne nun, welch ein großer Sünder ich bin."

Die Ankunft des Kronprinzen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Am 27. Mai ward Friedrich durch einen Eilboten nach Potsdam berufen. Er brach sogleich auf. Als er in Potsdam um die Ecke des Schlosses kommt, sieht er unter einer Menge Menschen auf einem Rollstuhle seinen kranken Vater sitzen, der sich, um der Grundsteinlegung eines Hauses beizuwohnen, hatte hinausfahren lassen. Als der König ihn erblickt, breitet er seine Arme nach ihm aus. Friedrich eilt auf ihn zu und umarmt ihn knieend und unter Thränen. Kein Auge im Kreise blieb trocken. Angegriffen von dem Auftritte ließ sich der König darauf ins Schloß zurückbringen.

An demselben Tage diktirte er von seinem Lager dem Minister Boden eine an seinen Nachfolger gerichtete „Instruktion, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt,

wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich genommen haben." Er ordnete Alles, bis auf das Geringste, an. — Dann heißt es weiter: „Vierzehn Tage darauf aber soll in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft." Von meinem Leben und Wandel, auch Aktionen und Personalien, soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit dem Beifügen, daß ich als ein großer armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade gesucht. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben."

An demselben Tage pflog der König eine lange Unterredung mit Friedrich.

Die Aeußerungen des Letzteren mußten in ihm die volle Sicherheit erweckt haben, daß Friedrich sein Werk nicht zerstören, sondern weiter bauen werde. Denn er sagte bald darauf zu den an sein Bett tretenden Generälen und Ministern: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben!" Und als dieser ihm weinend die Hände küßte, umarmte er ihn und rief unter Schluchzen: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Nachfolger habe!"

Am Tage vor seinem Tode (30. Mai) ließ er sich, wie er es seit langer Zeit gethan, auf seinem Rollstuhle nach der Parade und darauf nach dem Marstall fahren.

In der letzten Nacht litt er große Schmerzen. „Ich habe mein Gedächtniß verloren", klagte er dem anwesenden Hofprediger Cochius, „ich bin nicht mehr im Stande zu beten, ich habe alle meine Gebete vergessen." „Das Beten", entgegnete der Hofprediger, „besteht nicht in Worten, sondern in Gedanken." Mit Worten dieser Art beruhigte er den Schwerkranken. „Lebt wohl", sagte der König endlich, „wahrscheinlich sehen wir uns nicht wieder!" Cochius brach in Thränen aus und begab sich hinweg.

Es war gegen 4 Uhr des Morgens (31. Mai 1740). Der König ließ sich in das Zimmer seiner Gemahlin fahren und weckte sie mit den Worten: „Steh' auf, denn ich will in deinen Armen sterben." Zunächst nahm er nun von seinen Söhnen zärtlich Abschied und hieß darauf den Kronprinzen ihm in sein Zimmer folgen, von wo aus man den Marstall übersehen konnte. Hier hatten sich indeß auf seinen Befehl alle in Potsdam anwesenden Minister, Hofbeamte und Offiziere bis zum Hauptmann versammelt.

Der König befahl, seine Paradepferde auf den Schloßhof zu führen, und forderte, nachdem dies geschehen war, den Fürsten Leopold von Dessau und seinen Generaladjutanten von Hacke auf, sich jeder — als ein letztes Zeichen seiner Freundschaft — ein Pferd zu wählen. Leopold, von Schmerz fast überwältigt, zeigt auf das erste beste Pferd. „Sie nehmen gerade das schlechteste", sagt der König, „nehmen Sie den Braunen, für den stehe ich ein." Der alte eiserne Leopold vermag sich der Thränen nicht länger zu erwehren. Der König, der seine Bewegung bemerkt, sagt: „Es ist des Menschen Geschick; wir müssen Alle der Natur unsere Schuld bezahlen."

Hierauf winkte er den Kronprinzen und den Minister von Podewills heran und sagte mit schwacher Stimme, daß er gesonnen sei, die Regierung niederzulegen und sie dem Kronprinzen zu übergeben. Major von Bredow mußte seine Worte laut wiederholen.

In sein Zimmer zurückgebracht, lag er längere Zeit ohnmächtig da. Seine Gemahlin, seine Kinder, der königliche Leibarzt und Cochius waren bei ihm. Letzterer betete mit lauter Stimme, damit der sterbende König ihn höre. „Nicht so laut!" sagte er, indem er zu sich kam. Er forderte einen Handspiegel, schaute hinein und sagte: „Häßliches Gesicht, schon so gut wie todt!" Dann reichte er dem Chirurg den Arm hin, damit dieser nach dem Puls fasse, und fragte ihn, wie lange er noch zu leben habe. „Leider ist's bald aus", erwiederte dieser, worauf der König sagte: „Sage Er nicht leider; aber woraus schließt Er das?" — Der Chirurg erwiederte: „Der Puls bleibt ganz zurück." Der König erhob den Arm, bewegte die Hand und sagte: „Das ist nicht möglich; wenn mein Puls schon zurückgetreten wäre, so könnte ich die Finger nicht so bewegen." Nach einer Pause rief er:

„Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben!“ Eine Ohnmacht kam über ihn — er verschied.

„Er starb“, sagte Friedrich II. später, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortschritte seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphirte als ein Held.“

Zum Andenken an Friedrich Wilhelm I. Lange Zeit hat Friedrich Wilhelm als eine knorrig-ungeschlachte, ungeheuerliche, gefühllos-tyrannische Natur gegolten. Vermochte doch nicht einmal seine kluge Tochter Wilhelmine, wie ihre „Denkwürdigkeiten“ beweisen, die rauhe Hülle, die sein besseres Selbst umschloß, zu durchschauen!

Bald nach seinem Hinscheiden nahm die Erscheinung seines Sohnes, des großen Friedrich, Aller Blicke gefangen. Sein Streben und Wirken war so glänzend-überwältigender Art, daß das des Vaters dagegen zurücktrat. Um den Sohn zu preisen, stellte man den Vater ungerechter und sogar auch unnöthiger Weise in den Schatten. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen zu erkennen, daß, „wenn Friedrich II. den Beinamen des Großen sich erworben, Friedrich Wilhelm's Tüchtigkeit es war, die ihn groß gezogen hat.“

Dies wußte Niemand früher und besser zu würdigen, als der große Sohn selbst. Die Erziehungsgrundsätze des Vaters, die dieser auf ihn zur Anwendung gebracht hatte, gewissermaßen lobpreisend, sagte er später: „Man sollte nach dem Beispiele der Griechen und Römer die Söhne nicht vor dem sechsundzwanzigsten Jahre aus der väterlichen Gewalt lassen, und die Väter sollten für die Aufführung derselben haften.“ — „Führt eure Söhne zur Arbeitsamkeit an und bringt ihnen Liebe zu Genügsamkeit und Einfachheit bei. Die Griechen und Römer hatten ihre großen Männer der strengen Erziehungsart, die ihre Gesetze anbefahlen, zu verdanken. Sollten diese Beispiele zu alt scheinen, so erinnere man sich an die Arbeiten und Mittel, wodurch Czar Peter eine ganze Nation geschickt machte. Weichliche Erziehung macht weibisch, bequem, träge und niederträchtig.“

Aber auch als Herrscher des Landes weiß er den Vater zu würdigen. „Dieser Fürst ist es“, sagt er, „dem Preußen die Gründung seines Heeres und damit sein ganzes Ansehen zu danken hat; und wenn dies Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so gebührt ihm auch davon das Verdienst. Wie der Schatten der Eiche, die uns deckt, in der Kraft der Eichel liegt, aus der sie hervorgewachsen ist: so muß die ganze Welt eingestehen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der glückliche Zustand zu suchen sei, in welchem das königliche Haus nach seinem Tode sich befunden hat.“

Diese Worte schrieb Friedrich erst, nachdem er eine Reihe von Jahren nach des Vaters Tode vergangen und er den Grund und Boden, der ihm von dem Heimgegangenen für sein Wirken bereitet worden war, genauer noch, als es früher möglich gewesen war, kennen gelernt hatte. „Aus der Schule Friedrich Wilhelm's I.“, sagt G. Freytag, „wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europa's machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der Einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vortheil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.“ Dahin habe es aber nur kommen können, weil Friedrich Wilhelm selbst mit unbegrenzter Hingebung für den Staat gearbeitet und dadurch seinem Heere zu der Fahnenweihe ein patriotisches Pflichtgefühl zu geben gewußt habe.

Als Friedrich Wilhelm am Schlusse seines Lebens zurückblickte, lag hinter ihm reicher Erfolg, die Frucht rastloser Thätigkeit und eines Systems weiser Maßregeln; für den Auf- und Ausbau des Staates und die Vorbedingungen seiner weiteren Entwicklung war außerordentlich viel geschehen. —

Die Größe seines Staates, den er durch Geldern und Stettin mit den Odermündungen erweitert hatte, betrug 2275 Geviertmeilen und die Zahl der Einwohner 2,240,000. Das Kriegsheer hatte eine Stärke von 72,000 Mann erlangt; im Staatsschatz lag eine Summe von beinahe 9 Millionen Thalern.

Wie der Kronprinz, hatte auch das Volk unter ihm eine harte Schule durchzumachen, und auch ihm erwies sich dies zum größten Segen. Diejenigen, die ein hartes Urtheil über den König fällten, vergaßen in Betracht zu ziehen, welcher Art die Menschen und die Verhältnisse waren, mit denen er es zu thun hatte; sie vergaßen, daß seine Forderungen an die Leistungsfähigkeit Anderer der eigenen, sich nie genug thuenden Pflichtstrenge und Selbstverleugnung entsprachen. „Gott hat", so sagte der König in einer für seinen Nachfolger bestimmten Instruktion, „den Regenten nicht eingesetzt, um seine Tage in Genuß zuzubringen, wie die meisten thun, sondern um sein Land wohl zu regieren. Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehre seine Regierung führen, so muß er seine Geschäfte selber vollziehen."

Das echt königliche Wirken Friedrich Wilhelm's begann erst in dem Maße gewürdigt zu werden, in welchem die Archive zugänglicher und uns durch Ranke's, Droysen's, Schmoller's und in neuester Zeit durch R. Stadelmann's Arbeiten eingehendere Nachweise über des Königs Regierungsthätigkeit geboten wurden. Friedrich Wilhelm's Thätigkeit für den Staat war gleichsam eine vorbereitende, und man kann das Wort auf ihn anwenden, das Luther einst über sich selbst schrieb: „Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrichter, der die Bahn brechen und zurichten muß."

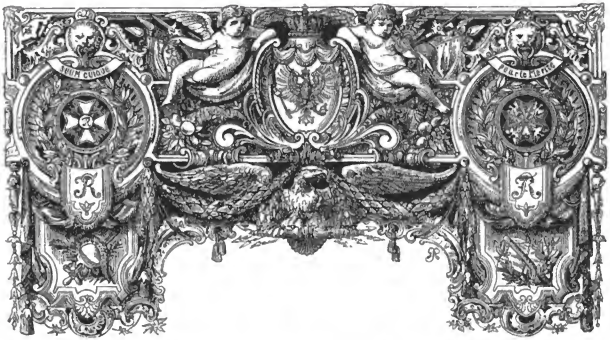
Eine abgerundete Darstellung des Lebens Friedrich Wilhelm's I., bei der die Vorführung der Einzelheiten immer doch sein tiefstes Wesen durchleuchten läßt, und die uns das erhabene, freilich von menschlichen Mängeln mannichfach umwölkte Ziel seines Strebens zeigt, besitzen wir noch nicht. Des Künstlers haben wir demnach noch zu harren, der von dieser markigen, starkrindigen und dabei hochwipfeligen deutschen Eiche, an deren gewaltigen tiefgehenden Wurzeln Blumen und Nesseln stehen, unserem Volke ein wahrhaft getreues Abbild zu geben im Stande sein wird. Jetzt häuft die Geschichtschreibung meist nur Einzelheiten, Scheite und Splitter, Rinde und welkes Laub, zusammen, wie es auch hier geschehen ist. Möge der sinnige Leser durch eine Versenkung in den Charakter des Königs die Mängel der Darstellung zu ersetzen wissen!

Zeitalter
Friedrich's des Großen.
(1740—1786.)

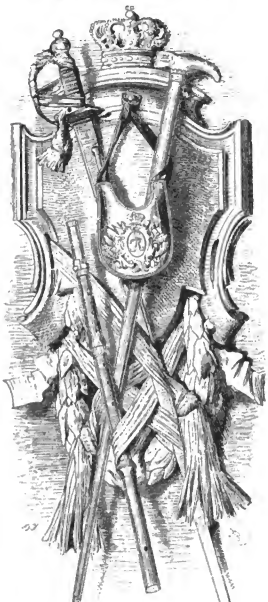
Erklärung der Abbildung: „Helden im Zeitalter Friedrich's II."

1. Ferdinand, Herzog von Braunschweig.
2. Prinz August Wilhelm.
3. Prinz Friedrich Heinrich Ludwig.
4. Generalfeldmarschall Jakob Keith.
5. Leopold Maximilian, Erbprinz von Dessau.
6. Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig.
7. Moritz, Fürst von Anhalt-Dessau.
8. Generallentnant von Belling.
9. Generallentnant von Winterfeldt.
10. Prinz Eugen von Württemberg.
11. Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern.
12. General von Tauenzien.

Porträts der hervorragendsten Heerführer Friedrich's befinden sich im Texte eingedruckt.



Vom Regierungsantritt Friedrich's II.
bis zur Beendigung der zwei ersten Schlesischen Kriege.



Degen, Krückstock, Flöte, Armaturstücke Friedrich's des Großen.

Regierungsantritt 1740.

Von tiefstem Schmerze über den Tod des Vaters ergriffen, hatte Friedrich kaum das Sterbezimmer verlassen, als Leopold von Dessau sich bei ihm anmelden ließ. Friedrich fühlte sich in seiner jetzigen Stimmung fast unfähig, Jemand zu empfangen. Da ihm aber gesagt ward, der Fürst wolle abreisen, ließ er ihn vor.

Leopold erschien mit Thränen in den Augen; das alte Eisenherz war bis auf den Grund erschüttert. Aber auch noch Anderes, als der Schmerz um den Heimgang seines königlichen Freundes, mochte ihn bewegen. Hatte er nicht früher zur österreichischen Partei am Hofe gehört, und mußte er nicht fürchten, daß Friedrich davon Kunde empfangen habe und ihm grolle? Auf einige Augenblicke keines Wortes mächtig, umfaßte er Friedrich's Kniee. Dann sagte er, er hege die Erwartung, daß ihm und seinen Söhnen die Stellen, die sie innehätten, verbleiben würden, namentlich hoffe er, Friedrich werde ihm die Autorität belassen, die ihm der heimgegangene Herr und König eingeräumt habe.

Die Plötzlichkeit, mit der der ergraute Feldherr dem jungen Fürsten, dessen Herz jetzt gerade von einem Sturme von Gefühlen bewegt ward, mit seinem Anliegen kam, glich in der That einem Ueberfalle. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß dies von Leopold beabsichtigt gewesen wäre.

Ebenso war Verstellung seiner Natur fremd. Er verstand unter „Autorität" jene uneingeschränkte Macht in militärischen Dingen, wie er sie bisher thatsächlich besessen hatte.

Die Antwort Friedrich's fiel wohl nicht ganz so aus, wie Leopold es gewünscht hatte. Friedrich gab ihm jedoch die Zusicherung, ihn sowol wie seine Söhne in ihren Stellen bestätigen zu wollen. Was jedoch, fügte er hinzu, die Autorität betreffe, die Leopold besessen zu haben vermeine, so wisse er von einer solchen nichts, „Nachdem ich", schloß er, „König geworden bin, so denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten, und der Einzige zu bleiben, der Autorität übt und besitzt."

Am folgenden Morgen ward dem Regiment Glasenapp unter den Fenstern des Schlosses der Eid der Treue für den neuen König abgenommen. Erweckt von dem ihm ausgebrachten lauten Lebehoch, sprang Friedrich von seinem Lager empor. Pöllnitz, der ihn „halb angekleidet, mit aufgelöstem Haar, in Thränen und wie außer sich" fand, wagte ein Wort des Trostes zu sprechen, worauf Friedrich entgegnete: „Dieser Jubel sagt mir, was ich verloren habe!" Pöllnitz erinnerte daran, von welchen unsäglichen Leiden der Tod den Entschlafenen befreit habe, worauf Friedrich erwiederte: „Es ist wahr, er litt, aber er lebte, und jetzt..!"

Doch es mahnten ihn die Pflichten seines neuen Amtes, denn die Generäle waren im Vorzimmer versammelt, um seine Befehle entgegenzunehmen.

In wahrhaft königlicher Haltung erschien Friedrich vor ihnen und hielt an sie folgende Ansprache:

„Wir haben unsern gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der Verstorbene, der nicht minder Sorge für Sie tragen wird." Hiernach fühle er sich veranlaßt, fuhr er fort, zunächst an ein Zwiefaches zu erinnern. Das Eine sei, daß die Truppen eben sowol gut und brauchbar, als schön sein müßten, das Andere, daß sie dem Lande, welches sie schützen sollen, nicht verderblich werden dürften. Gegen Einige lägen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; diese müßten abgestellt werden. Es müsse — fügte er mit erhöhter Stimme hinzu — ein guter Soldat eben sowol menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und tapfer! —

Am folgenden Tage nahm Friedrich in Charlottenburg den Eid der Minister entgegen. Er sei überzeugt, sagte er ihnen, daß sie ihm auch ohne einen solchen Eid eben so treu und redlich dienen würden wie seinem Vater; für einen ehrlichen Mann bedürfe es des Eides nicht. Nur über die Art und Weise, wie er in Zukunft die Staatsverwaltung geführt zu sehen wünsche, wolle er ihnen ein Wort sagen, zumal da die Art und Weise, wie das bisher geschehen sei, den von ihm gehegten Grundsätzen nicht entspreche. „Ob Wir Euch gleich" — so lauteten die denkwürdigen Worte des Königs — „sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr Unseres höchstgeliebtesten Vaters Majestät erwiesen habt, so ist doch ferner Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns ins Künftige bereichern und Unsere armen Unterthanen bedrücken sollt, sondern Ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen und des Landes Vortheil; im Gegentheil muß des Landes Vortheil den Vorzug vor Unserem eigenen haben." — In einem wenige Tage später an die Behörden des Landes erlassenen Edikt spricht sich Friedrich ganz in denselben Sinne aus, mit dem Hinzufügen, daß er jeden seiner Unterthanen vergnügt und glücklich zu sehen, er am wenigsten aber durch Kränkung derselben bereichert zu werden wünsche.

Und daß es sich hier nicht nur um leere Worte handelte, es ihm vielmehr voller Ernst war, solchen Grundsätzen gemäß sein Volk zu regieren, beweist schon die erste Regierungshandlung des jungen Monarchen. Friedrich begann sein Herrscheramt mit der Ausführung einer bereits von Friedrich Wilhelm kurz vor seinem Scheiden genehmigten

Maßregel. Infolge eines strengen, langdauernden Winters herrschte Noth im Lande. Der König ließ die Speicher öffnen und den Hungernden Korn für billige Preise verkaufen. In der dankbaren Gesinnung, die dieses Verfahren im Volke hervorrief, empfand er als Fürst zu allererst den Segen des Vaters. Wo die vorhandenen Vorräthe nicht ausreichten, ließ er Getreide im Auslande aufkaufen. Selbst nicht unbedeutende Summen baaren Geldes wurden an Bedürftige vertheilt. Die Fleischpreise waren außerordentlich in die Höhe gegangen; um sie wieder herunterzubringen, ließ der König, der, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, an der Jagd kein Gefallen fand, dieselbe als ein „barbarisches" Vergnügen vielmehr verabscheute, in verschiedenen Forsten eine große Anzahl von Hirschen und Wildschweinen abschießen und das Fleisch für niedrige Preise zum Verkauf stellen.

In den Anreden an die Generäle und Minister lag die Richtung angegeben, in der Friedrich sein Regiment zu führen beabsichtigte. Es gab deren nicht wenige im Lande, die, nur das Drückende der bisher geltenden Verwaltungsgrundsätze ins Auge fassend, der Hoffnung lebten, dieselben würden, wenn nicht mit einem Schlage, so doch sicher nach und nach verlassen werden. Sie irrten sich. Friedrich hatte im Laufe der letzten Jahre tiefer geschaut, hatte den Segen erkannt, der durch seines Vaters Art und Weise der Verwaltung dem Lande bereitet worden war. Daher lag es ihm durchaus fern, mit dem bisherigen System brechen zu wollen; seine Absicht ging vielmehr dahin, auf dem Grunde desselben weiter zu bauen und nur im Einzelnen diejenigen Neuerungen einzuführen, die der Geist der Zeit gebieterisch forderte.

So kam es, daß Manche, die wegen ihrer großen Anhänglichkeit an die Regierungsweise des verstorbenen Königs Zurücksetzung von Friedrich befürchteten, von ihm befördert, Andere dagegen, die, wie weitaus die meisten seiner Jugendgenossen, Friedrich's Wesen nur oberflächlich kennen gelernt hatten, und die nun die Miene annahmen, als sei jetzt mit der Vergangenheit vollständig gebrochen, von ihm zurückgewiesen wurden. Zu den Ersteren gehörte der Finanzminister von Boden. Friedrich ließ diesen tüchtigen Mann nicht nur in seiner bisherigen wichtigen Stellung, sondern er bezeugte ihm sogar seine besondere Wohlgeneigtheit dadurch, daß er ihm ein neues, wohleingerichtetes Haus schenkte; einige kurzweilige Genossen früherer Zeit dagegen bekamen zu hören: „Die Possen haben ein Ende!"

Was Friedrich den Generälen angedeutet hatte, empfing weitere Erläuterungen in mancherlei Kabinetsbefehlen. Seinem Vetter, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, dessen Uebermuth gegen Untergebene bekannt war, schrieb er, er solle nicht denken, daß er seinetwegen den Offizieren Unrecht thun werde, vielmehr solle er, der Markgraf, sich so gegen die Offiziere verhalten, wie es recht und billig sei. Dem Fürsten Leopold von Dessau gab er zu bedenken, daß eine allzu scharfe Behandlung die Soldaten zur Desertion geneigt mache, und aufs Strengste befahl er, die jungen Leute, die für den künftigen Dienst bestimmt seien, mit allen unnöthigen Plackereien zu verschonen. Gewaltsamkeiten, die bei Werbungen vorgefallen waren, wurden bestraft. — Das Potsdamer Riesenregiment sah man beim Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelm's zum letzten Male. Die „langen Kerle" wurden theils entlassen, theils in anderen Regimentern untergebracht. Für das durch die Auflösung dieser kostspieligen Truppe ersparte Geld errichtete Friedrich 16 neue Bataillone und vermehrte also auf diese Art noch die Armee ohne eine Mehrbelastung des Volkes. — Der Akademie der Wissenschaften waren unter der vorigen Regierung die Mittel zu ihrem Bestehen fast gänzlich entzogen worden; seit langer Zeit hatte sie ein materiell und moralisch höchst kümmerliches Dasein gefristet. Friedrich gab ihr das Entzogene zurück und schaffte ihr zugleich eine ihres hohen Namens und Berufes würdige Stellung, die sie unter der Regierung seines Vorgängers ganz und gar eingebüßt hatte. Allerdings trat bei der Neugestaltung der Akademie — zunächst wenigstens — das französische Element auf Kosten des nationalen in den Vordergrund — eine Folge der schon mehrfach berührten und weiterhin noch ausführlicher zu besprechenden Vorliebe des großen Königs für das Franzosenthum —

aber immerhin hat sie in dieser ihrer neuen Gestalt vielfach segensreich gewirkt und zur Erweckung geistiger Bestrebungen in der preußischen Hauptstadt bedeutend beigetragen.

Am dritten Tage seiner Regierung erließ Friedrich eine Kabinetsordre, durch welche er die Anwendung der Folter untersagte. Nur für einige wenige Fälle war sie noch vorbehalten. Thatsächlich aber ward sie gar nicht mehr angewandt und bald darauf gänzlich abgeschafft. Auch die unmenschlichen Strafen und die für gewisse schwere Verbrecher bisher gebräuchliche grausame Hinrichtungsart wurden abgeschafft oder wenigstens gemildert. Daß an Hexenprozesse unter Friedrich nicht mehr zu denken war, bedarf wol kaum der Erwähnung. Thomasius, meinte er, habe den Weibern das Recht, alt zu werden, zugesprochen.

In seinem „Anti-Macchiavell" hatte Friedrich den Gedanken erläutert: der falsche Glaubenseifer sei ein Tyrann, der die Länder entvölkere; die Duldung eine zarte Mutter, welche sie hege und blühen mache. Dieser Ueberzeugung gemäß gab er dem Konsistorium, von dem das Fortbestehen der katholischen Soldatenschulen für bedenklich erklärt ward, da sie Anlaß zum Uebertritt von Protestanten zur katholischen Religion gäben, den bekannten, freilich oft genug falsch ausgelegten Bescheid: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß Jeder nach seiner Façon selig werden." —

Was der brandenburgisch-preußische Staat schon von den Zeiten Sigismund's her erstrebt hatte, ward jetzt als ein Regierungsgrundsatz ausgesprochen: der Staat solle seine Wohlthaten nicht an ein bestimmtes Bekenntniß knüpfen. Für Deutschland, ja für die Welt, war es ein bedeutungsvolles Ereigniß, daß jetzt in Preußen — wol zum ersten Male seit der Reformation — dieser Grundsatz zur Geltung gebracht wurde.

Indem Friedrich sich auf diesen Standpunkt stellte, wollte er weder den kirchlichen Glauben seiner Unterthanen antasten, noch das Sichlossagen von der kirchlichen Gemeinschaft als etwas Wünschenswerthes hinstellen. Nur der Anmaßung Derer trat er damit entgegen, die, ihren Glauben als den allein seligmachenden ausgebend, vom Staate Bevorzugung der Mitglieder ihres Bekenntnisses und Unterdrückung Andersgläubiger verlangten, während doch ein solches Verfahren offenkundig der Menschheit unsägliches Leid gebracht hatte.

Friedrich's größtes Verdienst bestehe darin, sagt Böckh (Festrede auf der Universität zu Berlin 1859), daß er den großen Wahlspruch der geistigen Freiheit auf sein Panier geschrieben habe. „Des Einzigen Friedrich großer Gedanke kann in unserm Staate nie erlöschen, kann kaum vorübergehend wie die Sonne durch ein leichtes Gewölk getrübt werden. Seine erste Folge ist die religiöse Duldung, die schon der Große Kurfürst mächtig förderte; das entgegengesetzte und verderblichste Aeußerste ist es, wenn der Staat sich unter die Herrschaft des Priesterthums beugt. Diese fern zu halten, müssen Staat und Fürst die Kraft besitzen, die Deutschlands Einigkeit und Freiheit begründen soll, nicht aber selber ein Knecht irgend eines, gleichviel in welche Form und Farbe gekleideten oder verkappten Jesuitismus sein."

Ohne Rücksicht auf ihre Bekenntnisse belobte der König eifrige und getreue Seelsorger und stellte es den Lutheranern frei, diejenigen an den Katholizismus erinnernden kirchlichen Gebräuche wieder einzuführen, die unter der vorigen Regierung hatten abgestellt werden müssen. Jedoch legte er es den Predigern als erste und nicht zu umgehende Pflicht ans Herz, das Volk auf den Geist und das wahre Wesen der kirchlichen Gebräuche hinzuweisen und dasselbe namentlich zur Führung eines christlichen Lebenswandels unablässig zu ermahnen. — Zu den Büchern, die Friedrich eifrig studirte, gehörten auch die Werke des unter der Regierung seines Vorgängers aus Halle verbannten Philosophen Christian von Wolf. Den Eindruck, den diese Schriften auf ihn machten, bezeichnet eine Stelle aus einem seiner Briefe an den Grafen Manteuffel. „Ich bin jetzt", schreibt er, „überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an Den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers

gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Ueber Wolf hatte übrigens schon Friedrich Wilhelm in der letzten Zeit seines Lebens eine bessere Meinung gehegt als früher, und es hatte dem Kronprinzen eine nicht geringe Freude gewährt, seinem Freunde Suhm schreiben zu können, daß sein Vater die Werke des Philosophen eifrig studire. Ja, Friedrich Wilhelm hatte sogar den verbannten Gelehrten aufgefordert, wieder nach Preußen zurückzukehren. Wolf war damals dem Rufe nicht gefolgt. Jetzt ließ Friedrich demselben das Amt eines Vizekanzlers an der Universität Halle anbieten. Bei dieser Gelegenheit schrieb der König an den Propst Reinbeck: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden." Wolf entsprach dem Ruf des neuen Königs mit Freuden.

Auf Friedrich's Verhalten der Presse und Dem gegenüber, was wir die öffentliche Meinung nennen, kommen wir an einer andern Stelle zurück, wo wir den geistigen Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ins Auge fassen werden.

Friedrich's Streben ging dahin, die Gewerbthätigkeit seines Landes in dem Maße zu erhöhen, daß es möglich sei, Erzeugnisse des gewerblichen Lebens ins Ausland zu führen und so dasselbe in eine Art von Steuer zu nehmen. Um dies zu Stande zu bringen, errichtete er ein besonderes Amt für Handel und Gewerbe und traf zugleich Veranstaltungen, geschickte Handwerker aus Frankreich und Italien in das Land zu ziehen.

Von seiner Mutter war er an der Leiche seines Vaters „Majestät" angeredet worden. Er hatte sie mit den Worten unterbrochen: „Nennen Sie mich immer Sohn! Dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde!" Er widmete ihr allezeit die kindlichste Verehrung und treueste Fürsorge. „Die Erkenntlichkeit gegen Eltern", sagte er später bei einer Gelegenheit, „hat keine Grenze; man wird getadelt, wenn man zu wenig darin thut; niemals, wenn zu viel."

Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin war und blieb eigenthümlicher Art. Dem ihm einst angethanen Zwange gemäß zu leben, war er nicht gesonnen. Man glaubte allgemein, er werde sich scheiden lassen. Die vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemahlin ließen aber wol kaum einen derartigen Gedanken in ihm aufkommen. Er richtete ihr einen glänzenden Hofstaat ein, wachte eifersüchtig darüber, daß ihr in jeder Weise die einer Königin gebührende Ehre zutheil würde, suchte jedoch selbst nur selten ihre Gesellschaft auf. Im Winter wohnte sie im Berliner Schlosse, den Sommer verbrachte sie im Schlosse zu Schönhausen.

Nach Behauptung des mit der Geschichte Friedrich's so genau vertrauten Historiographen Preuß soll die Königin niemals in Sanssouci gewesen sein. „Auf diese Art", fährt er in seiner Erzählung fort, „stand sie fortan dem Könige so fern, wie es unter Eheleuten nicht üblich ist. Hielt der König sich in Berlin auf, so speiste er des Sonntags einigemal im Jahre sammt seinen Brüdern bei der Königin, welcher, nach seinem Beispiel, von dem gesammten Hofe und von den fremden Gesandten stets die größte Ehrfurcht bewiesen wurde, die sie durch ihre unerschütterliche Tugend so sehr verdiente. In der That war das Leben dieser so seltsam gestellten Fürstin ungewöhnlich segensreich, ganz der Frömmigkeit, dem Wohlthun und dem Fleiße hingegeben. Von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern wandte sie alljährlich 24,000 Thaler der Armuth zu, dem Könige hing sie mit der rührendsten Theilnahme an; ihre Erholungen waren andächtige und wissenschaftliche Beschäftigungen. Sie hatte eine ausgewählte Bibliothek und lud gern Gelehrte, namentlich Theologen, zur Tafel; Reinbeck, Jocardi, Dietrich, Baumgarten, Zöllner sind ihre Beichtväter gewesen, aus deren Händen sie sammt den Prinzen von Preußen, der Prinzeß Heinrich oder sonst einer Fürstlichkeit zu bestimmten Zeiten des Jahres in Schönhausen und im Berliner Schlosse das Abendmahl empfing. Gellert war ihr Lieblingsschriftsteller; sie freute sich, mit ihm in demselben Jahre geboren zu sein, und

übersetzte seine moralischen Vorlesungen, seine Oden und Lieder ins Französische; gleiche Ehre haben mehrere Erbauungsbücher gehabt. Auch eigene Abhandlungen hat die Königin in Druck gegeben, zur Frömmigkeit und zur Anhänglichkeit an den König zu ermuntern."

Friedrich hielt seinen Hof in der ersten Zeit zumeist in Charlottenburg, wo er das Leben von Rheinsberg in gewissem Sinne fortsetzte, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt in den Unterhaltungen mit seiner Umgebung die Staatsangelegenheiten in den Vordergrund traten.

Königin Elisabeth Christine.

Bezeichnend für die damalige Sinnesweise des Königs ist die Stelle aus einem seiner Gedichte:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freunde all, Voltaire und dein Gesang.
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne."

In Charlottenburg sah Friedrich auch seinen braven Jugendlehrer Duhan bei sich, ebenso den aus Wesel entkommenen Keith. Wie diesen Männern, suchte er auch Anderen, die seinetwegen früher Trübsal zu erdulden gehabt hatten, Ersatz zu gewähren. Der Vater

des unglücklichen Katte wurde von ihm zum Feldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben, die Verwandten desselben sowie die Söhne des Kammerpräsidenten von Münchow, der ihm während seiner Haft in Küstrin, wie oben erwähnt, mancherlei Gutes erwiesen hatte, erfreute er durch Gnadenbezeigungen.

Huldigung in Königsberg. Am 7. Juli brach Friedrich von Charlottenburg auf, um in Königsberg die Huldigung entgegen zu nehmen. Der Zug bestand aus — drei Wagen: seinen Wagen theilte er mit einigen Gelehrten. Wie sein Vater es gethan, verbat auch er sich alle kostspieligen Empfangsfeierlichkeiten. An Voltaire hatte er kurz vorher geschrieben: „Ich reise nach Preußen, um mir da huldigen zu lassen, doch ohne das heilige Oelsläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Wenn die Reisen geendet sind, soll meine Lebensweise ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte und überdies noch neue Einrichtungen; bei dem Allen muß ich auch wieder unnütze Komplimente machen und Cirkulare ergehen lassen."

Der Leser erinnert sich, welchen Kampf der Große Kurfürst achtzig Jahre früher gegen die preußischen Stände, namentlich gegen deren Wortführer Rhode und Kalkstein, zu bestehen hatte, dann wohl auch an Dasjenige, was in Bezug auf die Nothwendigkeit der absoluten Fürstenmacht, den Sonderbestrebungen dieser Körperschaften gegenüber, an betreffender Stelle gesagt worden ist. — Die fürstliche Gewalt hatte damals, zum Wohle aller Standesglieder, den Sieg errungen. Was weiterhin, an jenen Vorgang anknüpfend, von Friedrich Wilhelm den „Junkern in Preußen" gesagt worden war, wird dem Leser gleichfalls erinnerlich sein. Die jetzigen Stände erklärten sich nach einigen schwachen Versuchen, Verlorenes zurück zu gewinnen, zur Huldigung bereit. So fand dieselbe am 20. Juli in Königsberg statt, wobei für 50,000 Thaler Denkmünzen mit der Inschrift „Das Glück des Volkes" vertheilt wurden.

In Berlin erfolgte die Huldigung am 2. August. Die bei dieser Gelegenheit ausgeworfenen goldenen und silbernen Denkmünzen trugen die Inschrift: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit geweiht!" — Friedrich, der nach der Feierlichkeit auf dem Balkon des Schlosses erschienen war, wurde vom Volke dreimal mit dem Rufe begrüßt: „Es lebe der König!" Wohl eine halbe Stunde stand er unbeweglich auf dem Balkon und schaute ernsten Angesichts hernieder auf die wogende Menge.

Am 15. August begab sich Friedrich nach den westlichen Provinzen des Staates, um dort die Huldigung entgegen zu nehmen. Auf der Hinreise besuchte er seine Schwester Wilhelmine in Bayreuth und machte von hier aus unter dem Namen eines Grafen von Four einen Ausflug nach Straßburg. Dort ließ er sich, um desto sicherer unerkannt zu bleiben, Kleider nach dem neuesten französischen Schnitt anfertigen. Doch ein Soldat, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte, erkannte ihn, und wie ein Laufsfeuer ging nun die Nachricht von seiner Anwesenheit durch die Stadt. Das Volk war entzückt, den jungen König, dessen Jugendschicksale schon die allgemeinste Theilnahme erregt hatten, und dessen erstes Auftreten als Herrscher seines Landes so vielverheißend war, in der Stadt zu wissen. Der Schneider weigerte sich, Bezahlung für die Kleider zu nehmen; „ihm sei", sagte er, „die Ehre, für den liebenswürdigen Preußenkönig gearbeitet zu haben, Lohns genug." Am Abende wurden Freudenfeuer auf den Straßen angezündet, und das Volk rief begeistert: „Vive le roi de Prusse!"

Dennoch reiste Friedrich ziemlich ernüchtert zurück. Die Wirklichkeit entsprach den Vorstellungen nicht, die er sich von den französischen Einrichtungen gemacht hatte. Seine Reise ging zunächst den Rhein hinab nach Wesel. Wie anders war diese Rheinfahrt als diejenige, die er zehn Jahre früher als Staatsgefangener hatte machen müssen!

Die fremden Gesandten hatten um jene Zeit ihren Höfen viel zu berichten. „Sie schilderten den neuen Regenten als einen Fürsten, der das Steuer der Herrschaft gewiß immer so wacker führen werde, wie er es ergriffen, aus dessen Wirken überall Züge eines

edlen Herzens, Gerechtigkeit gegen den Verstorbenen, Zärtlichkeit für seine Unterthanen widerstrahlten; der schlechterdings Alles selbst thue, und, abgesehen von dem Finanzminister von Boden, der mit seiner Sparsamkeit noch größeren Eingang als bei Friedrich Wilhelm finde, keinen Rath von irgend einem Minister leide, welche alle nur die aus dem Kabinet ihnen zukommenden Befehle zu expediren hätten. Allgemein rühmen die fremden Diplomaten in Friedrich's Bescheiden lakonischen Ausdruck und bewundernswerthen Geschäftsblick; Eins nur wissen sie zu beklagen: daß an diesem Hofe nichts zu erfahren, und schwer ein Weg zum vorgeschriebenen Ziele aufzuspüren sei."

Der König war in jeder Beziehung so aufgetreten, daß man auf ihn das Wort anwenden konnte:

„Er ist an Jahren jung, alt an Erfahrung,
Sein Haupt zeigt Jugend, doch sein Wissen Reife,
— — — — — — — — — — — — — —
Er fliegt den Adlerflug, kühn, stets g'radaus."

Auswärtige Beziehungen. Gelegentlich der Huldigung war unerwartet ein Zwischenfall eingetreten, der Friedrich's Thatkraft herausforderte. Die im Bisthum Lüttich, unfern der Maas, gelegene Herrschaft Herstal, der altberühmte Erbsitz der Karolinger, auf welchem Karl der Große bei wichtigen Angelegenheiten seine Vasallen versammelt hatte, war durch Erbschaft an Preußen gefallen. Unter Friedrich Wilhelm hatten sich die Bewohner empört und waren vom Bischofe, der dies Besitzthum seinem Lande einzuverleiben trachtete, in Schutz genommen worden. — Friedrich forderte jetzt von der Bevölkerung die Huldigung. Diese jedoch, aufgestachelt von der Geistlichkeit, verweigerte dieselbe. Daraufhin ließ der König den Bischof in bestimmtester Weise auffordern, sich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden darüber zu erklären, welche Stellung er zu den sich widerspenstig zeigenden Bewohnern von Herstal einzunehmen gedenke. Der Bischof entgegnete, er sei als Reichsfürst nicht gewohnt, also behandelt zu werden, könne auch außerdem eine Erklärung in der bezeichneten Frist nicht abgeben. Kaum hatte Friedrich diese Antwort empfangen, so ließ er den Generalmajor von Bork mit zwölf Compagnien Grenadieren, einer Escadron Dragonern und dem nöthigen Geschütz in das Bisthum Lüttich einrücken. Der Bischof wandte sich um Schutz an den Kaiser, von dem Friedrich aufgefordert wurde, nicht in eigener Sache vorzugehen, sondern sich an den Reichstag zu wenden. Friedrich, nicht gesonnen, nach dieser „mürben Krücke des Rechts" zu greifen, gab der kaiserlichen Aufforderung nicht Folge, sondern rechtfertigte sein Verfahren in einer Gegenschrift. Diese seine entschiedene Haltung veranlaßte den Bischof endlich, Abgesandte nach Berlin zu schicken, die den König in seinem Namen baten, in gütliche Unterhandlungen zu treten. Dazu erklärte sich Friedrich bereit, und schon im nächsten Monat kam die Sache zum Abschluß. Der König trat seine Erbansprüche für 240,000 deutsche Gulden an den Bischof ab.

Bald nach seinem Regierungsantritte waren dem Könige Versicherungen der wärmsten Freundschaft von Wien aus zugekommen. Er hatte Worte Worte sein lassen, und bald darauf, gleichsam als Prüfstein, an den Wiener Hof die Frage gerichtet: ob er zur Behauptung seiner gerechten Ansprüche auf Berg und Jülich den Beistand des Kaisers zu erwarten habe? Die Antwort fiel ausweichend aus, und Friedrich hatte damals schon thatsächlich bestätigt gesehen, daß es in Wirklichkeit um die Wohlgeneigtheit des Kaiserhauses Preußen gegenüber gegenwärtig um nichts besser stehe, als zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Längst war das Kaiserhaus nicht mehr ein Förderer deutschen Lebens, sondern oft geradezu ein Hemmschuh gewesen. Sollte nicht die Zukunft der Nation, um der Selbstsucht eines Fürstenhauses willen, immer mehr in Frage gestellt sein, so mußte eine andere Führerschaft angebahnt werden. — Diese war in einem gewissen Maße schon vorhanden.

Das Hohenzollerngeschlecht hatte von der Vorsehung die Mission empfangen, die höchsten Güter des deutschen Volkes zu schirmen und zu wahren, die Errungenschaften aller Anstrengungen von der Zeit der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, gegen die seitdem vom Kaiserhause offen und versteckt fortwährend angekämpft ward.

Mit der Regierungszeit des Großen Kurfürsten beginnt jene Führerschaft. Gleichwol trugen der Große Kurfürst wie seine beiden Nachfolger dem Kaiserhause freundliche Gesinnungen entgegen. Schmälerung ihres guten Rechts war aber der Lohn. In Schmerz hatte schon der Große Kurfürst jenes prophetische Wort ausgerufen: „Ein Rächer wird aus meiner Asche erstehen!" — Friedrich I. hatte, als ihm sein schlesisches Besitzthum auf so unredliche Weise entzogen ward, geäußert: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen!" — Und mit welchem Trug war gegen Friedrich Wilhelm I., namentlich in Betreff der jülichschen Erbfolge, verfahren worden! Hatte doch auch er endlich, auf seinen Sohn zeigend, im Unmuth den Ausruf gethan: „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

Auf Friedrich war die Erbschaft jener Aussprüche seiner Vorfahren gekommen; er war gewillt, ihnen gemäß zu verfahren. Darin lag der Grund, daß er ohne Weiteres mit dem Bischofe von Lüttich gründliche Abrechnung gehalten hatte; — deswegen hielt er es für zweckmäßig, eine Truppenmacht am Rhein zusammenzuziehen, um, wenn es nicht anders gehen wolle, ohne Rücksicht auf die kaiserlichen Winkelzüge die jülichsche Angelegenheit selbständig zu ordnen.

Da ging eine große Wandlung der Dinge vor sich. Unerwartet brachte ein Eilbote die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Jetzt war für Friedrich II. der Augenblick gekommen, das schon von seinen Vorgängern Erstrebte endlich ins Werk zu setzen und dem jungen preußischen Königsstaat den Zuwachs an Macht und Ansehen zu erwerben, den er zu seiner Weiterentwicklung bedurfte, aber noch nicht besaß. Zugleich erschloß sich damit dem jungen Fürsten ein Schauplatz von Thaten, durch die er sich ewigen Heldenruhm erwerben sollte.

Der erste Schlesische Krieg.

Der Tod des Kaisers war am 20. Oktober 1740 erfolgt. Friedrich befand sich in Rheinsberg und lag eben im Fieber, als der Kurier dort eintraf. Als der Anfall vorüber war, theilte man dem König die hochwichtige Kunde mit. Er nahm sie scheinbar gelassen entgegen. Was aber in seiner Seele vorging, zeigt ein wenige Tage darauf verfaßtes Schreiben an seine Freunde, in welchem es heißt: „Ich werde nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine große Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt sich's nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird."

Der Leser erinnert sich, daß von Kaiser Karl VI., in Rücksicht darauf, daß er keine männlichen Nachkommen hatte, die sogenannte „pragmatische Sanktion" zu Stande gebracht worden war, derzufolge nach seinem Tode die österreichischen Erblande an die weibliche Nachkommenschaft übergehen sollten. Er hatte es sich nun eifrig angelegen sein lassen, diesem Hausgesetze die Anerkennung der übrigen Mächte zu erwirken, doch war ihm dies nur bei einer kleinen Zahl derselben gelungen. Damals war Friedrich Wilhelm I. die Verpflichtung eingegangen, für die Geltung der pragmatischen Sanktion mit einzustehen, wobei er jedoch als Gegenleistung die Anerkennung und Durchführung seiner Rechte auf die jülichsche Erbschaft verlangte. Letzteres war zugesagt, aber nicht erfüllt worden. Friedrich II. war demnach in Betreff der pragmatischen Sanktion frei von jeder Verpflichtung.

Als nun Karl VI. und in ihm der letzte männliche Nachkomme Rudolf's von Habsburg sein Auge geschlossen hatte, brach für die österreichische Monarchie eine verhängnißvolle Zeit an. Nach dem neuen Hausgesetz war Karl's VI. Tochter, die junge, schöne Maria Theresia, die Erbin seines Reiches. Doch wurden nun Erbansprüche von verschiedenen Seiten erhoben, und auch Friedrich wollte den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ältere Ansprüche zur Anerkennung zu bringen.

Es fanden Truppenbewegungen statt; außer einigen wenigen Freunden des Königs wußte Niemand, was das zu bedeuten habe. Die verschiedenartigsten Gerüchte durchliefen das Land und drangen über die Grenzen hinaus. Frankreich glaubte, es sei auf Jülich und Berg abgesehen, und forderte Erklärung durch seinen Gesandten. Der alte Dessauer merkte zuerst, wo das hinaus sollte, und dem König wurde hinterbracht, daß jener ein Unternehmen gegen Oesterreich für ein gefährliches Wagniß erklärt habe. Sein Mißmuth konnte anstecken. Um dies zu verhindern, versammelte Friedrich die in Berlin anwesenden Offiziere und hielt an sie folgende Ansprache: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keine anderen Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erworben auf den Schlachtfeldern von Warschau, von Fehrbellin und auf dem preußischen Zuge. (Der König meinte den berühmten Winterfeldzug des Großen Kurfürsten.) Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie sie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern, nur er steht Ihnen vor Augen, nur er ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siege nicht minder groß sein, da wir uns mit so braven Soldaten werden zu messen haben. Leben Sie wohl! Reisen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhms, der unserer wartet!"

In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember fand im Berliner Schlosse ein Maskenball statt. Während des bunten, fröhlichen Durcheinanders verließ Friedrich unbemerkt Schloß und Stadt und eilte den verhängnißvollen Geschicken des Krieges entgegen.

Am 16. Dezember überschritt der König mit 28,000 Mann die Grenze Schlesiens. „Ich bin über den Rubicon gegangen", schrieb er an demselben Tage, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generäle dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute, ein gewisses Gefühl weissagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe." — An die Schlesier erließ er ein Patent, in dem er sagte: „Da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden, so wolle er Schlesien besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme. Er hoffe auf Verständigung mit der Königin von Ungarn. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte erfreuen." Dies königliche Wort sowol als die musterhafte Mannszucht der preußischen Truppen beruhigte die Schlesier vollkommen. Wie ganz anders war doch die Haltung der Krieger Friedrich's gegen die der Mörderbanden des Dreißigjährigen Krieges, die hier in Schlesien gehaust hatten, und über deren Greuelthaten noch im Volke schauerliche Sagen umgingen!

Maria Theresia hatte zwar ihren Gemahl, den Großherzog Franz von Toscana, zum Mitregenten angenommen, behielt aber gleichwol, da ihr der Gatte weder an Geist noch an Kraft ebenbürtig war, die Zügel der Regierung des weiten Reiches fast allein in der Hand. Eben so klug, unternehmend und muthvoll, wie schön und liebenswürdig, war sie nicht gesonnen, sich ohne Schwertstreich eine werthvolle Provinz, die sie selbst gelegentlich einen der schönsten Edelsteine in der Krone des habsburgischen Hauses genannt hatte, entreißen zu lassen, und bereitete sich zu entschlossenem Widerstande vor.

Während auf beiden Seiten durch gelehrte Schriften über die Rechtsfrage gestritten ward, vollendete Friedrich ohne Schwertstreich die Besetzung Schlesiens (nur die Festungen Glogau, Neiße und Brieg leisteten Widerstand), gewann durch seine Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit Aller Herzen, ließ seine Truppen in Schlesien Winterquartiere beziehen und begab sich im Januar nach Berlin zurück.

Friedrich fand die Königin Maria Theresia seinen Vorschlägen gegenüber, die er ihr durch einen Abgesandten machen ließ, nicht so willfährig, wie er geglaubt hatte, daß sie nach seinem Auftreten und im Hinblick auf gleichzeitige Verwicklungen mit anderen Mächten es sein würde. Die Ruhe und Festigkeit, mit der die Fürstin den ihr unerwarteten Ereignissen gegenübertrat, erweckte auch in den höchsten Staatsbeamten Oesterreichs das entschiedenste Selbstvertrauen.

Maria Theresia.

Geschähe es wirklich, meinte man in Wien, daß Friedrich infolge seines verwegenen Vorgehens im Anfange Vortheile erreiche, so habe das wenig zu bedeuten: die festen Plätze würden sich halten und schließlich einige der wohlerprobten österreichischen Husarenregimenter genügen, ihn aus Schlesien wieder zu verjagen. Kurz, man lebte der Ueberzeugung, es werde auf Friedrich's Haupt der von ihm geübte Frevel vernichtend niederfallen.

Es wurden daher seine Vorschläge kurz und bündig abgewiesen.

Er hatte eine Entschädigung von zwei Millionen Thalern und die brandenburgische Kurstimme behufs Wahl des Mitregenten Maria Theresia's zum deutschen Kaiser gegen Abtretung der Fürstenthümer Glogau und Sagan angeboten. Man verlangte jedoch in Wien, daß Friedrich, bevor man mit ihm in irgend welche Unterhandlungen treten könne, vor Allem seine Truppen aus Schlesien zurückziehe. Der kaiserliche Konferenzminister von Bartenstein ließ sogar dem preußischen Gesandten, Grafen von Gotter, erklären: „es sei doch gar zu verwunderlich, daß der Sohn eines Herrn, dessen Amt es gewesen, als des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer dem hochseligen Kaiser das Waschbecken zu reichen, jetzt der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wolle." —

So blieb denn nichts übrig, als der Entscheid der Waffen.

Ehe es jedoch zum Kampfe kam, suchte jeder der beiden Gegner eine möglichst gute Stellung zu den übrigen Mächten einzunehmen.

Maria Theresia fand in dem Papste den treuesten Verbündeten. Er schleuderte einen Aufruf in die Welt, durch den er die katholischen Mächte zum Schutz gegen den „ketzerischen Markgrafen von Brandenburg" aufrief, der die Katholiken Schlesiens bedränge. Friedrich stellte diesem Aufruf eine öffentliche Erklärung entgegen, in der er die schon von ihm ausgesprochene Versicherung wiederholte: in seinem Staate werde Jedermann in seinem Glauben geschützt, mit dem Hinzufügen, es geschähe dies namentlich in Schlesien. Da dies offenkundig war, erzielte der Papst mit seinem Aufrufe gar keinen Erfolg.

Frankreich zeigte sich bereit, ein Bündniß mit Friedrich gegen Oesterreich, dessen Schwächung es wünschte, einzugehen, wenn Preußen verspreche, dem Kurfürsten von Bayern zur Kaiserkrone zu verhelfen. Friedrich mochte eine solche Verpflichtung nicht übernehmen.

Dagegen war die Haltung Rußlands, Kursachsens und Englands, namentlich der beiden letzteren Staaten, Oesterreich günstig, so daß Friedrich sich veranlaßt fand, zur Sicherung gegen einen feindlichen Einfall in sein Land eine Armee unter Führung des Fürsten Leopold von Dessau in der Nähe von Brandenburg aufzustellen.

Da es nicht zu einer Einigung, ja, durch die Schuld des Kaiserhofes, nicht einmal zu Verhandlungen gekommen war, begab sich Friedrich — Ende Februar 1741 — wieder zum Heere nach Schlesien, während von österreichischer Seite Graf Neipperg mit einer Armee aus Mähren heranrückte. Dem seinem tapferen Vater gleichgearteten Erbprinzen Leopold von Dessau gelang es in der Nacht des 8. März, die Festung Glogau — mit einem Verlust von nur neun Mann — zu nehmen, wodurch der König in die vortheilhafte Lage kam, seine ganze Macht gegen den anrückenden Feind verwenden zu können.

Die Schlacht bei Mollwitz. Am 10. April standen die beiden Heere, jedes etwa 19,000 Mann stark, in der Nähe von Brieg bei dem Dorfe Mollwitz einander gegenüber. Die Preußen waren den Oesterreichern an Geschütz, Letztere jenen an Reiterei überlegen.

Die Oesterreicher, im Hinblick darauf, daß sie die Kampfesweise auf dem Schlachtfelde, die Gegner aber dieselbe bisher nur auf dem Exerzirplatze geübt hatten, waren voll bester Zuversicht. Die österreichischen Befehlshaber hatten unterwegs überall verkündet, daß es ihnen nicht fehlen werde, in einem einzigen Anstürmen „den naseweisen Schneekönig und die Putzsoldaten" schimpflich in die Flucht zu jagen. — Und sie fanden vielfach Gläubige.

Von großem Vortheil wäre es für die Preußen gewesen, wenn sie sich mit ihrem Angriff beeilt hätten. Friedrich und seine Unterfeldherren hatten auch in Bezug auf diesen Punkt die Lehrjahre durchzumachen, und so erfolgte die Aufstellung mit der schulmäßigsten Bedächtigkeit, so daß den Oesterreichern Zeit blieb, ihre Schlachtlinie in möglichst vortheilhafter Stellung auszubreiten. — Um 1 Uhr rückten die Preußen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen, die voraufgeführten Feldstücke donnerten ihm den ersten Willkommen zu. Nun aber stürmte die österreichische Reiterei mit solchem Ungestüm auf ein Dragonerregiment ein, daß es über den Haufen geworfen ward. Auf seiner Flucht brachte es die auf dem rechten Flügel stehenden Infanterieregimenter in Verwirrung.

Bei Mollwitz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wohl gelang es dem Könige, der Anfangs von dem Getümmel fortgerissen wurde, die Fliehenden zum Stehen zu bringen und sie zum zweiten Male der feindlichen Reiterei entgegen zu führen; als letztere aber inzwischen Verstärkungen an sich gezogen hatte, sank die Wagschale zu Ungunsten der Preußen, welche wiederum zurückworfen wurden. Freund und Feind befanden sich in wildem Durcheinander. Der König selbst war stets im dichtesten Getümmel und setzte sich rücksichtslos dem feindlichen Feuer aus.

Die Schlacht schien verloren, und um größeres Unheil zu verhüten, suchten die Generäle den König zu bewegen, das Schlachtfeld zu verlassen und sich selbst nicht preiszugeben. Ungern und mit schwerem Widerstreben kam Friedrich endlich diesem Rathe nach und beeilte sich mit einem kleinen Gefolge in der Richtung auf Oppeln Sicherheit zu suchen. Dieser Ort war für den Fall einer Niederlage als Sammelpunkt für die preußischen Truppen in Aussicht genommen.

Nun versuchten die Generäle unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Schwerin das Glück der Schlacht von Neuem. Die feindliche Reiterei stürmte jetzt gegen das Fußvolk an. Es stand wie eine eiserne Mauer. Verderblich ward den Pferden der Feinde das Bajonnet der Preußen, verderblicher aber noch wurde den Reihen der österreichischen Grenadiere das Gewehrfeuer, dem sie ausgesetzt waren. Die beiden ersten Glieder der preußischen Infanterie waren geübt, auf den Knieen liegend mit größter Sicherheit zu laden und loszuschießen, die beiden folgenden Glieder schossen über sie hinweg. Diese Art und Weise des Feuerns, eingeführt von dem kriegsfahrenen alten Dessauer, brachte in kurzer Zeit eine unglaubliche Verwirrung unter dem feindlichen Fußvolke hervor, zumal die Preußen mit Hülfe des gleichfalls vom alten Dessauer herrührenden und von ihm eingeführten eisernen Ladestocks bedeutend schneller als ihre Gegner zu feuern vermochten.

Jetzt führte Kurt Christoph von Schwerin die ganze Armee zu einem entscheidenden Angriff vor. In sicherem Schritte bewegten sich die Kolonnen der Preußen vorwärts, ihre Bajonnette blitzten im Abendschein, ihr ruhiges Feuern brachte die erwartete Wirkung hervor.

Der österreichische Oberbefehlshaber Graf Neipperg, der die Seinen überall weichen sah, erkannte, daß er nur noch auf kurze Zeit die Wahl habe zwischen einer entschiedenen Niederlage oder einem eiligen Rückzuge. Er wählte das Letztere. Der Sieg war den Preußen zugefallen. Die in der Nacht bei ihren Wachtfeuern auf dem Schlachtfelde lagernden Preußen zählten 5500, die Oesterreicher 7000 Todte und Verwundete. Letztere verloren außerdem 1700 Mann an Gefangenen, weiterhin 7 Kanonen und 3 Fahnen.

Der König war unterdessen um Mitternacht nach Oppeln gekommen, das kurz vorher von österreichischen Husaren besetzt worden war. Auf sein Begehr, eingelassen zu werden, wurde mit Flintenschüssen geantwortet. Er wandte sich infolge dessen nach Löwen und erhielt dort zu seiner freudigen Ueberraschung die Kunde von dem errungenen Siege. Tiefes Bedauern erfüllte ihn, daß er der Entscheidung nicht beigewohnt habe. Er begab sich zurück auf das Schlachtfeld, rühmte die Tapferkeit des Fußvolks und ließ sich in bitterem Tadel über die Reiterei aus. Dabei schonte er sich selbst nicht. Er habe, sagte er, mit Neipperg gewetteifert, wer die meisten Fehler machen könne: er, das müsse er bekennen, habe Jenen übertroffen.

Vertrag zu Nymphenburg. Der Eindruck, den die Kunde von dem Mollwitzer Siege überall hervorbrachte, war dem Könige überaus günstig. Nur in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's hatten unter diesem Könige preußische Truppen im Felde gestanden, und jetzt schlug eine junge Armee ein an Zahl gleiches Heer, dessen Streiter aus der Schule Eugen's hervorgegangen waren! Wie oft war der preußische Exerzirplatz bespöttelt worden! Nun sah man, daß die Truppen auf ihm doch auch noch etwas Anderes gelernt hatten, als den Parademarsch. Es fanden sich nach und nach in Friedrich's Lager Gesandte aus Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Rußland, Bayern und Sachsen ein. Man erkannte, daß sich hier eine Macht aufgethan habe, die wohl zu beobachten die Staatsklugheit gebiete.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern Ansprüche auf die Kaiserkrone und auch auf einen Theil der österreichischen Erbschaft machte. Frankreich hatte ihm seine Unterstützung zugesagt, und es war zu Nymphenburg zwischen Bayern und Frankreich zu einem förmlichen Bündnisse gekommen. Diesem Bündniß schlossen sich Sachsen, Sardinien und Spanien an, und Friedrich ward nun lebhafter noch als früher von Frankreich eingeladen, demselben beizutreten.

Der junge König zögerte mit seiner Antwort; denn er hoffte, man würde nach der erlittenen Niederlage in Wien geneigter sein, auf seine gerechten Forderungen einzugehen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Man sprach in der kaiserlichen Hofburg noch in demselben hochfahrenden Tone gegen Preußen, wie früher, und als nun sogar russische Streitkräfte sich zum Beistande Oesterreichs in Livland sammelten, und dänische und hessische Regimenter sich zu dem gleichen Zweck mit hannöverschen Truppen vereinigten, da hätte ein weiteres Zögern dem Könige gefährlich werden können. So trat er denn (5. Juni 1741) dem Vertrage zu Nymphenburg bei. Friedrich that dies zuverlässig nur sehr ungern, aber es blieb ihm eben keine andere Wahl, und er machte sich auch, wie wir sehen werden, sobald es nur irgend gehen wollte, wieder von dem Bündnisse los.

Oesterreich war somit schwer bedroht. Dennoch verzagte Maria Theresia nicht, und nur auf die dringliche Mahnung Englands ließ sie es geschehen, daß der englische Gesandte in Wien in Friedrich's Lager ging, um einen Friedensversuch zu machen. Dieser bot in Oesterreichs Namen dem Könige für alle Ansprüche Preußens auf Schlesien 2 Millionen Thaler und — unter gewissen Bedingungen — auch Geldern. Die ganze Haltung des Gesandten verrieth, daß man in Wien der Meinung war, Friedrich könne sich glücklich schätzen, auf diese Art sich dem gefährlichen Handel zu entziehen. Der König, empört über einen solchen Antrag, sagte, wenn er einen so schimpflichen Vergleich eingehe, so könne er seinen braven Truppen nie wieder unter die Augen treten, wie er es auch nie würde verantworten können, seine neuen Unterthanen, namentlich die Evangelischen in Schlesien, wieder der römischen Tyrannei zu überliefern. „Wäre ich", fuhr er fort, „einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich die Gräber meiner Vorfahren sich öffnen sehen; sie würden heraufsteigen und mir zurufen: Nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Du solltest kämpfen für die Rechte, welche wir auf dich gebracht haben, und du verkaufst sie! Du befleckst die Ehre, welche wir dir als den schätzbarsten Theil unseres Erbvermächtnisses hinterlassen haben! Unwerth des Fürstenrauges, unwerth des Königsthrones, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!" Lieber wolle er sich, schloß er, unter den Trümmern seines Reiches begraben lassen, als sich zu solcher Unwürdigkeit entschließen, wozu nicht einmal die Noth des Augenblicks drängte.

Damit wurde der Gesandte entlassen.

Joachim Hans von Zieten. Der König hatte inzwischen die Zeit der Kampfesruhe vortrefflich benutzt, das Heer zu vervollständigen und sich in Schlesien noch mehr zu befestigen. Da sich die preußische Reiterei bei Mollwitz gegen die der Oesterreicher schlecht bewährt hatte, ließ er es ganz besonders seine Sorge sein, sie tüchtiger zu machen, wobei ihm sein Reiteroberst Joachim Hans von Zieten, von dem noch weiterhin Ruhmreiches zu berichten sein wird, die besten Dienste leistete.

Brieg hatte sich bereits ergeben müssen. Da der König nun vernahm, daß der Feind mit den Katholiken, namentlich mit dem hauptstädtischen Adel, im Geheimen Verbindungen angeknüpft hatte, so sah er sich zu dem Entschlusse gedrängt, um im Rücken gedeckt zu sein, der Stadt Breslau die ihr gewährte Neutralität nicht länger fortbestehen zu lassen.

Der Erbprinz Leopold von Dessau erhielt Befehl, sich Breslau's zu bemächtigen. Er rückte mit einer Heeresabtheilung heran und begehrte freien Durchzug durch die Stadt. Die Stadtsoldaten traten ins Gewehr, um die Durchziehenden von einem Thore bis zum andern zu geleiten. Da dringen plötzlich durch ein anderes Thor preußische Truppen ein,

bemächtigen sich der Wälle und sperren die Stadt. Der Stadtmajor, der dem Erbprinzen Vorstellungen macht, empfängt die Antwort, er solle seinen Degen einstecken und ruhig nach Hause reiten. — Die Anhänger Oesterreichs wagten es nicht, Widerstand zu leisten, und so machten sich die Preußen in weniger als einer Stunde zu Herren der Stadt und nöthigten die Bürgerschaft, dem Könige von Preußen den Huldigungseid zu leisten.

Es war in der That für Friedrich die höchste Zeit gewesen, sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen, denn, wie sich bald ergab, befand sich General von Neipperg bereits auf dem Marsche nach Breslau. Als er von der Besetzung der Stadt vernahm, kehrte er mit seinem Heere nach Böhmen zurück.

Bayerische, französische und sächsische Truppen waren unterdessen in Oesterreich eingerückt. So von West und Nord schwer bedroht, zeigte sich Maria Theresia nachgiebiger. England vermochte ihr thätigen Beistand nicht zu leisten, denn seine hannöverschen Truppen wurden von einem zweiten französischen Heere in Schach gehalten. Desto eifriger bemühte sich der englische Gesandte in Wien, der sich schon einmal bei Friedrich im Lager eingefunden, eine Vermittlung zwischen Maria Theresia, von deren Liebenswürdigkeit er bezaubert war, und Friedrich anzubahnen. Im Hinweis auf die obwaltenden Umstände gelang es ihm jetzt, Maria Theresia zu größeren Opfern bereitwillig zu machen, und so erschien er in Friedrich's Lager mit dem Anerbieten der Königin, ihm einen Theil von Niederschlesien abtreten zu wollen. Die Grenze war auf der Karte, die er mitgebracht hatte, durch einen Tintenstrich bezeichnet. Friedrich meinte, nicht Alles, was zu einer Zeit gut und angemessen wäre, sei auch zu einer andern gut, und lehnte das Anerbieten ab. Auch weitere Zugeständnisse, ihm Niederschlesien bis Breslau abzutreten, befriedigten den König jetzt nicht mehr, so daß der englische Gesandte wiederum sich unverrichteter Sache entfernen mußte.

Die Verlegenheiten Maria Theresia's wuchsen. In Schlesien wurden von der preußischen Armee die unter Neipperg's Befehl stehenden österreichischen Truppen festgehalten, die, wenn ein friedliches Abkommen mit Friedrich erzielt worden wäre, gegen die vorrückenden bayerischen, französischen und sächsischen Truppen hätten gebraucht werden können. Die Mahnungen des englischen Hofes an Maria Theresia, ihren Nachbar um jeden Preis zu befriedigen, brachten nun endlich doch die Wirkung hervor, daß sie dem Könige, der unterdeß auch Oppeln genommen hatte, die Abtretung von Niederschlesien bis Neiße anbieten ließ. Eine Verhandlung darüber fand am 9. Oktober zwischen Friedrich und dem österreichischen Oberbefehlshaber Graf Neipperg in Schnellendorf statt. Friedrich erklärte sich mit dem Angebotenen zufrieden, doch sollte das Abkommen erst Ende des Jahres volle Geltung erlangen, bis dahin aber vollständiges Schweigen darüber beobachtet und der kleine Krieg unterdessen zum Schein fortgeführt werden.

So recht hatte Friedrich den österreichischen Versicherungen doch nicht getraut. War auch die Haltung Maria Theresia's nach Allem, was bisher zu beobachten gewesen, durchaus ehrenhaften Charakters, so hatte sich doch in der Hofburg zu Wien durch Jahrhunderte eine Praxis in Bezug auf Behandlung politischer Fragen ausgebildet, die moralische Verpflichtungen gleich Spinnweben achtete, und von der zu befürchten stand, daß gegen sie eine lautere, aber noch wenig erfahrene Fürstin nicht würde durchdringen können.

Daher Friedrich's Vorsicht.

Huldigung in Breslau. Während nun Neipperg nach Mähren zurückging, breitete sich die preußische Heeresmacht bis Böhmen aus. Am 7. November nahm Friedrich in Breslau die Huldigung der Fürsten und Stände Niederschlesiens bis zur Neiße entgegen. In dem Fürstensaale des Rathhauses bestieg der König in seiner einfachen militärischen Uniform den Thron, während ringsum in dem Aufzuge der Versammelten viel Pracht zu schauen war. Als die Huldigung vor sich gehen sollte, fehlte das Reichsschwert, das dem Gebrauche gemäß der Marschall an der Seite des die Huldigung entgegennehmenden Fürsten zu halten hatte.

Friedrich wußte sich zu helfen. Er reichte dem Marschall seinen Degen hin, mit dem er Schlesien erobert hatte. Die Versammelten leisteten den Huldigungseid, küßten den Knopf am Degen des Königs und riefen darauf: „Es lebe der König von Preußen, unser souveräner Herzog!“ Im Festtagsgewande wogte indeß das Volk dem Marktplatze zu, auf dem ihm nach altem Gebrauch ein gebratener, mit Hasen, Gänsen und Enten gefüllter und mit kleinen Vögeln gespickter Ochse zum Besten gegeben wurde. Der König erließ nicht nur der Stadt das übliche Huldigungsgeschenk von hunderttausend Thalern, sondern schenkte auch noch eine bedeutende Summe zur Vertheilung an die Armen. Noch im November kehrte er nach Berlin zurück. Das Heer blieb in Schlesien.

Einzug Friedrich's in Breslau. Zeichnung von A. Menzel.

Wahl Kaiser Karl's VII. Die Schwierigkeiten hatten für Maria Theresia sich inzwischen nur noch gemehrt. Der Kurfürst von Bayern rückte an der Spitze seines eigenen und eines französischen Heeres, nachdem er sich der Stadt Passau durch Ueberrumpelung bemächtigt hatte, in Oesterreich vor, nahm Linz und ließ sich daselbst huldigen. Er war der Hauptstadt Oesterreichs bis auf zwölf Meilen nahe gekommen und forderte sie zur Uebergabe auf. Wäre er eines kühnen Entschlusses fähig gewesen, so hätte er sich zum Herrn von Wien machen und damit seiner Sache einen dauernden Erfolg sichern können. Zu seinem Verderben ließ er sich jedoch durch thörichte Rathschläge von dem zur Erreichung des Zieles Nothwendigen ablenken. Man machte seine Eifersucht gegen Sachsen rege, welches ein Heer nach Böhmen gesandt hatte. Schnell wandte sich Karl Albrecht nun nach Böhmen, ließ sich in Prag als König von Böhmen huldigen und ging, nachdem er nur allzu viel Zeit zur Begehung der Krönungsfeierlichkeiten vergeudet hatte, und in der Meinung, es sei nun die Hauptsache gethan, nach Frankfurt am Main, wo er (24. Januar 1742) unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurde.

Während dessen hatte Maria Theresia einen in seinen Folgen für sie höchst wichtigen Schritt gethan. In Preßburg war sie, mit ihrem Säugling Joseph, dem späteren Kaiser Joseph II., auf dem Arm, den versammelten ungarischen Magnaten als Hülfesehende entgegengetreten. Ihre Jugend, ihre Schönheit und Anmuth, Vertrauen und Standhaftigkeit,

Alles dies hatte sich vereinigt, die Versammelten zum innigsten Mitgefühl und zur höchsten Begeisterung für den Kampf um ihr Recht zu entflammen. Blut und Leben für „unser König" Maria Theresia! Dieser Ruf, zunächst von den Magnaten erhoben, ging durch das ganze Land. Dem Worte folgte die That. Bald hatten sich in Preßburg 15,000 berittene ungarische Edelleute gesammelt, und von allen Seiten strömten neue Streiter herbei. Eine Abtheilung des bayerischen Heeres, die in Oesterreich zurückgeblieben war, wurde von dem in kurzer Frist mächtig angewachsenen ungarischen Heere über die Grenze gejagt, die Ungarn verfolgten den fliehenden Feind nach Bayern, hausten, Rache übend, fürchterlich im Lande und zogen an demselben Tage als Sieger in die Hauptstadt Bayerns ein, an dem Karl in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt ward.

Friedrich war, dem mit Neipperg in Schnellendorf getroffenen Abkommen gegenüber, wie sich's jetzt zeigte, nicht ohne Grund mißtrauisch gewesen. Ende des Jahres hatte eine endgiltige Vereinbarung zu Stande kommen sollen. Von österreichischer Seite geschah nichts, die schwebende Angelegenheit zur Erledigung zu bringen; Beweis genug, daß man hoffte, das opferbereite Eintreten Ungarns für die Sache Maria Theresia's werde derselben die Kraft verleihen, die Friedrich gemachten Anerbietungen wieder fallen lassen zu können. Da nun der König auch vernahm, man habe nicht, wie verabredet worden war, jenes Abkommen geheim gehalten, sondern es geflissentlich, um ihm dadurch Verlegenheiten zu bereiten, verschiedenen Höfen mitgetheilt, so hielt auch er sich nicht mehr an dasselbe gebunden.

Der Erbprinz von Dessau hatte inzwischen Glatz erobert und die Erbhuldigung der Grafschaft Namens des Königs entgegengenommen. Friedrich beanspruchte nun ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, wogegen Maria Theresia, ermuthigt durch die von den Ungarn errungenen Erfolge, sich jetzt noch weniger als früher geneigt zeigte, Zugeständnisse zu machen.

Schlacht bei Czaslau. So sah sich denn Friedrich genöthigt, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, und er beeilte sich, alle Truppentheile, die vereinzelt in Schlesien standen, zu sich nach Böhmen, in das er eingedrungen war, heranzuziehen, während ihm ein österreichisches Heer aus Mähren entgegenrückte. Wie vor der Schlacht bei Mollwitz waren auch diesmal die Oesterreicher ihres Sieges gewiß. Bei der Stadt Czaslau und dem Dorfe Chotusitz trafen die Heere zusammen.

Friedrich verfügte über 28,000 Mann und 76 Geschütze, die Oesterreicher, diesmal vom Prinzen Karl von Lothringen geführt, waren 30,000 Mann und hatten 40 Geschütze.

In der Nacht vom 16. bis 17. Mai brachen die Oesterreicher auf, um die Preußen zu überfallen; doch wurde dies durch die Wachsamkeit der Letzteren vereitelt; der Feind fand das preußische Heer noch vor Anbruch des Tages in Schlachtordnung aufgestellt. Bei Mollwitz hatte sich die Reiterei schlecht bewährt; heut ward ihr die Ehre des ersten Angriffs. Die Kürassiere und Dragoner stürmten vor und sprengten die ihnen gegenüberstehende österreichische Reiterei aus einander. Doch das dichte Staubgewölk, das sich erhob, löste ihre Ordnung, und da zugleich auch das Fußvolk ihnen kraftvollen Widerstand entgegensetzte und Husaren ihnen in die Flanke fielen, mußten sie zurückweichen. Während dies auf dem rechten Flügel geschah, sah sich der linke Flügel der Preußen mit größter Heftigkeit angegriffen. Leider waren von einzelnen Anführern hier bei der Aufstellung ihrer Regimenter Fehler gemacht worden, was zur Folge hatte, daß es den Oesterreichern beinahe gelang, den linken Flügel zu umzingeln. Die Gefahr erkennend, machten sich einige Regimenter mit ungeheurer Anstrengung Luft und stürmten heldenmüthig in die feindlichen Reihen ein. Doch war damit das Verlorene noch nicht zurückgewonnen, ja das preußische Fußvolk begann bereits zu wanken. Die Oesterreicher bemächtigten sich des Dorfes, das den Preußen als Stützpunkt gedient hatte, zündeten es an und suchten nun die Schlachtlinie des Feindes zu durchbrechen. Jetzt aber erhoben sich die Preußen zum entschiedensten Widerstande. Es entstand ein Handgemenge, von dem lange noch mit Grauen erzählt ward. Zwei Drittheile der Reiter des Regiments Anhalt-Dessau fanden den Heldentod.

Während so das Geschick des Tages schwankte, zeigte sich zum ersten Male das angeborene Feldherrntalent des Königs im hellsten Lichte. Die von ihm befohlene Besetzung einer Anhöhe auf der Flanke der Feinde, von der dieselben plötzlich durch den Donner der Geschütze erschreckt wurden, und mehrere gelungene, gleichzeitig auf seinen Befehl ausgeführte Angriffe entrissen den Oesterreichern schnell wieder die bereits errungenen Vortheile; ja Karl von Lothringen mußte sich bald genug entschließen, sein Heer durch eiligen Rückzug vor gänzlicher Auflösung zu schützen.

Dieser wurde denn auch alsbald angetreten, und den Preußen blieb das Schlachtfeld. Der König, von seinen Generälen aufgefordert, die Verfolgung des fliehenden Feindes anzuordnen, sagte, er wolle Maria Theresia nicht so tief erniedrigen. Der tapfere Erbprinz Leopold von Dessau wurde auf dem Schlachtfelde zum General-Feldmarschall ernannt, auch belobte Friedrich sämmtliche Truppenabtheilungen wegen ihrer bewundernswürdigen Tapferkeit. Der König, hieß es in dem Tagesbefehle, habe die größte Ursache von der Welt, mit seinen braven, unüberwindlichen Truppen zufrieden zu sein. — Wie im Inlande, so erwarben sich Friedrich und daß preußische Heer durch diesen Sieg auch im Auslande einen rühmlichen Namen.

Die Preußen hatten zwar, wie oben gesagt wurde, den errungenen Sieg nicht vollkommen ausgenutzt, aber gleichwol durfte man hoffen, die neue Niederlage des österreichischen Heeres werde nun die Königin Maria Theresia geneigter machen, auf Friedrich's Forderungen einzugehen. Der König hatte nun in Betracht zu ziehen, ob es, falls sich diese Hoffnung erfülle, recht und wohlgethan sei, sich von den bisherigen Verbündeten loszusagen und einen Sonderfrieden mit Oesterreich zu schließen. Alles sprach dafür.

Friede zu Breslau. Frankreich war schon seit längerer Zeit lässig geworden in der Kriegführung, Sachsen that gar nichts; Friedrich allein hatte man die Gefahr des Kampfes überlassen. Das preußische Heer stand seit achtzehn Monaten im Felde, in der ganzen Zeit war ihm nur eine Rast von sechs Wochen vergönnt gewesen. Dazu kam, daß Versuche gemacht wurden, zwischen Oesterreich und Frankreich einen Frieden zu vermitteln. Auf wen, wenn nun der Friede zwischen diesen beiden Staaten zu Stande kam, durfte dann Friedrich noch rechnen? Etwa auf Karl von Bayern? Dieser trug zwar die Kaiserkrone, er war aber gänzlich machtlos. — Oder auf den ohnmächtigen August III. von Sachsen? Dies erwägend, erklärte sich Friedrich bereit, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, falls sie seine Forderungen annähme. Sich zu Letzterem zu verstehen, ward der Kaiserin von dem Könige Georg II. von England dringend gerathen, und so kam denn bald darauf der Friede auch wirklich zu Stande (11. Juni 1742).

Maria Theresia erklärte, sie träte für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone, Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau, des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, dagegen noch die Grafschaft Glatz an den König von Preußen ab, der seinerseits auf alle seine Ansprüche an sie, welcher Art sie auch immer sein möchten, Verzicht leistete. Von Schlesien blieben 78 Geviertmeilen österreichisch, während etwa 680 Geviertmeilen preußisch wurden. Die Zahl der Einwohner betrug auf dem preußischen Theil etwa anderthalb Millionen.

Wie ein Blitzstrahl traf die Kunde von dem erfolgten Friedensschluß den Versailler Hof. An den König Friedrich erging nun von dort aus die Bitte, für Frankreich den Frieden mit Oesterreich vermitteln zu wollen. „Eure Majestät“ — so schrieb der Kardinal Fleury an Friedrich — „werden der Schiedsrichter von Europa.“ — Friedrich's Bemühungen, jenem Wunsche nachzukommen, scheiterten an den übertriebenen Forderungen Maria Theresia's, die, nachdem sie die Preußen nicht mehr zu fürchten, dagegen die Ungarn ganz für sich gewonnen hatte, sich bereits wieder vollkommen sicher fühlte. Nicht nur forderte sie, daß das in Oesterreich stehende französische Heer die Waffen strecke, sie begehrte auch ganz Bayern für Oesterreich einzuziehen, wogegen Karl VII. nach Niederlegung der Kaiserwürde durch Elsaß und Lothringen entschädigt werden sollte.

Man sieht, an Kühnheit fehlte es der Königin um diese Zeit nicht. „Wol hatte der auf Rückforderung des Elsaß und Lothringens von Frankreich bezügliche Plan", sagt Max Jähns, „ein bestechendes Ansehen, aber nur von fern; denn einerseits entsprach er weder der wirklichen Machtstellung der habsburgischen Königin, noch war es möglich, daß die verlorenen deutschen Westmarken heimgebracht werden konnten durch jene krämerische Tauschpolitik, welche von jeher österreichische Tradition gewesen. Das stand nicht in den Sternen geschrieben, daß eine habgierige Hauspolitik die größte Aufgabe des deutschen Volkes lösen sollte. Das konnte nur der ganzen deutschen Nation gelingen, die sich vereint unter dem Banner einer uneigennützigen und wirklich deutschen Macht zusammenscharte."

Es kam also für jetzt nicht zum Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich.

Friedrich, erfreut und mit Recht stolz auf die Erfolge des kühn unternommenen und glorreich zu Ende geführten Krieges, durch welchen der Preußische Staat um eine blühende Provinz reicher geworden war, traf kraftvolle Anordnungen, die Festungen des Landes in kürzester Frist zu verstärken und im Lande eine gute Verwaltung einzuführen. Zugleich vermehrte er sein Heer um 18,000 Mann und meinte nun in der Lage zu sein, dem weiteren Verlaufe des österreichischen Erbfolgekrieges mit Ruhe entgegen sehen zu dürfen.

Sechzehn Habsburger hatten die Kaiserkrone getragen, dreizehn in ununterbrochener Reihenfolge. Oesterreich, seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß in Wien der deutsche Kaiser throne, daß dem Herrscher seines Hauses zugleich die höchste fürstliche Ehre der deutschen Nation zutheil werde, hatte nach dem Tode Karl's VI. die Zuversicht gehegt, es werde der Großherzog von Toscana, der Gemahl Maria Theresia's, zum Kaiser erwählt werden. Als dies nun nicht geschehen, sondern Karl Albrecht von Bayern zum Kaiser erwählt worden war, hatte Maria Theresia die Giltigkeit dieser Wahl angefochten, unter dem Vorwande, daß die Kurstimme von Böhmen, das zur Zeit der männlichen Vertretung ermangele, von der Wahl ausgeschlossen worden sei.

Die Lage Kaiser Karl's VII. gestaltete sich indeß immer mißlicher, und in dem Grade, als dies geschah, in demselben Grade mußte Friedrich darauf gefaßt sein, daß man von Wien aus auf Mittel sinnen werde, Schlesien zurück zu gewinnen. Maria Theresia konnte immer noch nicht den Verlust Schlesiens verschmerzen. Der englische Gesandte schrieb in solchem Sinne an seinen Hof: „Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, sobald sie einen Schlesier erblickt." — Maria Theresia betrachtete es in der That, wie man allerorten wußte, als eine Demüthigung der schwersten Art, daß ein nach ihrer Meinung tief unter ihr stehender Fürst sie zu einer so bedeutenden Gebietsabtretung gezwungen habe, zumal auch sie, gemäß den Ueberlieferungen ihres Hauses, jeglichen Zuwachs der preußischen Macht mit mißgünstigen Blicken betrachtete.

So standen, da Oesterreich auf anderer Seite nach und nach mehrfache Vortheile sich zu erringen wußte, schon für die nächste Zukunft neue Verwicklungen in Aussicht. Es gelang Oesterreich, im September 1742 Sardinien und bald darauf Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Beide Staaten gewährleisteten die pragmatische Sanktion, also das Recht der Erbfolge Maria Theresia's, und es wurde, was deutlich genug auf wenig friedliche Absichten gegen Friedrich schließen ließ, in den betreffenden Urkunden Maria Theresia als rechtliche Erbin der Länder Karl's VI. bezeichnet, ohne daß der Abtretung Schlesiens mit einem Worte gedacht worden wäre. Bald vernahm man auch, daß an den der Königin befreundeten Höfen ohne Hehl gesagt wurde, es sei Pflicht, Maria Theresia wieder in den Besitz Dessen setzen zu helfen, was sie verloren habe.

Während Friedrich den Gang der Ereignisse mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte, verbesserte er sein Heerwesen mit jedem Tage.

England war inzwischen thätiger in seiner Unterstützung Maria Theresia's gewesen, und die gemeinsamen Anstrengungen hatten dahingeführt, daß nicht nur Böhmen von den

Franzosen gesäubert und Bayern von einem Heere der Königin in Besitz genommen, sondern auch das geschwächte französische Hülfsheer aus Bayern hinausgeworfen worden war.

Um diese Zeit fiel in die Hände Friedrich's ein von dem Könige Georg an Maria Theresia gerichteter Brief, in dem es bedeutungsvoll hieß: „Was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben!" — Friedrich wußte, wohin er dies zu deuten habe. In der That schloß Maria Theresia alsbald mit England, Holland und Sardinien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, „sowie derer, welche sie besitzen sollte." Es war klar: das letzte Ziel Maria Theresia's und der mit ihr in ein Bündniß getretenen Mächte war ein kriegerisches Vorgehen gegen Preußen!

Sollte Friedrich seine erbitterte Gegnerin ungestört erstarken lassen, um dann erst der Wucht der von ihr gesammelten und von ihren Verbündeten vermehrten Kriegsmacht zu begegnen, oder sollte er den unvermeidlichen Kampf jetzt gleich beginnen, zu einer Zeit, da sich ihm Frankreich noch als Bundesgenossen gegen Oesterreich darbot? Er entschied sich für das Letztere.

Es war aber mit jener Frage zugleich die zweite verknüpft: Sollte Friedrich es ruhig mit ansehen, daß Oesterreich Bayern für sich einzog, Deutschland demnach aufhörte, über sich selbst zu bestimmen? Der König war sich der Bedeutung Preußens innerhalb Deutschlands ganz und voll bewußt. Daß dem so war, hat er nachmals deutlicher noch gezeigt, als es galt, Bayerns Selbständigkeit Joseph II. gegenüber zu schützen, und als er zur Gründung des Fürstenbundes schritt. Wir werden beides späterhin in näheren Betracht ziehen.

Der zweite Schlesische Krieg.

Nach dem Angeführten blieb dem Könige auch diesmal keine Wahl: er mußte sich noch einmal an Frankreich anschließen. So kam am 5. Juni 1744 ein Offensivbündniß zwischen ihm und Ludwig XV. zu Stande. — Das Uebereinkommen beider Fürsten ging dahin, in Gemeinschaft mit Hessen-Kassel und der Pfalz den erwählten Kaiser Karl VII. in seinem Rechte und seinen Würden zu vertheidigen und ihm sein verlorenes Land wieder zu gewinnen. „Er habe es vorgezogen", sagte Friedrich, „die Sache noch schlimmer zu machen, als sich von den Feinden unterdrücken zu lassen; er habe den Krieg gewählt auf die Gefahr, darin unterzugehen, aber mit Ehren."

Die Größe des Unternehmens in seinem ganzen Umfange erkennend, versäumte der König nichts, was den Erfolg desselben zu sichern schien. Er forderte Ludwig auf, die französischen Truppen nach Bayern vorgehen zu lassen und zugleich durch eine besondere Heeresabtheilung England in seinem hannöverschen Besitz zu bedrohen. „Nur wenn bei dem Unternehmen", sagte er, „Alles Nerv sei, sei ein günstiger Erfolg zu erwarten."

Im August 1744 ließ Friedrich dem Wiener Hofe erklären, daß er es in seiner Würde als Kurfürst des Reiches nicht mit ansehen könne, wie von Oesterreich der erwählte Kaiser mißachtet werde, daher er ihm eine Anzahl Truppen überlasse. Gleichzeitig brach er mit einem Heere von 80,000 Mann auf, drang in Böhmen ein und erreichte bereits am 1. September Prag. Er fand die Stadt besser befestigt, als er vermuthet hatte. Von den Wällen drohten anderthalbhundert Feuerschlünde, die Besatzung war zahlreich und zuverlässig, der Kommandant zu ernstlichem Widerstande entschlossen. Am 10. September wurden die Laufgräben nach den Anordnungen des Königs eröffnet, der sich überall selbst zugegen und in der heitersten Stimmung befand. Mehrere Tage schon hatte man von den Wällen namentlich nach der Gegend hin gefeuert, wo das Zelt Friedrich's stand. Da kam eines Morgens ein Trompeter aus der Stadt und fragte nach dem Zelte des Königs. Der Kommandant, fügte er hinzu, wünsche die Lage desselben zu wissen, um den Befehl ertheilen zu können, daß die Kanonen nicht auf dieses Zelt gerichtet würden. Friedrich ließ ihm sagen, sein Quartier sei im ganzen Lager — allenthalben.

Am 12. September begab sich der König, begleitet von seinen Brüdern, mehreren anderen Prinzen und einigen hohen Offizieren, nach einer Batterie. Indem Friedrich sein Fernrohr ansetzte, riß eine Kanonenkugel seinem dicht neben ihm stehenden Bruder Friedrich Wilhelm den Kopf ab und tödtete einen der ihn begleitenden Pagen.

An demselben Tage ward der stark befestigte Ziskaberg von den Preußen erobert. Die Beschießung der Stadt erfolgte nun mit solchem Nachdruck, daß der Kommandant schon nach vier Tagen die Uebergabe derselben anbot. -- Dem Anscheine nach mußte der Einmarsch der Preußen in Böhmen und die Einnahme Prags einen niederschlagenden Eindruck in Wien hervorbringen. Es war dies aber keineswegs der Fall, im Gegentheil war man mit dem Allen dort wohl zufrieden.

Der Grund lag in Folgendem: Das von dem Prinzen Karl von Lothringen geführte österreichische Hauptheer hatte, wie erwähnt, die Franzosen über den Rhein gejagt und selbst den Rhein überschritten. Nach einer so glänzenden Bewährung seiner Tüchtigkeit hegte man von ihm die Hoffnung, daß es sich fähig erweisen werde, jeden Feind niederzuwerfen. Dies Heer wurde nun zurückgerufen. Freilich mußte man sich in den Gedanken finden, daß der Rückmarsch mehrere Wochen hinnehmen und Friedrich so lange Zeit in Böhmen frei schalten werde; aber man tröstete sich darüber im Hinblick auf die großen Vortheile, die, wie zuversichtlich gehofft wurde, nicht ausbleiben könnten. Die Hoffnungen knüpften sich noch an Anderes, als an das Heer. Die klugen Herren in der Hofburg rechneten auf die feindselige Stimmung der Böhmen gegen die Preußen und — man wollte die sichersten Vorzeichen dafür haben — auf die Erhebung Schlesiens im Rücken des feindlichen Heeres.

Weiterhin kam noch der Umstand hinzu, daß es gelungen war, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen vollständig auf die Seite Oesterreichs zu ziehen, und nun rechneten die Herren einander mit der zuversichtlichsten Miene vor, wie über alle Maßen trefflich ihre Partie gegen die ihres Gegners stehe. Im Süden das österreichische Heer gegen Friedrich, links die Sachsen, rechts die Polen — dabei eine aufstandbereite Bevölkerung: — man muß gestehen, die Wiener Politiker hatten für ihre Hoffnungen, wie es schien, festen Boden unter den Füßen. Als letzter Zielpunkt ihrer Absicht trat nun natürlich die Wiedereroberung Schlesiens auf, und man war in hohem Grade erfreut darüber, daß Friedrich selbst es sei, der die Eroberung einleite, indem ja er den Breslauer Frieden gebrochen, demnach Oesterreich in Bezug auf Schlesien freie Hand geschaffen habe!

Und doch lag dem Unternehmen Friedrich's die klarste Berechnung zu Grunde. Zweierlei hatte er freilich nicht wissen können; erstens, daß die Franzosen den Prinzen Karl mit seinem Heere so ungefährdet würden ziehen lassen; er hatte im Gegentheil gemeint, die Oesterreicher würden am Rhein von den Franzosen, wenn nicht besiegt, so doch festgehalten werden; — zweitens, daß Sachsen den Oesterreichern ein Hülfsheer senden würde.

So fügte sich denn Alles für Oesterreich eben so günstig wie für Friedrich nachtheilig. Letzterer sah sich plötzlich der vereinten feindlichen Macht allein gegenüber und — was das Schlimmste war — ihm begann es gerade jetzt an Geldmitteln zur Fortführung des Krieges zu fehlen.

Das österreichische Heer war unterdessen in Böhmen angekommen, wo 20,000 Sachsen zu ihm stießen, und nun gelang es den Oesterreichern, durch geschickte Märsche das preußische Heer aus Böhmen hinauszudrängen. — So endete der Feldzug des Jahres 1744 in einer Weise, die Oesterreich zu den kühnsten Erwartungen berechtigte. Die Truppen der beiden Heere bezogen Winterquartiere, Friedrich ging nach Berlin. Auf beiden Seiten hoffte man, im kommenden Frühjahr den Krieg mit Erfolg weiter zu führen.

Für Friedrich umwölkte sich mittlerweile der Himmel mehr noch. Zu Anfang des Jahres 1745 schlossen Oesterreich, England, Holland und Sachsen ein neues Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung.

Der Feldzug von 1745. Am 20. Januar starb Kaiser Karl VII., der an der Krone schwer zu tragen gehabt hatte. Zwischen seinem Sohn und Maria Theresia kam ein Vergleich zu Stande, demzufolge Ersterer Bayern zurückerhielt, dagegen den Erbansprüchen auf Oesterreich entsagte und die Wahl des Gemahls der Königin zum Kaiser zu unterstützen versprach. — Darin lag wieder ein großer Nachtheil für Friedrich, der den Krieg im Namen des Kaisers begonnen und auf einige Hülfe der bayerischen Truppen hatte rechnen dürfen. Endlich kam noch hinzu, daß sich der König von Frankreich aus dieser ihm unbequem werdenden Betheiligung an dem Kriege je eher, je lieber zurückzuziehen wünschte.

Demnach galt es für Friedrich, alle seine Kräfte anzuspannen.

Einmarsch Friedrich's in Böhmen. Nach Hütten.

Das erste und dringendste Erforderniß war die Beschaffung der zum Kriege nöthigen Geldmittel. Der von seinem Vorgänger in baarem Gelde hinterlassene Staatsschatz war erschöpft; aber Friedrich Wilhelm I. hatte einen Theil seiner Schätze in Silbergeräthen z. B. Kronleuchter, Tischplatten u. s. w., angelegt. Diese Geräthe ließ Friedrich — um das Volk nicht muthlos und die Feinde nicht triumphiren zu machen, zur Nachtzeit — aus dem Schlosse wegführen. Sie wurden nach der Münze gebracht und dort in Geld umgeprägt.

Am 15. März 1745 begab sich der König wieder zur Armee.

Ueber die Stimmung und die Sinnesweise Friedrich's um jene Zeit geben uns einige Stellen aus Briefen, die er nach Berlin schrieb, Aufschluß: „Ich arbeite Tag und Nacht", schreibt er am 17. April, „um unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun, und es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren,

oder wir werden uns durch Wunder der Kühnheit übertreffen, und die Feinde durch Ueberlegenheit zwingen, daß sie unsere Freundschaft suchen." In anderen Schreiben heißt es: „Ich habe keine Wahl mehr, ich will meine Macht behaupten, oder sie mag zu Grunde gehen, und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns Alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen andern Rath geben zu wollen." — „Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben, als wir je gestanden." — „Man muß dem Unglücke, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Friedrich beschloß, diesmal nicht in Böhmen einzudringen, sondern den Feind in Schlesien zu erwarten. Bald schwärmten ungarische Reiterabtheilungen über die Grenze, und es begann der kleine Krieg, der eine vortreffliche Schule für die junge preußische Reiterei war. Gewandtheit, persönlicher Muth trat auf beiden Seiten vielfach zu Tage, und selbst weniger hervortretende Heldenthaten, im Lager erzählt, schürten den Muth.

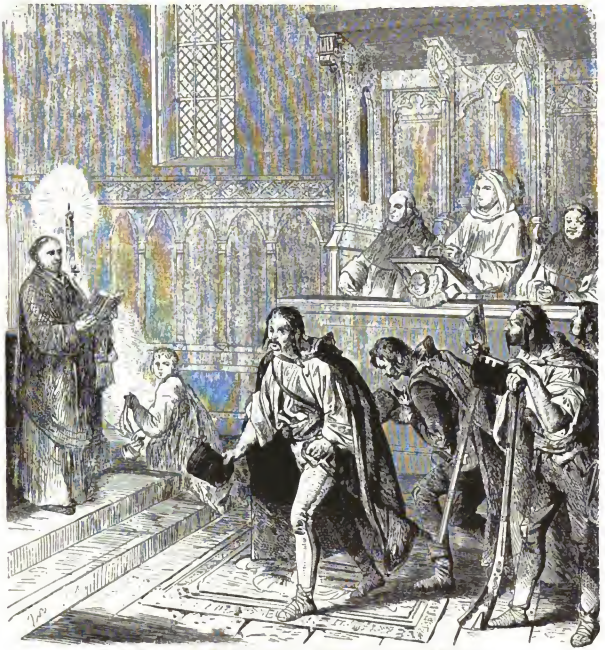
Friedrich in Camenz. Der König zog sein Heer von den Gebirgen, welche die Grafschaft Glatz von Schlesien trennen, zusammen und beschloß, sein Hauptquartier in dem nahen Cisterzienserkloster Camenz zu nehmen. Kaum war er in Begleitung einer kleinen Zahl von Leuten in dem Kloster angekommen, so erhob sich Lärm vor den Thoren. Eine Abtheilung umherstreifender Kroaten hatte von der Absicht des Königs gehört und hoffte, ihn aufheben zu können. Plötzlich erschallt — zu ungewöhnlicher Stunde — die Meßglocke des Klosters. Die Mönche, gehorsam dem Rufe, begeben sich in das Chor. An der Seite des Altes erscheint — der Kleidung nach — ein fremder Würdenträger der Kirche und nimmt in einem Chorstuhle Platz. (vergl. S. 217). Es ist der König. Die Kroaten, die bereits das ganze Kloster durchsucht und nur einen preußischen Offizier gefunden haben, dringen jetzt in die Kirche ein. Jedoch wagen sie es nicht, den Gottesdienst zu stören, sondern ziehen sich nach kurzer Zeit wieder zurück und verlassen das Kloster. Der König ist gerettet.

Wer den Rettungsplan ersann, ob der König, ob der Abt, ist nicht festzustellen. Jedenfalls aber hatte es der Abt in der Hand, den König den Feinden zu überliefern, selbst ohne den Schein der Verrathes auf sich zu laden. Friedrich war ihm im höchsten Grade dankbar und machte ihm noch später zu wiederholten Malen kostbare Geschenke.

Von diesem Kloster aus traf der König weitere Anordnungen für die Entscheidung; er schrieb von dort: „Ich habe unendlich gelitten, manchen Sieg über mich gewinnen müssen, aber ich vermag es jetzt, mit kaltem Blute an den zutreffenden Anordnungen zu arbeiten."

Da der Feind an Zahl stärker war als die Preußen, so beschloß Friedrich, die unter dem Markgrafen Karl in Oberschlesien stehende Heeresabtheilung an sich zu ziehen. Die Ausführung dieses Planes schien aber fast unmöglich zu sein, da die Gegend zwischen dem Hauptheere und jener Abtheilung von ungarischen Scharen überschwemmt, jegliche Verbindung demnach abgeschnitten war. Ein Versuch mußte jedoch gemacht werden, und so erhielt Zieten den Befehl, sich mit seinem Regiment zur Heeresabtheilung des Markgrafen durchzuschlagen, um vereint mit derselben zum Hauptheere zurückzukehren. Der Auftrag erschien so schwierig, daß jeder einzelne Soldat von dem Zweck der Sendung in Kenntniß gesetzt wurde, damit, falls auch nur einige Wenige sich durchzuschlagen vermöchten, der Markgraf Karl doch wenigstens den Willen des Königs erfahre und dem entsprechend seine Maßregeln treffen könnte. — Frischer, fröhlicher Heldenmuth verschmäht auch die List nicht, wo sich Gelegenheit bietet. Für das Husarenregiment waren gerade neue Pelze angekommen, die denen eines der österreichischen Regimenter glichen. Diesen Umstand machte sich Zieten, der Husarenführer, zu Nutze. Als er mit seinem Regimente ein Stück Weges zurückgelegt hatte, holte er einen Trupp österreichischer Reiter ein. Man warf spähende Blicke zurück.

Da aber von preußischer Seite nicht das Geringste geschah, was einer feindlichen Bewegung glich, so ließen die Oesterreicher sich durch die Kleidung täuschen, setzten ihren Weg fort, und die Preußen schlossen sich ihnen an. So ritten die Zieten'schen Husaren mitten durch die Heerhaufen der Feinde. Nahe am Ziel erst wurden sie erkannt. Sie schlugen sich durch und machten sogar noch einige österreichische Offiziere zu Gefangenen.



Friedrich in der Kirche zu Camenz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dem ihm ertheilten Befehle gemäß brach nun Markgraf Karl, verstärkt durch das Zieten'sche Husarenregiment, sofort auf. Der Feind, über den Zweck der ganzen Bewegung jetzt klar geworden, hatte nichts Geringeres im Sinne, als die ganze Heeresabtheilung gefangen zu nehmen oder zu vernichten. In einer für den Angriff günstigen Gegend wurden die waldbedeckten Höhen, zwischen denen hindurch die Preußen ihren Weg nehmen mußten, mit Mannschaften und Geschütz besetzt. Plötzlich donnern die Kanonen auf die Dahinziehenden, und gleichzeitig erfolgt auf die Nachhut ein heftiger Angriff mit blanker Waffe. Die Preußen machen Halt, wenden sich, werfen, trotz des Feuerns der Geschütze, Fußvolk und Reiterei des Feindes, nehmen ihm einige Kanonen und ziehen dann stolz ihres Weges, ohne daß ein neuer Angriff auf sie gewagt wird. So erreichte Karl das

Hauptheer, wo ihm und seinen Truppen das höchste Lob des Königs zutheil ward. Dieser verwegene Zug Zieten's, der die preußischen Husaren und vor Allem das Regiment der Zieten-Husaren in den Ruf brachte, daß ihrer Kühnheit und Verschlagenheit selbst das unmöglich Scheinende möglich sei, und der rühmliche Kampf des unter Karl's Befehlen stehenden Heeres brachten frischen Muth in die ihrer gefährlichen Lage sich wohl bewußte preußische Armee, und selbst die Gegner konnten derselben ihre Anerkennung nicht versagen. — Indeß wurde auch der Siegesmuth der Oesterreicher belebt. Sie hatten Kosel erobert und rechneten darauf, sich nach dem unvermeidlichen Schlage, den, wie sie hofften, die Preußen durch sie erleiden würden, in Breslau für alle Entbehrungen entschädigen zu können.

Schlacht von Striegau oder Hohenfriedberg. Friedrich nahm mit seiner Armee zwischen Schweidnitz und Striegau Stellung. Um den heranziehenden Feind sicherer zu machen, ließ er die Nachricht aussprengen, er ziehe sich nach Breslau zurück. Indem nun die Oesterreicher und Sachsen in die Ebene niederstiegen, traf Friedrich seine Veranstaltungen, am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern. In der Frühe des 4. Juli rückten die Preußen vor. Plötzlich wurden die Sachsen, die den feindlichen rechten Flügel bildeten, mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie in Verwirrung geriethen und zurückwichen. Bald entwickelte sich der Kampf auf der ganzen Linie. Der Widerstand war hartnäckig, der Angriff jedoch unwiderstehlich. Das Donnern der Geschütze, das Knattern des Kleingewehrfeuers machte die Berge erschüttern, in der stillen Luft legte sich der Pulverdampf wie eine dichte Wolke über das Schlachtfeld, das bald mit Todten und Verwundeten dicht besäet war. Nun nahm der Prinz Karl von Lothringen die Hauptmacht der Oesterreicher zusammen und führte sie gegen die linke Flanke der Preußen. Es erhob sich ein mörderischer Kampf.

Glänzenden Ruhm erwarb sich in demselben das Dragonerregiment „Bayreuth" (jetzt Kürassierregiment „Königin"). Neunzehn feindliche Bataillone wurden von ihm in einem einzigen Ansturm geworfen und zusammengehauen, wobei es 2500 Gefangene machte und 67 Fahnen erbeutete. Auch die vom Regiment noch heute geführten zwei silbernen Kesselpauken wurden bei dieser Gelegenheit den Oesterreichern abgenommen. Der Feind begann auf der ganzen Linie zu weichen; der Sieg der Preußen war vollständig. Es hatten in dieser Schlacht, die von Hohenfriedberg oder Striegau genannt wird, 60,000 Preußen ein Heer von 76,000 Oesterreichern geschlagen.

Dem Dragonerregiment Bayreuth ertheilte der König einen auf Pergament geschriebenen Gnadenbrief und gewährte ihm besondere Auszeichnungen. Dieselben waren: 1) es erhielt, „um das Andenken dieser glorienen Action noch ansehnlicher zu machen, die Befugniß, die eroberten Trophees an Fahnen und Kanons in ihrem Regiments-Siegel zu führen"; 2) es wurde ihm „vor allen anderen Dragoner-Regimentern der Armee jetzo und zu ewigen Zeiten der erhabene Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen, beigelegt, jederzeit im Zug und Marsch den Grenadier-Marsch, mit ihren Pauken aber den Marsch der Kürassier-Reiter zu schlagen." — „Das Regiment", sagt Leo von Lützow (der Verfasser des vollständigsten Berichts über die Schlacht von Hohenfriedberg), „blies späterhin vorzugsweise und allein einen Marsch, von dem die Sage geht, daß er von Friedrich für dasselbe komponirt worden sei; er ist unter dem Namen des Hohenfriedberger Marsches bekannt." In seiner „Histoire de mon temps" sagt Friedrich über dieses glänzende Gefecht: „Eine That so seltener und so ruhmwürdiger Art verdient mit goldenen Buchstaben in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte verzeichnet zu werden." — Die Freude der Evangelischen in Schlesien über diesen Sieg war unbeschreiblich; viele evangelische Einwohner in den dem Schlachtfelde nahe liegenden Dörfern hatten während des Donners der Kanonen auf ihren Knieen gelegen und Gott angerufen, die Waffen des heldenmüthigen Glaubensschützers Friedrich zu segnen. An Minister Podewils schrieb der König: „Unsere Kavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben vortrefflich geschlagen; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten."

Später äußerte er, die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere.

Schlacht bei Soor. Karl von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück und sammelte neue Kräfte. Friedrich rückte ihm nach, ging jedoch, durch die Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges belehrt, nicht tief in Böhmen hinein. Kosel ward zurückerobert und Oberschlesien von den Feinden gesäubert. Eine letzte Entscheidung blieb dem Glücke und Muthe vorbehalten.

Das Dragonerregiment Bayreuth bei Hohenfriedberg. Nach Camphausen.

Franz I., deutscher Kaiser. Indeß hatte sich in England die Stimmung entschieden zu Gunsten Friedrich's geändert. Der König erklärte seine Bereitwilligkeit, durch seinen Gesandten in Wien für das Recht Friedrich's thätig sein zu wollen. Von solcher Einmischung wollte indeß Maria Theresia nichts hören. In Wien hatte der alte kaiserliche Stolz dadurch neue Nahrung empfangen, daß es gelungen war, die Wahl des Gemahls der Königin, trotz des Widerspruchs Preußens und der Pfalz, als Franz I. zum deutschen Kaiser durchzusetzen. In den Augen der muthigen Fürstin war Friedrich ein rebellischer Unterthan, der mit dem Schwerte niedergeschlagen werden müsse, und sie that den Ausspruch, daß sie lieber das Hemd vom Leibe als Schlesien missen wolle. Ihre feste Haltung bewog den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, auf ihrer Seite zu bleiben. Wie sein Vater, strebte auch August III. die Krone Polens in seinem kurfürstlichen Hause erblich zu machen, und er lebte der Hoffnung, bei der, wie er glaubte, schließlich unausbleiblichen Besiegung Friedrich's den Theil des preußischen Gebietes zu erhalten, der zur Verbindung Sachsens mit Polen nöthig schien.

Mangel an Lebensmitteln zwang den König endlich, sich zurückzuziehen. Der Umstand, daß er zur Sicherung des Rückzuges eine Zahl von Plätzen stark besetzen mußte, bewirkte, daß er nur gegen 20,000 Mann bei sich hatte. Ihm folgte der um die Hälfte stärkere Feind. Als Friedrich sich eben gegen Trautenau wandte, wurde ihm von den Oesterreichern eine Schlacht angeboten. Unter dem tödlichen Hagel der feindlichen Granaten sah man den König einherreiten und festen Auges die Anordnungen zum Kampfe treffen. Seinem Pferde ward der Kopf durch eine Kugel zerschmettert, die ihn getroffen haben würde, wenn nicht gerade in dem verhängnißvollen Augenblicke das Pferd sich scheu aufgebäumt hätte.

Jetzt gab Friedrich das Zeichen zum Angriff. Einem brausenden Sturme gleich warf sich die preußische Reiterei auf den Feind und durchbrach dessen erstes Treffen, so daß zugleich das zweite und dritte Treffen in Verwirrung geriethen. Zwölf preußische Schwadronen hatten fünfzig österreichische überwältigt. Wegen der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit war es der feindlichen Reiterei unmöglich, sich wieder zu ordnen. In derselben Zeit war von dem rechten Flügel der Preußen jene Batterie gestürmt worden, deren Kugeln eine so mörderische Wirkung in den Reihen der Preußen hervorgebracht hatten. Ueberall wurden, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr, die Feinde zurückgeworfen. Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der hier zum ersten Male Proben seines Muthes ablegte, gelang es, an der Spitze der Garde eine im Mittelpunkte des Treffens liegende, von den Feinden besetzte und mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigte Anhöhe zu nehmen. Damit war der letzte Widerstand überwunden. Das aufgelöste österreichische Heer suchte sich durch die Flucht in die nahen Waldungen zu retten. — Die Preußen setzten die Verfolgung bis nach dem Dorfe Soor fort, nach welchem die Schlacht benannt ward (30. September 1745).

Empfindlich für die Preußen war der Verlust eines großen Theils des Feldgepäckes, das einer feindlichen Heeresabtheilung in die Hände gefallen war. Es fehlte an Nahrung. Am Abend war für den König kein Brot vorhanden. Ein ausgesandter Offizier trifft einen Soldaten, der sich im Besitze eines Brotes befindet. Vergebens bietet ihm der Offizier für dasselbe einen Dukaten, auch noch mehr. Als der Soldat jedoch vernimmt, daß es dem Könige an Nahrung mangle, theilt er das Brot und giebt dem Offizier die Hälfte. Doch folgt er dem Offizier von fern, um sich davon zu überzeugen, ob derselbe die Gabe auch in des Königs Zelt trägt.

Mit Bleistift, da ihm das Feldgeräth fehlte, schrieb Friedrich an den Minister Podewils: „Wir haben den Prinzen Karl völlig geschlagen; die Schlacht war fürchterlich, aber sehr glorreich. Ich war nahe daran, überfallen zu werden, aber, Gott sei gedankt, es steht Alles gut. Viele Gefangene, mit einem Worte eine große Schlacht: Ich habe nicht Zeit, Euch mehr zu sagen. Alle meine Bagage hat der Teufel geholt. Eichel (der erste und einflußreichste Kabinetssekretär Friedrich's des Großen) ist gefangen.“

Mit der Bagage hatte der König auch seine Bücher und eines seiner Windspiele, das den Namen „Biche“ führte, verloren. Die Feinde mochten erfahren haben, daß das anmuthige Thier dem Könige besonders lieb sei, denn sie sandten es nach einigen Tagen zurück. Der König saß an seinem Schreibtische, als die Diener den Hund heimlich zu ihm hineinließen. Unvermerkt nähert sich das Windspiel dem Könige, springt dann mit einem leichten Satz auf den Tisch und legt, unter den lebhaftesten Aeußerungen der Freude, seine Vorderbeine um den Hals des Königs. Diesem traten die Thränen in die Augen. Die verlorenen Bücher kamen nicht zurück. Doch hatte Friedrich dafür gesorgt, daß ihm andere aus Berlin nachgesandt wurden; um auch weiterhin der Wissenschaft und der Kunst leben zu können.

Trotz des zweifachen Mißerfolges war der kühne Muth der Kaiserin noch nicht gebeugt; im Gegentheil wurden von ihrer Seite neue Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen eingeleitet, die zu dem Ergebniß führten, daß man beschloß, den König im Herzen seines Landes, in Brandenburg, anzugreifen. Die Vereinigung der österreichischen und sächsischen Truppen sollte in Sachsen stattfinden.

Schlacht bei Kesselsdorf.

Friedrich war nach Berlin zurückgekehrt, um sich von den großartigen Anstrengungen des Feldzuges zu erholen, als ihm durch einen schwedischen Staatsmann von den gefahrvollen Plänen seiner Feinde Kenntniß gegeben ward. Sogleich begab er sich wieder nach Schlesien zu seinem Heere. Der Prinz Karl von Lothringen war bereits im Anmarsch, um sich mit einem andern österreichischen Heere unter Grünne in der Lausitz zu vereinigen. Eine solche Vereinigung beabsichtigte nun Friedrich so schnell als nur möglich zu verhindern. Selten ist wol ein Feind in so kurzer Zeit aus einem Lande verjagt worden, wie die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl.

Kaum hatte dieser am Abend irgendwo sein Lager aufgeschlagen, so vernahm er das Anrücken der Preußen und sah sich genöthigt, seinen Rückzug fortzusetzen. Und so ging es ohne Unterbrechung fort bis zur böhmischen Grenze, wo die Preußen den ersten Rasttag hielten. „Ich hoffe", schrieb der König, „ihr werdet mit mir zufrieden sein; ich habe mein Vaterland vor dem entsetzlichen Unglück, von dem es bedroht war, sicher gestellt, und diese ganze Unternehmung hat mir nicht mehr als 30 Todte und 60 Verwundete gekostet. Gott sei gelobt! Unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen können; vor Gott und meinem Lande habe ich mir keinen Vorwurf zu machen."

Friedrich bot nun dem Kurfürsten von Sachsen den Frieden an, obgleich dieser an den, Preußen feindlichen Plänen sich betheiligt hatte. Der schwache, von seinem Minister Grafen Brühl vollkommen beherrschte König August stellte indeß unannehmbare Bedingungen. — So blieb denn dem Könige nichts übrig, als den Krieg in Sachsen hineinzutragen. Während Friedrich seinen Marsch über Görlitz nach Bautzen fortsetzte, rückte Fürst Leopold von Dessau auf dem anderen Ufer der Elbe gegen Dresden vor.

Dort hatte die vereinte, 35,000 Mann starke sächsisch-österreichische Armee eine feste Stellung bei Kesselsdorf genommen. — Leopold's Anmarsch war dem Könige zu langsam vorwärts gegangen, und er hatte dem ergrauten Feldherrn, da derselbe, trotz mehrfacher Mahnungen, seinen Marsch nicht beschleunigte, zuletzt harte Vorwürfe gemacht, worauf das alte Heldenfeuer in demselben in hellen Flammen aufloderte.

Beide preußische Heere befanden sich bereits dem zum Schlachtfelde erkorenen Orte nahe. Da empfing Friedrich die Nachricht, daß der Kurfürst sowol wie Maria Theresia jetzt geneigt seien, Frieden zu schließen. Kaum aber hatte er den Brief gelesen, so vernahm er aus der Ferne dumpfen Kanonendonner, und weithin röthete ein Feuerschein den Himmel. Der Dessauer hatte das sächsisch-österreichische Heer bei Kesselsdorf angegriffen.

Es war am 15. Dezember, Nachmittags, als der Fürst Leopold des Feindes in den Verschanzungen bei Kesselsdorf ansichtig wurde. Sogleich beschloß er, dem Gegner auf den Leib zu rücken. Er hatte mit seinem Leben, wenn es Preußens Ruhme galt, nie gegeizt. Nun waren ihm jüngst wegen seines Zauderns von seinem Könige Vorwürfe gemacht worden. So wünschte er denn nichts mehr, als daß der heutige Tag seine fünfzigjährige Kriegerlaufbahn mit einem rühmlichen Erfolge krönen, oder daß ihn der Tod ereilen möge. Er traf die Anordnungen zur Schlacht, ritt dann vor die Front, erhob seine Hände und betete inbrünstig: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern bleibe neutral und sieh' zu, wie's kommt!" Hierauf gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Die Grenadiere rückten mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, vor, jedoch von einem mörderischen Feuer empfangen, mußten sie nach rechts ausweichen. Nachdem sie sich wieder geordnet und verstärkt hatten, gingen sie dem Feinde aufs Neue entgegen; aber auch diesmal wurden sie geworfen. In dem befestigten Kesselsdorf standen allein neun Bataillone österreichischer und sächsischer Grenadiere. Da dieselben den Sieg schon in Händen zu haben wähnten, drangen sie vor, und es entstand ein furchtbares Handgemenge. Mitten in demselben sah man den alten Fürsten. Er bemerkte, wie die Ordnung der feindlichen Bataillone bei deren eifrigem Vordringen sich löste und befahl seinen Dragonern auf den Feind einzuhauen, der denn auch von denselben geworfen ward. Nun stürmte das Fußvolk nach und nahm das Dorf — den wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes. Die Batterien, welche dasselbe vertheidigten, wurden erobert, das Dorf gerieth in Brand. Die sächsische Reiterei gerieth in Gefangenschaft der preußischen oder ward in die Flucht gesprengt.

An mehreren Orten ward aufs Tapferste gestritten. Moritz von Anhalt, Leopold's jüngster Sohn, dem Vater an Muth gleich, griff den Feind von einer Seite an, wo er sich durch natürliche Schutzwehr vollkommen sicher gewähnt hatte. Moritz war der Erste, der in das morastige Wasser des Tzschonengrundes sprang, das durchwatet werden mußte, um

an den Feind zu kommen. Doch nun galt es noch, eine durch Schnee und Eis schlüpfrig gewordene Anhöhe zu erklimmen. Das unmöglich Scheinende ward erreicht: die Sachsen sahen den Feind plötzlich auch von dieser Seite vordringen. Nun wurde der Versuch gemacht, die Preußen wieder den Berg hinabzuwerfen. Vergebens! Die Reiterei wie das Fußvolk ward aus einander gesprengt. Nach drei Stunden war der Sieg der Preußen entschieden.

Nur der für ihre Stellung vortheilhaften Bodenbeschaffenheit hatten die Sachsen es zu danken, daß ihr Heer nicht vollständig vernichtet wurde. Ueber 5000 Todte und Verwundete von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld, 6000 Gefangene und 48 Kanonen fielen in die Hände der Preußen. — Zwei Tage darauf traf Friedrich auf dem Schlachtfelde ein. Von seinen Generälen umgeben, ritt er dem Sieger von Kesselsdorf entgegen, stieg vom Pferde und umarmte ihn entblößten Hauptes.

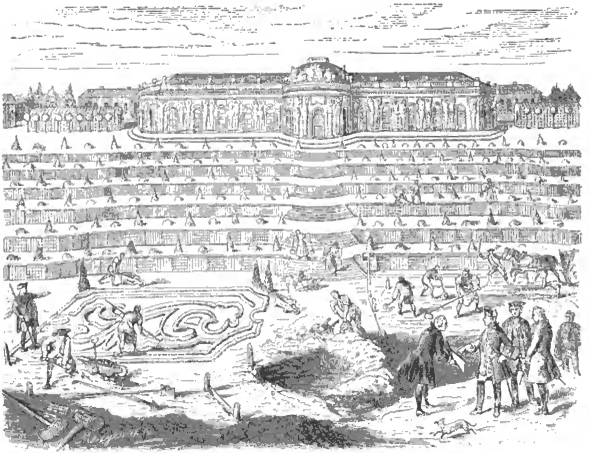
Am nächsten Tage schrieb der König aus Dresden, das er in Besitz genommen hatte: „Ich sitze oft und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen, morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den andern Tag die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Kapitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee aus einander jagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten! — Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!"

Friede zu Dresden. Jetzt war der Widerstand, den Maria Theresia so lange den Ansprüchen des Königs entgegengesetzt hatte, besiegt. Es erschien ein österreichischer Gesandter in Dresden, und am 25. Dezember (1745) wurde auf Grund des Breslauer Friedens der Friede zu Dresden geschlossen. — Sachsen hatte seine Feindseligkeiten gegen Preußen mit Zahlung von einer Million Reichsthalern zu büßen.

Am 28. Dezember hielt Friedrich seinen Einzug in Berlin. Des Volkes Begeisterung war unbeschreiblich, man hörte zum ersten Male den Zuruf: „Es lebe Friedrich der Große!" Der König war tief bewegt. „Ich sehe", sagte er, „daß meine Bürger mich lieben; so haben sie bei meiner Thronbesteigung sich nicht gezeigt." Am Abend war die Stadt erleuchtet, das Volk durchzog jubelnd die Straßen. Der König hatte sich gleich bei seiner Ankunft nach allen Denen erkundigt, die seinem Herzen theuer waren, und sie auch zum Theil bereits gesehen. Ueber Duhan, seinen unvergeßlichen Jugendlehrer, war ihm gesagt worden, daß derselbe auf den Tod erkrankt sei. Wieder sah man den König durch die Straßen fahren. Er hielt vor einem Hause in der Mauerstraße, in dem ein alter Lehrer wohnte, stieg die dunklen Treppen hinauf und trat an das Bett des Schwerkranken. „Mein lieber Duhan", sagte er, „wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu finden! Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Leiden thun! Sie sollten sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden bringen würde." Verklärten Angesichts antwortete der Sterbende mit schwacher Stimme: „Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben, ist der süßeste Trost, der mir zutheil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden!" Darauf wollte er die Hand des Königs an seine Lippen führen, doch dies ließ Friedrich nicht geschehen. — Am nächsten Morgen starb Duhan.

Während des zweiten Schlesischen Krieges fiel auch Ostfriesland dem Preußischen Staate nach mehr als fünfzigjähriger Anwartschaft zu.

Hier sei noch hingefügt, daß der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich erst zwei Jahre später mit dem Frieden zu Aachen endete, in welchem ebenfalls Friedrich's Recht auf Schlesien anerkannt ward.



Friedensjahre
bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges.

Leben in Sanssouci

Wie machtvoll hatte der König in den ersten fünf Jahren seiner Regierung im Innern und nach außen zu wirken verstanden! Ein ehrenvoller Friede war errungen, für langjährigen Undank und so mancherlei Ränke Oesterreichs gegen den Preußischen Staat in glänzender Weise Sühne genommen worden. „Er sei von der Leidenschaft des Ehrgeizes geheilt", sagte der König, „und gedenke die Tage, die ihm der Himmel noch schenken wolle, in Ruhe zu verleben und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stehe."

Sanssouci. Das von Havelseen und von grünschimmernden Hügeln umgebene Potsdam, für das bereits mehrere seiner Ahnen eine so große Vorliebe gehegt hatten, fesselte auch ihn außerordentlich, und schon vor dem Beginn des zweiten Schlesischen Krieges hatte er darau gedacht, sich dort ein Lustschloß zu erbauen. Der erste auf den Beginn des Baues lautende Befehl ist von demselben Tage datirt, an dem zu Anfang des zweiten Schlesischen Krieges das Heer in Böhmen einrückte. Als Ort zu dem Bau wählte der König den Weinberg bei Potsdam, und bereits im Jahre 1747 prangte auf der Höhe desselben ein Gebäude, das Anfangs das Lustschloß im königlichen Weinberge genannt ward. Der von dem Könige entworfene Bauplan wird jetzt noch in Sanssouci aufbewahrt. Der Abhang des Berges wurde zu sechs Terrassen umgestaltet, auf deren Flächen der König kleine Treibhäuser bauen und zierliche Blumenbeete anlegen ließ. Hier wollte er seinem königlichen Berufe leben, hier einst nach vollbrachter Arbeit ruhen. Neben dem Schlosse

hatte er eine Gruft bauen lassen, deren Zweck Anfangs Niemand kannte. Den Platz, der eine so ernste Bestimmung hatte, deckte eine auf breitem marmornen Unterbau ruhende Bildsäule der Flora. Am Fenster seines Arbeitszimmers stehend, sagte er, auf dieselbe hinweisend, einst zu einem Freunde: „Quand je serai là, je serai sans souci!" (Wenn ich erst dort bin, werde ich ohne Sorge sein.) Bald darauf nannte er das Lustschloß „Sanssouci", und das Gebäude trug seitdem diesen Namen in goldener Inschrift. Hofrath Schneider will zwischen den Worten Sans und souci ein Komma entdeckt haben, so daß nach ihm die Inschrift des Gebäudes folgende ist: Sans, souci. Da die Buchstaben und das Kommazeichen gegossen seien, so wisse man sich, meint er, das Komma nicht zu erklären. Ein geistreicher Mann hat gemeint: Da auf der Seite, auf der souci steht, der König gewohnt, auf der des Sans seine Lieblinge, so habe jenes Komma mit lapidarischer Kürze die schwermüthige Wahrheit des sorgenvollen Lebens des Königs, welche er so ernst und tief empfand, aussprechen sollen. Habe es doch der König überhaupt geliebt, Räthselhaftes am Eingang dieses seines geliebten Aufenthalts zusammenzustellen. So die Obelisken mit seltsamen Hieroglyphenzeichen, dann die am Eingange lagernden verschleierten Sphinxe, ebenso die wunderbare Grotte, deren Halbdunkel er so geliebt habe. Die einfachste und natürlichste Erklärung jenes angeblichen Komma dürfte die sein, daß das Zeichen überhaupt gar kein Komma ist, sondern ein Bindestrich, der die beiden getrennten Wörter Sans und souci zu einem Ganzen, Sans-souci, zusammenzieht.

Wer sich im Geiste nach Sanssouci versetzt, gedenkt unwillkürlich des vielbesprochenen Windmüllers, jenes verdrießlichen Nachbars Friedrich's II., der sich weigerte, Letzerem sein Besitzthum zu verkaufen, und welcher in seiner Ungefügigkeit so weit ging, den König auf den Entscheid des Obertribunals zu verweisen, wenn man etwa zwangsweise gegen ihn vorzugehen beabsichtige — bei welcher Veranlassung sich Friedrich's Achtung vor dem Gesetze in einem so hellen Lichte zeigte. — Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. schlug der Blitz in die weltberühmt gewordene Mühle, und sie brannte ab. Der König ließ sie wieder aufbauen. „Sie gehört", sagte er, „der Geschichte an; sie muß erhalten werden."

In jenem Lustschloß wohnte der „Philosoph von Sanssouci", wie sich der König auf seinen Schriften nannte, alljährlich zur Sommerzeit bis zu seinem Tode. Hier umgab er sich mit einer Anzahl geistreicher Männer, um sich mit ihnen nach mühsamem Tagewerke anregend und wissenschaftlich zu unterhalten. Zu ihnen gehörten Graf Rothenburg, Baron von Pöllnitz, Verfasser von Memoiren über das Hofleben jener Zeit, Marquis d'Argens, der Italiener Algarotti, Chagot, ein früherer französischer Offizier, General Stille, de la Métrie, der sich in Frankreich durch seine Schriften über das Leben der Seele Verfolgungen zugezogen hatte, und Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften. Fast täglich wurde in der Stunde vor dem Abendessen ein Konzert abgehalten, bei welchem der König sein Lieblingsinstrument, die Flöte, blies. Alle Kenner waren darin einig, daß er ein Meister auf seinem Instrumente sei, namentlich wisse er, hieß es, das Adagio in einer überaus rührenden Weise vorzutragen. Einst gelang ihm der Ausdruck des Flehens außerordentlich gut, und als ihm dies von einigen der Hörer ausgedrückt wurde, sagte er: „Ich habe mir dabei Coriolan's Mutter gedacht, wie sie auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom bittet." Einigen der Männer, welche zur Umgebung des Königs gehörten, war derselbe mit ganz besonderer Innigkeit zugethan, an Anderen schätzte er nur den Geist. Zu den Ersteren gehörte der eben genannte Graf Rothenburg, ein Ersatz für den zu seinem Leidwesen so früh verstorbenen Keyserlingk. Aber auch diesen Freund sollte er bald verlieren. Im Dezember 1751 wird er eines Tages durch die Nachricht erschreckt, Rothenburg sei gefährlich erkrankt. Halb angekleidet eilt der König nach der Wohnung des Freundes. Infolge der Mittheilung des Arztes, daß Rettung unmöglich sei, stürzen ihm die Thränen aus den Augen. Dennoch wird noch ein Aderlaß versucht — der König hält den Teller. Vergebens! Der Tod des Freundes erfolgte bald. Dies Ereigniß erschütterte den König so, daß er mehrere Tage Niemand vor sich ließ.

Voltaire. Der Mittelpunkt des Kreises von ausgezeichneten Männern, die Friedrich an seinen Hof nach Sanssouci berufen hatte, war aber Voltaire. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser so hochbegabte Franzose, trotz so Vielem, das sich gegen sein Wirken einwenden läßt, den König durch einzelne Werke und durch seine Briefe während der Rheinsberger Zeit zu den edelsten Entschlüssen begeistert hatte. Beide sahen sich im Jahre 1740 im Schlosse Mayland bei Kleve zum ersten Male. Voll Begeisterung für den König schrieb Voltaire einem Freunde: „Dort sah ich einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er auch nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit, Güte; der, wenn er mit seinen Freunden verkehrt, nicht daran denkt, daß er König ist.“ Nicht minder war Friedrich für seinen Gast in Kleve begeistert. „Voltaire besitzt“, schrieb er an Jordan, „die Beredsamkeit des Cicero, die Sanftmuth des Plinius, die Weisheit des Agrippa.“ Voltaire folgte im Jahre 1750 dem Rufe des Königs nach Sanssouci. Er ward hier mit großen Ehren empfangen und erhielt ein bedeutendes Jahrgehalt, die Kammerherrnwürde und Wohnung im Schlosse.

Voltaire's Erscheinen diente dazu, das geistige Leben des Hofes in hohem Grade zu verschönern. Ueber die Abendtafeln in Sanssouci schrieb Voltaire seiner Nichte: „Die Abendtafeln der sieben Weisen Griechenlands sind nichts gegen unsere kleine Gesellschaft . . . Die Unterhaltung ist oft unterrichtend und nährt den Geist. Dieses philosophische Leben in Potsdam ist eben so glücklich als einzig. Ich habe von meinem Kabinette nur drei Schritte, um bei einem Mann zu sein, der voll Geist, Anmuth und Phantasie, der das Band unserer Geselligkeit ist und nur das eine Uebel hat, ein sehr großer und sehr mächtiger König zu sein.“

Voltaire machte sich dem Könige nützlich bei Durchsicht seiner Schriften, namentlich der „Geschichte seiner Zeit“, der „Memoiren zur Geschichte des brandenburgischen Hauses“ und einer großen Zahl von Gedichten, die um jene Zeit entstanden. — Es sei hier bemerkt, daß Friedrich bei seinen geschichtlichen Arbeiten sich der unbedingtesten Wahrhaftigkeit befleißigte. Wahr zu sein, erklärte er für die erste Pflicht des Geschichtschreibers; die Wahrheit sei — das ist sein eigener Ausspruch — für die Geschichte so wesentlich, wie die Seele für den menschlichen Leib. Die Prozeßakten über seinen Fluchtversuch hatte er sich zusenden lassen, doch er vernichtete sie nicht, sondern sandte sie als geschichtliche Quellen in das Archiv zurück.

Die gute Meinung Friedrich's über Voltaire hielt jedoch nicht lange an. Als das glänzendste Gestirn am poetisch-philosophischen Horizont war er von dem Könige gefeiert worden, so lange der Verkehr zwischen Beiden nur ein literarischer gewesen war. Der persönliche Umgang mit Voltaire aber bewirkte, daß der Enthusiasmus des Königs für ihn je länger desto mehr erkaltete. Voltaire erwies sich als ein Mensch niederer Gesinnung. Neidisch auf Jedermann, der des Königs Gunst besaß, erregte er allerlei Aergerniß. Am meisten verletzte den König die niedere Habsucht und Geldgier Voltaire's. Es ward erzählt, er habe einen Juden mit falschen Steinen betrogen, habe Wuchergeschäfte mit verbotenen Papieren gemacht — Voltaire vermochte sich weder von der einen noch von der anderen Anschuldigung zu reinigen. Der König schrieb ihm: „Mit all Ihren Talenten, die Sie als der schönste Geist von Frankreich aufzuweisen haben, bedecken Sie die Flecken nicht, mit denen Ihr Betragen Ihren Ruhm schändet.“ In einem andern Briefe heißt es: „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause den Frieden erhalten und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Ränken und Umtrieben sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften, und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch durchaus nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut fortbleiben.“ Einem Freunde schrieb der König: „Voltaire hat sich hier als ein schlechter Mensch und ein ausgemachter Gauner aufgeführt; ich habe ihm die Wahrheit gesagt, wie er es verdiente. Er ist ein Elender, und ich schäme mich für die Menschheit, daß ein Mann von so viel Geist so voll Bosheit sein kann.“

Namentlich auf Maupertuis, den Präsidenten der Akademie, den der König sehr auszeichnete, richtete sich der Neid des eitlen Mannes. Er schrieb eine Schmähschrift gegen denselben, deren Druck Friedrich verbot. Dennoch erschien sie in Dresden. Der König, empört darüber, ließ die Schrift durch Henkers Hand an den Straßenecken von Berlin und vor dem Fenster des Dichters verbrennen. Diese Schmach verletzte Voltaire so sehr, daß er dem Könige Bestallungsurkunde, Orden und Kammerherrnschlüssel unter folgenden Strophen zurücksandte:

„Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen;
So wie ein Liebender, mit tief zerriss'nem Herzen,
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt!"

Friedrich II. und Voltaire. Nach Camphausen.

Deutlich sprach aus diesen Versen der Wunsch, der König möge bald wieder eine Versöhnung herbeiführen. Eine solche wünschte wol auch Friedrich, der Voltaire nur ungern entbehrte, und so wurde denn Letzterer durch einen geeigneten Vermittler veranlaßt, einen de- und wehmüthigen Brief an den König zu schreiben. Daraufhin erhielt er vom König den Orden „pour le mérite" sowie den Kammerherrnschlüssel zurück und nahm seine frühere Stellung am Hofe wieder ein; aber das frühere gute Einvernehmen wollte, hauptsächlich durch Voltaire's Schuld, nicht wiederkehren. Voltaire fühlte bald, daß seine Stellung am Berliner Hofe unhaltbar geworden war, und kehrte nach Frankreich zurück. — Bei seiner Abreise hatte er, wie sich wol annehmen läßt, nur aus Versehen, einen Band der Gedichte des Königs mit eingepackt und mitgenommen. Friedrich sah aber die Sache von der schlimmsten Seite an und ließ seinen ehemaligen Hausgenossen in Frankfurt a. M. anhalten und verhaften, wobei dem arg lärmenden Franzosen von den preußischen Agenten schlimm mitgespielt worden sein soll.

Damit hatte sich der Freundschaftsbund beider nach manchen Richtungen geistig so nahe verwandter Männer gelöst und in bittere Feindschaft verkehrt. Beide haben sich

in der Folge nicht wieder gesehen. Ein vertrauter brieflicher und literarischer Verkehr aber wurde, nachdem der erste Zorn über das Vorgefallene verraucht war, zwischen ihnen wieder aufgenommen und bis zum Tode Voltaire's im Jahre 1778 fortgeführt. Friedrich widmete dem Andenken des geistreichen Mannes ein von Bewunderung überströmendes Gedicht, seine „Éloge de monsieur de Voltaire".

Das geistige Leben und Streben des Königs in Sanssouci wirkte wie eine Sonne, zunächst auf die Hauptstadt. Es erweckte in den fähigen Geistern den Sinn für Kunst und Wissenschaft, und so ward für Berlin die Zeit vorbereitet, in der es als der höchste Gerichtshof für die deutsche Literatur anerkannt werden sollte. — Doch sehen wir nun, wie Friedrich II. außerdem durch sein Wirken unmittelbar in die Geschicke des Landes eingriff.

Beschäftigungsweise. Eine so nach allen Seiten sich ausbreitende Thätigkeit, wie der König sie übte, erforderte die genaueste Eintheilung und weiseste Ausnutzung der Zeit. Als unermüdlicher Reiter gebrauchte Friedrich gewöhnlich zu dem vier Meilen langen Wege von Berlin nach Potsdam — freilich mit eingestellten Pferden — nur eine Stunde!

Arbeit war ihm dringendstes Bedürfniß. „Ich arbeite", schrieb er einst einem Freunde, „um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Für jedes Geschäft, für jede Erholung war eine bestimmte Stunde festgesetzt. In der Erholung suchte er neue Stärkung für die Arbeit. Früh um 4 Uhr, an Reisetagen noch früher, ließ er sich wecken. Sogleich mit der übrigen Kleidung zog er seine Reiterstiefel an, die er bis zum Abende anbehielt, gleichsam als gälte es, stets bereit zu sein, für des Landes Wohl und Ehre das Streitroß zu besteigen. Die Zeit von früh bis zur Mittagszeit war dem Staatsdienste gewidmet. In den Pausen griff er wol ein und das andere Mal zur Flöte und ging eine kurze Zeit phantasirend im Zimmer auf und ab. Er gab durch das Spiel seiner Empfindung einen Ausdruck, während sich seine Seele mit der Lösung schwieriger Fragen beschäftigte. Es seien ihm dabei, sagte er einst, oft die besten Gedanken gekommen. — Wie mit dem Tage, so hielt es der König auch mit dem Jahre in Bezug einer bestimmten Eintheilung in Rücksicht seiner Regierungsthätigkeit. Zu gewissen Zeiten besuchte er die Provinzen, musterte die Truppen und untersuchte die Zweige der Verwaltung. Ungehörigkeiten vermochten selten sich seinem Blicke zu entziehen, und da er zugleich mit Einsicht und Ernst seine Anordnungen traf, so blieb die Verwaltung in dem guten Zuge, wie unter dem Vater.

Auch jetzt, wie unter Friedrich's Vorgängern, fanden Einwanderungen statt; neue Dörfer entstanden, wüste Stellen wurden urbar gemacht. Das Oderthal zwischen Freienwalde und Frankfurt war zumeist unzugänglicher Sumpf. Aehnlich wie im havelländischen Luch wurde hier durch entsprechende Arbeiten ein fruchtbarer Landstrich gewonnen. Als der König später vom Oderdamme aus die blühenden Fluren überblickte, rief er hocherfreut: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, welches nicht einen Soldaten gekostet hat!" — Weiterhin ward die Mündung der Swine erweitert und durch großartige Bauten zu einem bedeutenden Seehafen umgeschaffen, wodurch sich die Bedeutung Stettins als Handelsplatz außerordentlich steigerte. Der Hafenbau gab Veranlassung zur Entstehung der Stadt Swinemünde.

Cocceji. Große Aufmerksamkeit wandte der König der Rechtspflege zu, und er fand in dem Minister Cocceji einen Mann, wie er ihn brauchte, um auf diesem Gebiete eine neue Ordnung der Dinge hervorzurufen. Schon dem Vater war der schleppende Gang der Rechtspflege ein Greuel gewesen, und er hatte es nicht unterlassen, in seiner gewohnten, derben Weise von Zeit zu Zeit die Beamten zu möglichster Beschleunigung der Arbeiten anzutreiben. Das Schlimmste war gewesen, daß nach den geltenden Reichsgesetzen die wichtigeren Sachen, soweit sie die zum Reichsgebiet gehörenden Lande des Preußischen Staates betrafen, an die Reichsgerichte gehen mußten. Darin war jetzt eine Aenderung eingetreten. Kaiser Karl VII. hatte dem Könige aus Erkenntlichkeit für den ihm von denselben geleisteten Beistand ein Privilegium de non appellando für sein ganzes Land zugesagt.

Voltaire auf Anlaß Friedrich's II. zu Frankfurt a. M. gefangen genommen. Zeichnung von Philippoteaux.

Einleitungen zur Ausführung dieser Zusage waren beim Tode Karl's VII. schon getroffen, und sein Nachfolger Franz I. sah sich genöthigt, schließlich die Genehmigung zu ertheilen.

Rechtspflege. Die Verschleppung beim Rechtsgange hatte besonders auch darin ihren Grund gehabt, daß die Akten an fremde Juristenfakultäten versandt worden waren. Daher war es gekommen, daß Leute Urtheile abgaben, die von den in Frage kommenden Verhältnissen keine genügende Kenntniß besaßen. Das hörte jetzt auf. Es sei Pflicht des Fürsten, schrieb Friedrich, den Bürgern ihr Eigenthum zu sichern und sie so glücklich zu machen, wie es die Natur der Menschen gestatte. „Wozu nützte es mir auch sonst", sagte er weiter, „den Plato und Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." Vor allen Dingen sollten die Prozesse abgekürzt und einzelne zu harte Strafen gemildert werden. Im Jahre 1748 erschien in dem Codex Fridericianus ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung.

Preuß führt aus dem Entwurf folgende Stellen an, die den Geist desselben bezeichnen:

„Vorgedachtem Unserm Kammergericht ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unsrer Statt und in Unserm Allerhöchsten Namen alle dahingehörige Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Exekution zu bringen. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch andrer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.

„Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll Unser Kammergericht und andere Gerichte in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sei der Fiscus selbst Actor, oder einem Andern zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidet sein, zum Augenmerk haben und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu einer Entschuldigung dienen soll." — Bei jedem der drei Senate sollte ein adeliger und ein bürgerlicher Referendar und ein adeliger und ein bürgerlicher Auskultator angestellt werden; die evangelische Religion war als Bedingung vorangestellt.

Dieser Entwurf erregte im Auslande die höchste Bewunderung und Anerkennung und einzelne Fürsten beeilten sich, durch Anwendung oder Nachahmung desselben die Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern. — Dem Verdienste, das sich Cocceji, ganz in den Geist und Sinn des Königs eingehend, bei der Bearbeitung des Gesetzbuches erworben hatte, zollte Friedrich dadurch seine Anerkennung, daß er ihn zum Ritter des schwarzen Adlerordens und zum Großkanzler erhob. Dieses Mannes Rechtschaffenheit und Tugend, versicherte er, seien der schönen Tage des römischen Freistaates würdig gewesen. — Cocceji starb 1755, und der König ehrte sein Andenken dadurch, daß er sein Brustbild in Marmor anfertigen und im Kammergericht aufstellen ließ.

Wie schon angedeutet wurde, gestattete Friedrich den Katholiken vollständige Religionsfreiheit, so daß sogar der Papst sich zufrieden äußerte. Zum Bau der Berliner katholischen Kirche schenkte er nicht nur den Platz, sondern auch einen Theil des Baumaterials. Dennoch erkannte auch er es als den heiligen Beruf des preußischen Fürstenhauses, Wahrer des protestantischen Lebens in Europa zu sein, und gab dies bei vielfachen Gelegenheiten zu erkennen. Als im Jahre 1743 die Protestanten in Ungarn schwer bedrückt wurden und sich an Friedrich wandten, fanden sie ihn bereit, für sie einzutreten, und in einem Schreiben an Maria Theresia nannte er sich den „Protektor der Protestanten". — Nach dem zweiten Schlesischen Kriege wurden die Bedrückungen noch ärger, ja ein katholischer Bischof forderte sogar die Kaiserin in einer Schrift auf, die gottlosen Ketzer zu vertilgen. Ob nun gleich die Ungarn

gegen ihn gekämpft hatten, so setzte der König doch seine Bemühungen zu Gunsten des protestantischen Theiles derselben in Wien fort. Er gab zu bedenken, wie wenig es den Katholiken gefallen würde, wenn in einem vorherrschend evangelischen Lande in gleicher Weise gegen katholische Miteinwohner verfahren würde. Auch den Fürstbischof von Breslau wies er darauf hin. Dieser, in dem Besorgniß für die schlesische Kirche aufstieg, wandte sich mit einer diesbezüglichen Vorstellung an den Papst, und jene Schrift wurde unterdrückt.

Der König und der junge Theologe. Bei dieser Gelegenheit möge die Schilderung eines Vorganges eine Stelle finden, der ins Jahr 1750 fällt. Der König traf eines Tages in den Gärten von Potsdam einen jungen Mann in ungarischer Tracht und fragte ihn nach Namen und Stand. Er heiße, antwortete Jener, Hedhessi, sei reformirten Glaubens, habe in Frankfurt a. O. die Gottesgelahrtheit studirt und sich nun gern, ehe er seine Reise in die Heimat anträte, die Hauptstädte des preußischen Landes ansehen wollen. Des jungen Mannes klare, bündige Redeweise sowie seine ganze Haltung gefielen dem Könige so sehr, daß er den Wunsch gegen ihn aussprach, er möchte in Preußen bleiben, und hinzufügte, er wolle für sein Unterkommen sorgen. — Leider müsse er das gnädige Anerbieten ablehnen, entgegnete der Kandidat, da Familienverhältnisse seine Heimkehr dringend erheischten. So solle er sich, sagte der König, wenigstens eine Gnade von ihm erbitten. Der Kandidat, sichtlich bewegt von der Güte des Königs, blieb stumm. „Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?“ sagte der König. „Ja, etwas könnten Ew. Majestät wohl für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten“, entgegnete jetzt der Gefragte. „Ich habe verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die meines Wissens in Wien verboten sind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jesuiten haben die Revision der Bücher, und verfahren sehr streng. Wollten nun Ew. Majestät die Gnade für mich haben —“ — „Nehm' Er seine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' Er sich dazu, was Er denkt, daß es in Wien recht verboten ist, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er? Und wenn sie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sag' Er nur, ich habe sie Ihm geschenkt. Darauf werden die Herren Patres nicht viel achten, das schadet aber nichts. Lass' Er sich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Gesandten und meld' Er sich bei ihm; erzähl' Er dem die ganze Geschichte und was ich Ihm gesagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmsten Gasthof und leb' Er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren, und bleib' Er so lange, bis sie Ihm die Bücher wieder ins Haus schicken; dafür steh' ich Ihm, verlaß Er sich auf mein Wort, aber einen Dukaten muß er, wie gesagt, jeden Tag verzehren.“ — Der König hieß den Kandidaten ein wenig warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Papiere zurück. Auf demselben standen die Worte: „Gut, um auf Unsere Kosten in Wien zu bleiben. Friedrich.“

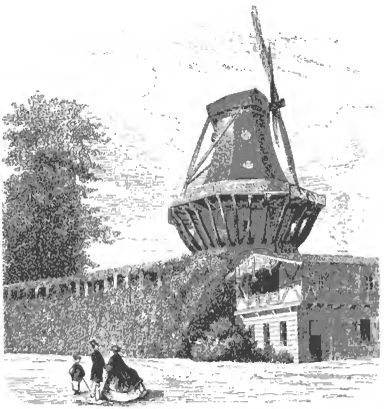
Dies Papier, fuhr der König fort, solle der Kandidat seinem Gesandten geben, aber nur ja nicht vergessen, in dem vornehmsten Gasthofe gut zu leben. Dann versicherte er ihm, er solle noch die beste Pfarre in Ungarn haben, und wünschte ihm darauf glückliche Reise.

Was Hedhessi befürchtet und der König vorausgesehen hatte, geschah in Wien: eine große Zahl von Büchern wurde dem Kandidaten von den Jesuiten abgenommen. Hedhessi that nun, was Friedrich befohlen. Er meldete den Vorfall dem preußischen Gesandten und begab sich darauf in den besten Gasthof. Der Gesandte, der bereits Weisung aus Berlin empfangen hatte, berichtete sogleich an den König. Dieser erließ sofort einen Befehl nach Breslau, die dortige kostbare Bibliothek des Jesuitenkollegiums zu versiegeln und durch Wachen zu besetzen. Dies setzte die Jesuiten in Breslau in größte Bestürzung, da sie sich den Grund dieser strengen Maßregel nicht zu erklären vermochten. Endlich beschlossen sie, eine Deputation an den König nach Berlin zu senden, die um Zurücknahme des Befehls bitten sollte. Die Herren erschienen in Berlin, mußten mehrere Wochen warten, ehe sie vorgelassen wurden, und als dies endlich geschah, wies sie der König an seinen Gesandten in Wien und trug ihnen zugleich auf, ihn ihren dortigen Kollegen, den Bücherrevisions-Kommissarien, zu empfehlen.

Damit waren sie entlassen. So viel war ihnen jetzt klar, daß die Wiener Jesuiten, die ihnen der König näher bezeichnet hatte, etwas gethan haben mußten, was den Unwillen des Königs erregt hatte. Sie begaben sich nach Breslau zurück, und es wurden nun einige Vertraute nach Wien abgeordnet, die sich zunächst an den preußischen Gesandten wandten. Dieser sprach ihnen sein Bedauern aus, daß auch er ihnen keine Aufklärung geben könne; er wisse nur, es sei hier ein Kandidat der Gottesgelahrtheit am Orte, dem die Jesuiten vor längerer Zeit einen großen Theil seiner Bücher weggenommen hätten. Nun wußten die Breslauer Herren genug. Es währte kaum länger als eine Stunde, so hatte Hedhessi seine Bücher zurück; auch wurde die Gasthofsrechnung bezahlt. Hierauf begaben sie sich wieder nach Potsdam. Der König empfing sie gnädig und gab ihnen einen Kabinetsbefehl zur Wiedereröffnung ihrer Bibliothek. An den Pater Rektor erließ er noch ein besonderes Schreiben, des Inhalts, daß, wenn Hedhessi oder irgend ein Reformirter in Ungarn wegen dieses Vorfalls irgendwie gekränkt werden sollte, und wenn seinem Schützling nicht die beste Pfarre in Ungarn gegeben werden würde, das Breslauer Jesuitenkollegium als mitschuldig dafür angesehen werde. Indeß geschah Alles nach des Königs Wunsch.

In demselben Jahre, in das dieses kleine Vorkommniß fällt, als (1750) die Särge der entschlafenen Mitglieder des Herrscherhauses nach dem neuen Dome gebracht worden waren, ließ Friedrich den Sarg des Großen Kurfürsten öffnen. Die Züge in dem Angesichte des großen Todten, der vor zweiundsiebzig Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen war, waren noch deutlich erkennbar. „Messieurs“, rief Friedrich, indem Thränen über seine Wangen rollten, und er die Hand des theuren Ahnen berührte, „Messieurs, der hat viel gethan!“

Wie weit Friedrich's Heldenruhm schon die Welt durchdrungen hatte, beweist der Umstand, daß auch im Jahre 1750 eine Gesandtschaft des Khans der krimschen Tataren und des Sultans von Budschak in Berlin erschien, die dem Könige eine Huldigung ihrer Herrscher darbrachten. — Doch die Zeit des friedlichen Wirkens erfuhr wieder eine Unterbrechung. Friedrich winkte ein noch strahlenderer Ruhmeskranz!



Die Mühle bei Sanssouci in ihrer jetzigen Gestalt.

Der Siebenjährige Krieg.

Ursachen des Krieges

Eine Reihe von Friedensjahren war von dem Helden, der Preußens Thron zierte, bestens ausgenutzt worden. Während Friedrich in unermüdlicher Weise die Werke des Friedens förderte, ohne dabei die nothwendigen Rüstungen und Heeresverbesserungen zu vernachlässigen, wurden an den meisten europäischen Höfen Ränke aller Art gegen ihn geschmiedet, die alle zu dem einen Ziele sich vereinigten, den König um jeden Preis zu verderben.

Dies führte endlich zu dem Ausbruche eines blutigen Krieges.

Es hat bis in die neuere Zeit hinein nicht an Versuchen gefehlt, den König für diesen andauernden Kampf verantwortlich zu machen, so von dem Verherrlicher des Welfenthums Onno Klopp, der vor mehreren Jahrzehnten eine Parteischrift gegen den König erscheinen ließ? Dieser Pamphletist wurde jedoch von dem gediegenen und echt deutsch gesinnten Historiker Ludwig Häusser gebührend abgefertigt.

Nun versuchten Anhänger der preußenfeindlichen Richtung den gegen Friedrich erhobenen Beschuldigungen eine urkundliche Grundlage zu geben. Es erschien ein Werk mit dem vielversprechenden Titel „Die Geheimnisse des sächsischen Kabinets", verfaßt von dem Grafen Karl Friedrich Vitzthum von Eckstädt, der sich darauf berief, bei seiner Darstellung die Akten des sächsischen Haupt-Staatsarchivs benutzt zu haben. Letzteres mag wol auch geschehen sein, allein nicht zu dem Zweck, die Wahrheit zu enthüllen, sondern sie durch Auslassungen und berechnete Zusammenstellungen zu verdecken. Wie Klopp's Pamphlet, genoß auch Vitzthum's Werk die zweifelhafte Ehre, allerdings nur kurze Zeit, überall Aufsehen zu erregen. Es sank in nichts zusammen, als Arnold Schäfer mit seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges hervortrat. Dieser Geschichtsforscher stützte sich bezüglich der Frage, ob ein Komplot sich gegen Friedrich gebildet, oder ob er, ohne dazu provozirt worden zu sein, den Krieg eröffnet habe, auf die „Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell", des englischen Gesandten in Berlin, und auf die Korrespondenz des französischen Gesandten in Wien, des Herzogs von Choiseul-Stainville.

Nun blieb den Neidern und Verleumdern des großen Königs nur noch übrig, zu behaupten: das österreichische Staatsarchiv, das ja noch nicht gesprochen habe, enthalte das Hauptmaterial für den Nachweis der Verschuldung Friedrich's. Aber siehe, auch diese Behauptung ward mit dem Erscheinen von Ritter von Arneth's Werk über Maria Theresia hinfällig, einem Werke, aus welchem, trotzdem es doch zur Würdigung und Verherrlichung der großen Kaiserin geschrieben ist, mehr noch zu Gunsten Friedrich's II. hervorgeht, als früher schon zu Tage getreten war. Es geht daraus hervor, daß Maria Theresia schon wenige Monate nach dem auf den zweiten Schlesischen Krieg erfolgten Friedensschluß Schritte that, die den Wiedergewinn Schlesiens offen zum Ziel hatten. Unter dem 22. Mai 1746 schloß sie mit Rußland einen Bundesvertrag, in welchem sie sich Schlesien zusagen ließ, nicht allein für den Fall, daß Friedrich Oesterreich angreife, sondern auch für den, daß Rußland oder Polen von dem Könige angegriffen würde. — Endlich hat, im Jahre 1871, der Altmeister der Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, in seinem Werke „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges" jene Frage zu einem Abschluß gebracht, der nun wol als ein endgiltiger zu betrachten ist.

Von hoher Wichtigkeit ist Ranke's Nachweis über die Gesammtlage. Es wird uns von ihm ein Jahrhunderte umfassendes Panorama eröffnet, innerhalb dessen die Gegensätze, die lange Zeit das europäische Staatssystem beherrschten, und diejenigen, die zur Zeit Friedrich's sich geltend machten, erkennbar werden. Seit Kaiser Karl V. hatten das Haus Habsburg und das Haus Bourbon im Kampfe gegen einander gestanden. Frankreichs Feindschaft gegen Oesterreich hatte der europäischen Vorherrschaft desselben gegolten, um diese auf sich zu übertragen. Dieses Ziel erreichte es unter Ludwig XIV., was zur Folge hatte, daß unter Führung Oesterreichs eine Zahl von Staaten gegen Frankreich in Kampf trat.

Inzwischen hatte sich mehr und mehr ein Gegensatz der Interessen zwischen Frankreich und England herausgebildet. Beide Staaten begegneten einander auf dem Meere und dem Handelsgebiet; es kam zu Streitigkeiten zwischen den englischen und französischen Kolonien in Amerika, Frankreich strengte sich an, England zur See den Rang abzugewinnen.

Seit der Zeit nahm England Bedacht darauf, Oesterreich zu stärken, um an ihm, im Fall es zu einem englisch-französischen Kriege kommen sollte, einen wirksamen Alliirten zu gewinnen. Darin lag der Grund, daß es sich in den beiden ersten Schlesischen Kriegen auf Seite Oesterreichs stellte, was wiederum den König von Preußen nöthigte, ein Bündniß mit Frankreich einzugehen.

Aber durch die beiden Kriege erwarb Friedrich nicht nur Schlesien, er gewann auch ein bedeutendes Gewicht im europäischen Rathe, er „erwarb", nach den Worten Ranke's, „für die preußische Macht den Ruf von Unternehmungsgeist und Waffenfähigkeit." Das war ein Erfolg, der, wie wir sehen werden, in dem neuen Kriege, der im Anzuge war, ins Gewicht fiel und sich sehr zu seinem Vortheil geltend machte.

Der oben bezeichnete Zwiespalt zwischen England und Frankreich nahm fortgesetzt an Bedeutung zu. „Die Interessen beider Mächte kreuzten sich überall in beiden Hemisphären, riefen an jedem Hofe Unterstützung oder Gegenwirkung hervor. Es war ein großer kommerzieller und politischer Kampf beider Nationen an allen Küsten des Ozeans. In Amerika, in Ostindien, in der Levante befehdete der Franzose den Engländer, versuchte die französische Waare die englische vom Markte zu verdrängen. Die Hauptfrage war, wem der amerikanische Kontinent gehören — solle und als die Franzosen durch ein neues Befestigungssystem am Ohio und Mississippi die englischen Ansiedelungen zu ersticken drohten, da brach in den Kolonien im Juli 1754 der Kampf aus, ohne daß die Kabinette in Europa ihn schon ausgesprochen hatten."

Es konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch in Europa der Kampf zwischen England und Frankreich entbrennen würde. Zu England regierte das Haus, dem das Fürstenthum Hannover gehörte, und da England nur eine geringe Landmacht aufstellen konnte, mußte

man in London darauf Bedacht nehmen, einen Bundesgenossen zu gewinnen, der Hannover deckte. Nun ward England von Oesterreich eingeladen, dem gegen Friedrich gerichteten österreichisch-russischen Bündniß beizutreten. Es wurde ihm das Angebot gemacht, daß durch russische Streitkräfte Hannover gegen die Franzosen gesichert werden solle, wogegen man von England verlangte, Preußen anzugreifen und Oesterreich zur Wiedererlangung Schlesiens behülflich zu sein.

Da England auf ein solches Abkommen sich nicht einließ, ward in Wien beschlossen, Frankreich, wenn möglich, in das Bündniß zu ziehen, demnach — mit einer Macht gemeinschaftliche Sache zu machen, die während Jahrhunderten in Erbfeindschaft gegen Oesterreich gestanden hatte. Man gab der Lockung Gehör und wurden auch in Versailles in diesem Sinne geheime Verhandlungen eröffnet.

Hatten sich in England Bedenken geltend gemacht, gegen Friedrich Stellung zu nehmen, so stiegen allerdings in Frankreich ähnliche Bedenken auf. Das war eben die Nachwirkung des heldenmüthigen Kämpfens Friedrich's, wie sich dies in den beiden Schlesischen Kriegen kundgegeben hatte. Ludwig XV. begehrte nicht, sich in Feindschaft gegen Friedrich zu setzen; er wünschte ihn vielmehr in dem unvermeidlichen Kampfe mit England auf seiner Seite zu haben, und er sandte zur Erreichung eines solchen Zieles einen Unterhändler, den Herzog von Nivernois, nach Berlin. Infolge der unzulänglichen Geschicklichkeit desselben mußte dieser Diplomat jedoch unverrichteter Sache wieder heimkehren, was dann zur Folge hatte, daß man in Versailles sich geneigter zeigte, nun in das österreichisch-russische Bündniß einzutreten.

Um dieselbe Zeit beschloß man in London sich Friedrich II. zuzuwenden. König Georg II. von England wünschte ein Bündniß mit Friedrich, dem gemäß Preußen sich verpflichten sollte, Hannover den Franzosen gegenüber zu decken, wogegen England sich anheischig machte, den Einfall der Russen in Preußen zu verhindern.

Das Bündniß kam zu Stande. Der Zweck desselben war lediglich auf Abwehr für den Fall eines Angriffs von Seiten Frankreichs auf Hannover oder von Seiten Rußlands auf Preußen gerichtet. Während es sich also bei diesem Bündniß nur um Abwehr handelte, schlossen Oesterreich, Rußland und Frankreich ein Bündniß, das den Angriff bezweckte.

Dies ist es, was unser Gewährsmann, Leopold von Ranke in dem obengenannten Werke dargelegt hat. Er kennzeichnet damit die großen politischen Strömungen, die zur Auflösung früherer Allianzen und zur Bildung neuer führten. Dieses vorausgeschickt, gehen wir nun daran, zu schildern, unter welchen Umständen damals die im Geheimen entworfenen Pläne an das Licht traten und zum Ausbruch des Krieges führten.

Wie sich schon aus dem Obigen ergiebt, war der Hauptherd der Friedrich feindlichen Bewegungen die Hofburg zu Wien. Maria Theresia war aus dem gefährlichen Erbfolgekriege als Siegerin hervorgegangen. Sie hatte sich auch durch bewunderungswürdige Anstrengungen in den fast ungeschmälerten Besitz ihrer Erblande zu setzen, ihrem Gemahl Franz die Kaiserkrone zu verschaffen gewußt. Nur Eines fehlte zu ihrem vollständigen Genügen — die Wiedererlangung Schlesiens. Zweimal hatte sie um diese Provinz gekämpft, zweimal war sie besiegt worden. Aber die Wunde, die ihrem Ehrgeize dadurch geschlagen worden war, wollte nicht vernarben, sie brannte in dem Maße heftiger, als Schlesien unter dem Einfluß der weisen Verwaltungsmaßregeln Friedrich's aufblühte. Die Domänen Schlesiens trugen dem Könige von Preußen, ihrem verhaßten Gegner, jetzt bereits zehnmal so viel ein, als sie dem Kaiser Karl VI. eingebracht hatten; die Einnahmen aus Schlesien waren um zwei Millionen Thaler gestiegen. Friedrich hatte aus diesem Lande sein Heer um 40,000 Mann vermehren können. Es war also nicht allein von einem Verluste schlechthin die Rede, sondern der Verlust schlug um in bedeutenden Gewinn für den Feind, dessen Gesammtheer bereits bis weit über 100,000 Mann angewachsen war. Von der Hofburg aus hatte man schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten das Emporkommen des brandenburgisch-preußischen Staates mit mißgünstigen und mißtrauischen Augen angesehen, und es war jede Gelegenheit

benutzt worden, der neuen Macht Abbruch zu thun. Und sie, die stolze Erbin des Kaiserhauses, sollte einer so nachhaltigen Erhebung des jungen protestantischen Staates sich fügen? Ihr Entschluß war gefaßt: es mußte, mochte es kommen, wie es wolle, noch ein letzter Kampf versucht werden!

Fürst Kaunitz. Maria Theresia hatte in dem Grafen und nachmaligen Fürsten Kaunitz-Rietberg, ihrem Staatskanzler, einen eifrigen und treuen Förderer ihrer Pläne. Von der Mutter dieses Mannes waren Ansprüche auf bedeutende Güter in Ostfriesland, das Friedrich in Besitz genommen hatte, gemacht, und der Umstand, daß diesen Ansprüchen in Berlin keine Beachtung zutheil geworden war, hatte den Grafen Kaunitz in die unversöhnlichste Stimmung gegen Friedrich versetzt. Er betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, Oesterreich an Preußen zu rächen. — Maria Theresia und ihre Rathgeber erkannten es indeß vollkommen, daß man einem Feldherrn gegenüber, wie Friedrich es war, die höchste Vorsicht anzuwenden habe. So begnügte man sich vorerst damit, mit Eifer das Heer zu verstärken, und lag auf der Lauer, um des Feindes Blöße zu erspähen.

In Wien konnte man zunächst die gleich feindliche Stimmung des sächsischen Hofes gegen Friedrich mit in Anschlag bringen. Wie hätte auch der Kurfürst von Sachsen und König von Polen den Dresdener Frieden zu verschmerzen vermocht! Und in gleichem Maße, wie von Graf Kaunitz, ward Friedrich von dem Grafen Brühl, dem gebietenden Minister Sachsens, gehaßt. Ueber diesen in Sachsen allmächtigen Mann, der den Launen seines Herrn schmeichelte und dabei das Land in unerhörtester Weise aussog, hatte Friedrich in seinem „Gemälde Europa's" 1740 spottend gesagt, er habe mehr Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln, als irgend ein Mensch des Jahrhunderts. Einen solchen Spott und manches andere treffende Wort konnte ihm Brühl nicht vergessen.

Es war überhaupt Friedrich's Art, die beißendsten Bemerkungen über Persönlichkeiten zu machen, die ihm der Achtung unwürdig erschienen. Ueber diese seine Spottsucht sagt G. Freytag: „Sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher kam ihm diese Anlage? War es märkisches Blut? War es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen Anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort, auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorsicht geboten ist." — Zu den Personen nun, gegen die Friedrich erbarmungslos die Geißel seines Spottes schwang, gehörte auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Tochter Peter's des Großen. Die Welt wußte es, daß sie in den niedrigsten Leidenschaften versunken war, und Friedrich machte aus seiner Verachtung gegen sie kein Geheimniß.

Kaum hatte man in Dresden davon vernommen, so wußte Brühl es auch am Petersburger Hofe bekannt zu geben, wobei vielleicht noch übertrieben worden sein mag, und bald war in der Kaiserin Elisabeth eine Verbündete gegen Friedrich gewonnen.

Die kleinen deutschen Höfe. Aber zu gleicher Zeit hatte sich auch an anderen größeren und kleineren Fürstenhöfen innerhalb und außerhalb Deutschlands eine dem Könige feindliche Gesinnung kundgegeben. Es schien über die kleinen deutschen Fürsten eine Ahnung von Dem zu kommen, daß die Vorsehung Preußen dazu bestimmt habe, die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen. Solch eine Mission mochte über kurz oder lang das Opfer mancher Souveränetätsrechte verlangen, und solch eine Perspektive war freilich ganz dazu angethan, die kleinen Gewalthaber mit Besorgnissen zu erfüllen; — von dem schimmernden Glanze der Bevorrechtung das Geringste freiwillig zu opfern, gehört zu dem Schwersten, wozu sich Menschen entschließen können! Die kleinen deutschen Fürsten waren fast sämmtlich zu jämmerlichen Abbildern der französischen Könige entartet, welche Letztere in frevelhaftem

Uebermuthe und in gänzlicher Mißachtung göttlicher und menschlicher Gebote ihren Thron selbst untergruben, so daß vierzig Jahre später dessen Sturz als eine unabwendbare Nothwendigkeit erfolgen mußte.

Zur Charakterisirung jener Zeit wird die Vorführung einiger Beispiele der Zustände an den kleinen Höfen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genügen. Ein derartiger Ueberblick wird nicht allein dazu dienen, die Anschauungsweise und das Wirken Friedrich's des Großen infolge des schroffen Gegensatzes in um so glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen, sondern er wird zugleich das Verständniß von Ereignissen verschiedener Art vorbereiten, die im Laufe dieser Zeit und im Anschlusse an dieselbe eintraten.

Karl Theodor von der Pfalz. In der Rheinpfalz regierte der eben Genannte. Obgleich sein „Heer" sich nur auf 5500 Mann belief, unterhielt er doch nicht weniger als — 21 Generäle. — Danach berechnet, hätte das Heer Friedrich's durchschnittlich etwa ein halbes Tausend Generäle haben müssen. — Die Einwohner seines Ländchens, etwa 600,000 an der Zahl, hatten im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten, um die Mittel zu erschwingen, die das üppige Hofleben erforderte. An dem Hofe lagen nichtigen Dingen ob 80 Kammerherren, ein Oberstallmeisterstab von 180 Personen, eine Schweizergarde, und außerdem waren in kaum glaublich großer Zahl Haiducken, Läufer, fremde Sänger, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen angestellt. Karl Theodor glaubte zu herrschen, in Wahrheit aber beherrschten ihn und das Land die Geschöpfe, die sein unfürstlicher Sinn an den Hof gezogen hatte, unter ihnen vornehmlich Jesuiten und Buhlerinnen, die, wie es gleichzeitig an vielen anderen Höfen der Fall war, ein festes, nur auf den eigenen Vortheil abzielendes Bündniß mit einander geschlossen hatten.

Herzog Karl Eugen von Württemberg, bekannt aus Moser's, Schubart's und Schiller's Leben, verschwendete in gleicher Weise die Haupteinnahmen seines Landes. Den Soldaten mußte die größte Ehre erwiesen werden; wer vor einer Schildwache den Hut nicht abzog, wurde hart bestraft. Friedrich hatte ihm viel Gutes erwiesen, u. A. eigens für ihn, als er in Berlin seine Studien betrieb, eine Belehrung über Fürstenpflichten niedergeschrieben. Nun verwandte der undankbare Fürst seine Soldaten, indem er sie zu dem Heere der Feinde Preußens stoßen ließ — zugleich auch noch gegen die Wünsche und Interessen seines Volkes. In den Jahren von 1752 bis 1756 hatte er von dem französischen Hofe für „gelieferte Soldatenwaare" anderthalb Millionen Livres erhalten. Später verkaufte er 1000 Mann, das „Kapregiment", an die Holländer. Die lutherische Landeskirche, beziehentlich das Kirchenvermögen derselben, erleichterte er um eine halbe Million Gulden, den Landständen ließ er ihre „geheime Truhe" rauben. Auch er rief einmal, als in einer „unterthänigen" Vorstellung vom Wohle und den Bedürfnissen des Vaterlandes die Rede war, nacheifernd dem „glänzenden" König Ludwig XIV.: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!"

Die Fürsten von Hessen-Kassel, Bayreuth und Ansbach, Braunschweig und Anhalt-Zerbst verkauften eine große Zahl ihrer Unterthanen an die Engländer, um solche als „Kanonenfutter" nach den Kolonien abzuführen. Der Aergste der Argen war der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen, der später zum Kurfürsten erhoben ward. Er verkaufte den Engländern nicht weniger als 16,992 seiner Landeskinder, von denen 11,843 ihre Heimat nicht wiedersahen. Je mehr im Felde blieben, um so willkommener war es ihm. War ihm doch für jeden Gebliebenen noch eine besondere Zahlung von 20 Pfund Sterling zugesichert! Er scheuete sich nicht, den Führern geradezu zu sagen: er erwarte, daß sie ihm nicht „Leute" zurückbrächten. In einem Briefe an den hessischen Befehlshaber äußerte er: „Erinnern Sie sich daran, daß von den 300 Spartanern, welche den Paß von Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich das Gleiche von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er 300 Mann gerettet hat, welche von Trenton entflohen." —

Wer im Hessischen Miene machte, sich der unmenschlichen Gewaltthat zu entziehen, ward gefesselt und geknebelt. Wagten es Eltern, sich zu beschweren, so wurde der Vater in Eisen gelegt, die Mutter kam ins Zuchthaus. Von englischen Agenten wurden auf dem Markte zu Kassel die Menschen Stück für Stück mit hundert Thalern bezahlt. In Hessen ward auch der deutsche Schriftsteller Seume zum Soldaten gepreßt, um nach Amerika geführt zu werden. „Niemand war", erzählt er, „vor den Handlungen des Seelenverkäufers (des Fürsten) sicher. Ueberredung, List, Betrug, Alles galt. Fremde aller Art wurden angefallen, eingesteckt, fortgeschickt." — Viele, die heut die prächtigen Bauwerke und Anlagen der Wilhelmshöhe bei Kassel betrachten, wissen nicht, daß Eines und das Andere hergestellt ward von dem Blutgelde, das der fürstliche Räuber für verkaufte Landeskinder empfing.

Herzog Alexander von Bayreuth-Ansbach stand bei der Einschiffung seiner an die Engländer verkauften Unterthanen mit einem geladenen Gewehr am Ufer des Mains, um Denjenigen, der etwa Miene zur Flucht mache, niederzuschießen. Unter Denen, die der Fürst auf diese Art den Fremdlingen überantwortete, befand sich auch ein Mann, dem wir später in einer hochwichtigen Zeit wieder begegnen werden: Neithardt von Gneisenau.

Pfalzgraf Karl von Zweibrücken hatte sich mit Aufwendung einer Summe von 14 Millionen Gulden zu Karlsberg ein Schloß gebaut, vor dem jeder Vorübergehende den Hut abziehen mußte. — Am schamlosesten aber ward an den geistlichen Höfen gewirthschaftet, die sämmtlich Domänen des Adels geworden waren. Niemand konnte Domherr in Mainz werden, der nicht sechzehn Ahnen aufzuweisen hatte; in Köln fanden nur Grafen Aufnahme. Zum Hofstaate Joseph's von Erthal, Erzbischofs zu Mainz, gehörten 60 Kammerherren und 12 Generäle; Clemens August von Köln „dienten" 3 Minister, 115 Staats-, Finanz- und Konferenzräthe, außerdem 300 Kammerherren. Ausschweifungen und Ueppigkeiten, über die Näheres zu berichten die Feder sich sträubt, gehörten an diesen „geistlichen" Höfen zur Tagesordnung. Die Herren aber hießen es „Gottes Ordnung", und sie waren empört, daß Friedrich in anderen Dingen als in einer schmachvollen Nachäffung französischen Hoftreibens Gottes Ordnungen erschaute und, ohne ein Freund frommer Redensarten zu sein, unablässig danach strebte, seine Handlungen den göttlichen Geboten gemäß einzurichten.

Wahrlich, von solchem Franzosenthum war im Preußenkönige auch nicht eine Spur vorhanden, wenngleich Unverstand und Böswilligkeit dies behauptet haben. Er liebte den besseren Theil der französischen Literatur, der damals vom deutschen Schriftenthume glänzend abstach; davon abgesehen aber war er ein einfacher, ferndeutscher Mann. Schon von Goethe ist dies in überzeugender Weise dargethan worden. Doch bleibt es von Werth, Stimmen aus Friedrich's Zeit über seine vermeintliche Hinneigung zu Frankreich zu vernehmen. Eine solche theilt Friedrich von Raumer in seinen „Beiträgen zur neueren Geschichte" aus dem britischen Reichsarchive mit. Friedrich äußerte gegen den englischen Botschafter, daß er die Weise des französischen Hofes recht wohl kenne, welcher an seine Verbündeten stets die größten Forderungen stelle, und meinte, ein Verbündeter der Franzosen zu sein, heiße ihr Sklave sein. „Obgleich also", sagt er weiter, „Umstände ihn zufällig zu Frankreich hingeführt hätten, wisse er doch, wo die wahren und wesentlichen Interessen seines Reiches lägen." — In demselben Bericht des englischen Botschafters heißt es über Friedrich: „Das Herz des Königs ist echt deutsch, ungeachtet der französischen Politur auf seiner Oberfläche."

Ueber die kleinen deutschen Ludwige nun sowie über deren verschwenderische Minister, Räthe und Günstlinge war von Seiten Friedrich's ebenfalls manches sarkastische Wort gefallen, was in diesen aufgeblasenen Hohlheiten längst schon geheimen Grimm erregt hatte. Die Folge war, daß die Zahl seiner Feinde sich allerorten vermehrte und man im Hauptlager derselben eines schließlichen guten Erfolges immer sicherer ward.

Nur noch Eines — und dann konnte guten Muths das Schwert gegen den Uebermüthigen gezückt werden!

Dies Eine war die Bundesgenossenschaft Frankreichs. Gelingt es, diese zu gewinnen, sagte man sich in Wien, dann ist Friedrich's Verderben besiegelt! — Frankreich zu einem Bündnisse zu bewegen, erschien jedoch äußerst schwer — ja fast unmöglich. Seit Jahrhunderten hatten die Habsburger und die Bourbonen in Feindschaft mit einander gelebt, die Interessen Oesterreichs und Frankreichs schienen durchaus einem Bündniß beider Länder zu widerstreben.

Der Staatskanzler Kaunitz arbeitete jedoch unablässig und wie oben angedeutet mit Erfolg daran, die einer Verbindung beider Staaten zu einem Kriegszwecke im Wege stehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Wodurch dies gelang, ist unter Hinweis auf die Gesammtlage des europäischen Staatensystems erklärt worden. Jenem Nachweis ließen wir eine Darlegung begleitender Umstände folgen, die in erster Reihe den Anstoß dazu gaben, daß sich die vorbereiteten Auflösungen und Neubildungen von Allianzen um so schneller vollzogen. Wir haben nun noch einen wesentlichen der begleitenden Nebenumstände besonders hervorzuheben.

Fürst Kaunitz.

Friedrich hatte die liederliche Wirthschaft, die am französischen Hofe herrschte, nicht weniger gegeißelt als die anderer Höfe, was ebenfalls nicht unbemerkt geblieben war. Nun spielte aber damals in Versailles die weltberüchtigte Buhlerin, die Pompadour, die entscheidende Rolle, und diese namentlich war von Friedrich schwer beleidigt worden. Als ihm Voltaire einst Grüße derselben überbrachte, hatte er ihn mit den Worten unterbrochen: „Ich kenne sie nicht!“ Von Voltaire war freilich hinterher der Pompadour berichtet worden, Mars habe die Grüße der Venus mit Entzücken entgegengenommen, aber die vielvermögende Frau hatte dennoch nicht nur von der Aeußerung, die Friedrich wirklich gethan, sondern auch noch von manchen anderen Auslassungen Friedrich's über sie Kenntniß erhalten. Auch gab ihr Friedrich seine Verachtung dadurch zu erkennen, daß der preußische Gesandte am französischen Hofe sich ihr nicht vorstellen sollte, während der österreichische Gesandte, gemäß den aus Wien erhaltenen Befehlen, sich oftmals die Gnade erbat, ihr seine allerunterthänigste Aufwartung machen zu dürfen.

Das Dreifrauenbündniß. Man ging in Wien noch weiter. Der Kaiserin ward der Vorschlag gemacht, mit der Pompadour in einen freundschaftlichen Briefwechsel zu treten, und so groß war der Haß Maria Theresia's gegen Friedrich, daß sie, die züchtige Fürstin,

deren Privatleben ein Muster von Ehrbarkeit genannt zu werden verdient, es über sich gewann, schon in ihrem ersten Briefe der Buhlerin das kaiserliche, in kostbare Diamanten eingefaßte Bildniß zu übersenden. — Die in Wien gewünschten Erfolge traten ein. In dem Lustschloß der Pompadour wurden die Grundzüge zu einem Bündnisse Frankreichs mit Oesterreich festgestellt, und dies kam auch endlich (9. Mai 1756) zu Stande.

Es ist zweifelhaft, ob die Freude über diesen Erfolg nicht in Dresden noch größer war, als in Wien. Brühl sprach gegen Maria Theresia die Betheuerung aus, sein Herr könne nicht ruhig schlafen, ehe nicht Schlesien wieder unter den Flügeln des kaiserlichen Doppeladlers ruhe. — So hatten sich denn drei der mächtigsten Frauen gegen Friedrich verschworen; zwei von ihnen regierten in Kaiserreichen, die dritte beherrschte den König eines großen Reiches.

Das Bündniß gegen Friedrich umschloß den größeren Theil der europäischen Mächte: Oesterreich, Rußland, Frankreich und das von Frankreich abhängige Schweden. Außerdem stand die Mehrzahl der deutschen Fürsten auf Seiten Oesterreichs. Dieser Gesammtmacht gegenüber befand sich das kleine Preußen nur im Bunde mit dem zu Lande schwachen England. Innerhalb Deutschlands konnte es nur auf geringen Beistand rechnen.

Wenn in den Heerlagern der Feinde der Untergang Preußens unter den angedeuteten Umständen für unvermeidlich gehalten wurde — wer hätte deshalb die leitenden Persönlichkeiten zu weit gehender Hoffnungen beschuldigen dürfen?

Alles in Allem läßt sich in Bezug auf die innersten Beweggründe und die Ziele des drohenden Kampfes sagen: Es standen sich, ähnlich wie im Dreißigjährigen Kriege, die alte und die neue Zeit gegenüber.

Je mehr die Zahl der Gegner Friedrich's angewachsen war, um so bedrohlicher hatten sich in Wien die Absichten gegen Friedrich entwickelt. Die Krone sollte den Hohenzollern wieder vom Haupte gerissen, Friedrich auf die Würde eines Markgrafen zurückgedrängt und damit die Schirmherrschaft Preußens über den Protestantismus vernichtet werden. Die Beute war im Entwurfe bereits gleichfalls getheilt: Schlesien mit Glatz und Krossen sollte an Oesterreich, Ostpreußen an Polen (dafür Kurland an Rußland), Bremen und Verden an Dänemark, Magdeburg, Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen, Pommern an Schweden, Belgien an Frankreich fallen. Den Kurfürsten von der Pfalz hoffte man durch das Angebot der klevisch-märkischen Lande, Holland durch ein Gebiet in Westfalen zu gewinnen. Der Doppeladler soll wieder zu voller Herrschaft über Deutschland kommen, nicht um es zu schirmen gegen das Ausland, nein, um durch die Macht über das „Reich" den nationalen Aufschwung Deutschlands zu hemmen und Oesterreichs Hausmacht auf Kosten des Deutschen Reiches weiterhin zu vergrößern! — Wieder beschwor Oesterreich eine furchtbare Gefahr über Deutschland herauf! Das Gelingen des Planes konnte eine zweite Auflage des Westfälischen Friedens, vielleicht Schlimmeres noch, zur Folge haben.

Es währte nicht lange, so ward dem Könige Kunde von Truppenzusammenziehungen in Livland und in Böhmen. Dieser Umstand mußte seine Aufmerksamkeit um so mehr erregen, als ihm bereits von dem Großfürsten Peter von Rußland, der ihm die höchste Bewunderung zollte, geheime, ihn zur Vorsicht mahnende Mittheilungen zugekommen waren. Volles Licht aber über seine Lage gaben ihm Abschriften geheim gehaltener Depeschen aus dem Dresdener Archiv, die ihm von seinem dortigen Gesandten zugingen. Diese wichtigen Papiere waren durch die Verrätherei des sächsischen Kanzleisekretärs Mentzel in die Hände des Gesandten gekommen.

Welcher andere Fürst Europa's hätte, in gleicher Lage gegenüber einer Koalition von halb Europa, hinter dem eine halbe Million Bajonette stand, nicht sofort den Rückzug angetreten, um sich durch rechtzeitige Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten vor völliger Vernichtung zu schützen?

Nicht so Friedrich. Zum Widerstande auf Leben und Tod bereit, beschloß er sogleich, seinen Feinden, die eben noch in der Rüstung begriffen waren, auch diesmal zuvorzukommen.

Einem Sturmwinde gleich wollte er die Wolken durchbrechen, die sich von allen Seiten gegen ihn zusammenballten. Zunächst gedachte er das kornreiche Sachsen zu nehmen, dann in Böhmen einzufallen; das Andere, meinte er, werde sich finden.

Geheime Verordnung des Königs. In welchem Geiste der Held das große Wagniß begann, davon giebt ein Aktenstück Zeugniß, das jüngst erst zu Tage gekommen ist, eine geheime Instruktion an den Minister Grafen Finkenstein, die der König demselben vor Beginn des Feldzuges einhändigte, und die folgendermaßen lautet:

„1. In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge!) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark oder die Russen in die Neumark einzufallen drohen, so muß die königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem General-Direktorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen, oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden; — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Falle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Kronbiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß."

„2. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden: in diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien, beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generäle, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Diese Urkunde ist für den echt königlichen Sinn dieses Monarchen so bezeichnend, daß gegenüber dieser Größe und Erhabenheit jedes bewundernde Wort verstummt.

Der einzige nennenswerthe Verbündete, den Friedrich hatte, Georg II. von England, ließ ihn durch seinen Gesandten beschwören, nichts Feindseliges gegen Oesterreich zu beginnen, sondern die Sachen an sich kommen zu lassen. Friedrich antwortete heftig: „Glauben Sie, daß ich mir werde Nasenstüber geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!" An den König von England schrieb er: „Besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen." Aber den bösen Schein zu vermeiden, hielt Friedrich für gerathen. Er ließ in Wien anfragen, was die Kriegsrüstungen in Böhmen zu bedeuten hätten. Es erfolgte eine ausweichende und, nach Wiederholung der Anfrage, eine stolz abweisende Antwort. Gleichzeitig mit der letzteren empfing der König einen Bericht vom preußischen Gesandten in Dresden, dahin lautend, man beabsichtige dadurch, daß man Preußen zur Kriegsbereitschaft zwinge, in diesem Jahre schon dessen Kräfte zu einem guten Theil zu erschöpfen.

Das Kriegsjahr 1756.

Nicht im Zweifel darüber, daß, wenn der König dem von London aus gegebenen Rathe nachkomme, im nächsten Jahre dann desto sicherer der so lange und so umfassend vorbereitete Schlag ausgeführt werde, traf Friedrich entschlossen seine Maßregeln. — Dem Kurfürsten von Sachsen und dem Grafen Brühl mochte nicht ganz wohl zu Muthe sein; es lag ja für sie die Frage nahe: Wird nicht Friedrich durch Sachsen nach Böhmen einzudringen suchen? Da dies wahrscheinlich, so ward beschlossen, bei Eintritt dieses Falls sich für neutral zu erklären, dann aber, zu geeigneter Stunde, im Rücken der Preußen sich gegen diese zu erheben.

Einfall in Sachsen. Dies Gewebe von Trug und Hinterlist zerhieb Friedrich's Degen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit sammelte er ein Heer von 67,000 Mann und rückte am 29. August 1756 in Sachsen ein. Damit war der Krieg, der später den Namen des dritten Schlesischen oder des Siebenjährigen Krieges erhalten hat, eröffnet. — Friedrich war guten Muthes. Dem Herzog Ferdinand von Braunschweig schrieb er: „Festgestanden und auf der Hut! Heiterkeit und Klugheit! und wir jagen den Teufel aus der Hölle — wenn einer drin sitzt!“ — Voltaire, der so wenig wie viele Andere wußte, was den König gezwungen hatte, das Schwert zu ziehen, hielt sich für berufen, eine poetische Epistel an Friedrich zu erlassen, in welcher er diesem das Erlöschen seines Ruhmes dafür, daß er einen blutigen Kampf heraufbeschwöre, ankündigte. Friedrich antwortete ihm in einer Gegen-Epistel, in der er sagt, auch er wünschte, sich des Glückes erfreuen zu können, das der Frieden bietet, doch gestatte strenge Pflichtforderung ihm das nicht. Er schloß mit den Worten:

„Ich aber, Freund, berufen auf den Thron,
Ich, welchem Sturm und Ungewitter droh'n,
Muß eines Helden Ruhm erwerben,
Muß retten mich und Volk und Staat,
Muß in der Schlacht und im geheimen Rath
Als König denken, leben, sterben.“

Friedrich besetzte schnell hinter einander Wittenberg, Torgau, Leipzig und andere Städte. Die sächsischen Truppen, etwa 17,000 Mann, die in Hast zusammengerufen worden waren, bezogen an der böhmischen Grenze, unweit Pirna, ein Lager. Der Platz war zum größten Theile von einer Kette hoher, schroffer Felsen umgeben. Die wenigen Zugänge wurden durch die stärksten Verhaue gesperrt. August III. und Brühl hatten ihr Heil in der Flucht gesucht. Der Kurfürst sprach von Neutralität, jedoch war seine Hoffnung auf die anrückenden Oesterreicher gerichtet. Diese würden, meinte er, seine Truppen im Lager bei Pirna entsetzen, und er würde sich dann zunächst wieder zum Herrn seines Landes zu machen vermögen. Aber die Oesterreicher in Böhmen sammelten sich nicht so schnell, wie man wünschte und hoffte, und von dem liederlichen, in asiatischem Ueberflusse lebenden Grafen war für die Truppen dermaßen schlecht gesorgt worden, daß sie nur für fünfzehn Tage Lebensmittel im Lager hatten. So mußte befürchtet werden, daß sie, wenn nicht bald Hülfe nahte, in ihrer unzugänglichen Feste vom Hunger gezwungen werden würden, sich dem Feinde, der das Land innehatte, zu ergeben.

Friedrich war indeß am 9. September in Dresden eingezogen. Geld und Gut der Unterthanen wurden nicht angetastet, dagegen die Staatskassen und die Kriegsvorräthe in Beschlag genommen. Der König wohnte in einem Gartenhause bei Dresden, empfing Standespersonen bei sich, behandelte die zurückgebliebene Gemahlin des Kurfürsten auf das Höflichste und hielt musterhafte Mannszucht unter seinen Truppen.

Nun erschien eine Mahnschrift des Kaisers, in welcher Friedrich aufgefordert wurde, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen.“ Dabei wußte es der Kaiser nur zu gut, daß Friedrich, obwol er der Angreifende war, dennoch nur einen Vertheidigungskrieg führte! Aber die in echt jesuitischem Sinne abgefaßte kaiserliche Mahnschrift enthielt noch etwas Anderes. Sie suchte brave Männer zu „höchst frevelhafter und straffälliger Empörung“ gegen ihren Kriegsherrn anzureizen, indem sie die preußischen Offiziere aufforderte, ihren „gottlosen Herrn zu verlassen.“

Nun wagte es auch noch der Reichstag zu Regensburg, der längst jegliche Bedeutung verloren hatte und nur noch ein Gespenst war — lagen doch im Reichsgericht im Jahre 1672 nicht weniger als 61,233 unerledigte Prozesse aufgehäuft — den König vor sich zu laden, um ihn als Friedensstörer zur Verantwortung zu ziehen. Diesen Beschluß ließ er dem preußischen Gesandten daselbst, Freiherrn von Plotho, zustellen. Der kaiserliche Notar Aprill, der mit der Ueberreichung betraut war, kam übel weg. Hören wir ihn selbst aus seinem Bericht, den er über seinen Empfang bei Plotho dem Reichstage abstattete.

Die Königin-Kurfürstin vor dem Zugang zum geheimen Archive. Nach Camphausen.

„ . . . . Nachdem Citatio fiscalis Ihme Freih. v. Plotho zu Gesicht selbst gekommen, solche von demselben selbst eingesehen, gelesen und vernohmen worden, hatte Sr. Exz. sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seynd Sr. Exz. Freih. v. Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß dieselben Sich nicht mehr stille zu halten vermöget, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei aber die fiskalische Citation nebst dem opponendo annoch in seine rechte Hand haltend in diese Formalia gegen mich ausgebrochen: Was, du Flegel, insinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieses ist mein Notariat Ambt, deme ich nachkommen muß. Dessen aber ungeachtet fallete mich der Freih. von Plotho mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willst du es (nehmlich die ihme von mir insinuirte und noch in seiner Hand gehabte Citationem fiscalem) zurücknehmen? Da ich mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citation nebst dem opponendo Vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer

hinausgedrucket, ruffete er zu denen zweien vorhanden gewesenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!" ... Dies zugleich als Probe des damals üblichen Reichs- und Kurialstiles.

Wir sind berechtigt, den allgemein geltenden Satz: „Der Stil ist der Mensch" in den zu erweitern: Der Stil, den jene Probe an sich trägt, ist der Regensburger Reichstag in seiner dermaligen Verfassung! In der That stand derselbe bei dem deutschen Volke in solcher Mißachtung, daß die leidenschaftliche Handlung, zu der der preußische Gesandte sich von seiner Begeisterung für seinen König hinreißen ließ, in den weitesten Kreisen belobt und bejubelt ward.

Nun beschloß Friedrich, vor aller Welt klarzulegen, welche Ränke gegen ihn gesponnen worden seien, und daß einzig und allein die Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu dem gethanen Schritte gezwungen habe. Der General Wylich empfing von ihm den Befehl, sich des sächsischen Archivs, das sich auf dem königlichen Schlosse befand, zu bemächtigen. — Als die Kurfürstin von dem Vorhaben Kunde empfing, eilte sie herzu und suchte mit ausgebreiteten Armen und mit ihrem Reifrocke den Zugang zum Archive der geheimen Kanzlei zu decken. General Wylich ließ sich vor der Fürstin auf seine Kniee nieder und beschwor sie, nachzugeben, da er den gemessensten Befehl habe, sich unter allen Umständen des Archivs zu bemächtigen. Da wich die Kurfürstin, und die gewünschten Schriftstücke fielen in die Hand des Königs. Sie wurden von Friedrich's Bevollmächtigtem, dem späteren Minister von Herzberg zusammengestellt und unter dem Titel: „Denkschrift über die gefährlichen Beschlüsse des sächsischen und österreichischen Hofes gegen Preußen" veröffentlicht. Nun konnte ein Jeder, der sehen wollte, sehen, auf welcher Seite der „Frevel" lag. —

Indeß war Tag auf Tag vergangen, und die Oesterreicher rückten unter Feldmarschall Brown der sächsischen Grenze zu. Friedrich's Bemühungen, von August III. nicht ein leeres Versprechen, sondern die Sicherheit der strengsten Neutralität zu erlangen, hatten zu keinem Ergebniß geführt. August saß auf der Festung Königstein geborgen und praßte dort mit Brühl an reichbesetzter Tafel, während seine Truppen und Pferde, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, bereits mit halber Tagesnahrung vorlieb nehmen mußten. „Noch einige Tage", tröstete Brühl, „und unsere Truppen werden durch die Oesterreicher erlöst sein!"

Die Sachsen, obwol unthätig in ihrem Lager, störten doch den König in seinen Unternehmungen ungemein, insofern sie ihn festhielten, ihm also Zeit raubten. Sie im Rücken zu wissen, hielt er für bedenklich, und so harrte er von Tag zu Tag auf ihre Waffenstreckung.

Sieg bei Lowositz. Nun langte die Nachricht zu ihm: die Oesterreicher rücken an! Auf diese Nachricht hin übergab der König dem Markgrafen Karl von Schwedt das Kommando über das Belagerungsheer und marschirte selbst an der Spitze eines starken Heerestheiles dem Feinde entgegen. Schon am nächsten Morgen (1. Oktober 1756) trafen die Armeen bei dem böhmischen Städtchen Lowositz auf einander. Friedrich befehligte 24,000 Mann, Brown 34,000 Mann. Der Nebel war so stark, daß die Schlacht erst am Nachmittage begonnen werden konnte. Beide Feldherren trafen ihre Anordnungen vorzüglich, und auch die Truppen auf beiden Seiten fochten mit Tapferkeit und Unerschrockenheit. Als aber endlich die Preußen, nachdem sie Pulver und Blei verschossen hatten, mit gefälltem Bajonett sich dem Feinde entgegenwarfen, begann dieser zu weichen; nach kurzer Zeit war der Sieg errungen. Brown zog sich in leidlich guter Ordnung zurück. Der Widerstand der Oesterreicher war so hartnäckig gewesen, daß Friedrich's Krieger ausriefen: „Das sind die alten Oesterreicher nicht mehr!" wogegen man unter den Oesterreichern den Ausspruch hörte: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden!" Friedrich schrieb an den Feldmarschall Schwerin, der bereits von Schlesien aus in Böhmen eingedrungen war und dort eine feste Stellung genommen hatte: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren."

Mit diesem Siege war den sächsischen Truppen, die infolge der Entbehrungen bereits auf 14,000 Mann zusammengeschmolzen waren, die Hoffnung auf Entsatz abgeschnitten. Ein Versuch, sich durchzuschlagen, wurde durch die Wachsamkeit der Preußen vereitelt.

Drei Tage harrten sie noch ohne Nahrung und bei dem schauerlichsten Unwetter unter freiem Himmel aus, dann ergaben sie sich dem Könige als Kriegsgefangene. Friedrich ließ unter die Gefangenen sogleich Brot vertheilen und lud die Generäle zur Tafel. Die sächsischen Offiziere gaben ihr Ehrenwort, während dieses Krieges nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen, und wurden darauf nach Hause entlassen, die Gemeinen dagegen dem preußischen Heere eingereiht, eine Maßregel, die gar üble Folgen hatte, da der größere Theil von ihnen bei günstiger Gelegenheit die Fahne verließ.

Waffenstreckung der Sachsen bei Pirna. Zeichnung von Ludw. Burger.

August III. begab sich nach Polen. Die preußischen Truppen bezogen Winterquartiere in Sachsen, während Schwerin mit seiner Armee nach Schlesien, Brown nach Böhmen sich zurückzog. Friedrich, der jetzt Sachsen förmlich in „Verwahrsam" genommen hatte, wohnte in Dresden und lebte nach gewohnter Weise, indem er für sein Land und sein durch 16,000 sächsische Rekruten verstärktes Heer sorgte und sich in seinen Mußestunden an Kunst und Wissenschaft erquickte. — So erwartete er das Jahr 1757, in welchem der gegen ihn beschlossene Sturm zum Ausbruch kommen sollte.

Das Kriegsjahr 1757.

Nicht weniger als 430,000 Krieger standen im Frühjahr 1757 gegen Friedrich unter Waffen. Er dagegen hatte mit der allergrößten Anstrengung nur etwa 200,000 Mann aufzubringen vermocht, von denen indeß ein sehr großer Theil als Besatzung der festen Orte des Staates verwandt werden mußte. Sein heroischer Muth den Feinden gegenüber, die ringsum in Ueberzahl ihre Streitkräfte gegen sein nach allen Seiten hin offenes Land schoben, gemahnt an das Beispiel der Griechen, die einst furchtlos den Kampf gegen die hundertfach größeren Scharen des Xerxes aufnahmen. Die Franzosen überschritten 100,000 Mann stark den Rhein. Den 10,000 Schweden im Norden hatte Friedrich nur 4000, dem 100,000 Mann starken russischen Heere im Osten nur 14,000 Mann entgegenzustellen.

Auf dem Reichstage zu Regensburg war die Reichsacht gegen Friedrich ausgesprochen und der Beschluß gefaßt worden, eine Exekutionsarmee von 32,000 Mann gegen ihn marschiren zu lassen. Als Grund ward vorgeschützt, Friedrich habe den Westfälischen Frieden verletzt.

Der König beschloß, sich mit seiner Hauptmacht zunächst auf die Oesterreicher zu werfen, und, falls der Erfolg ein für ihn günstiger sei, sich unmittelbar darauf, je nachdem die Nothwendigkeit es erfordere, gegen die Franzosen oder gegen die Russen zu wenden. Die von ihm getroffenen Anstalten erweckten den Schein, als beabsichtige er sich in Dresden zu befestigen. Plötzlich aber brachen die Preußen in vier Heeresabtheilungen, gleich vier reißenden Strömen, durch die Gebirge in Böhmen ein, erbeuteten beträchtliche Vorräthe des Feindes und trafen am 6. Mai vor Prag mit ihm zusammen.

An Stelle des einsichtigen Brown führte jetzt wieder der Bruder des Kaisers, der Prinz Karl von Lothringen, den Oberbefehl über das österreichische Heer in Böhmen. Karl zog schleunig seine Truppen zusammen und nahm auf steilen Bergen bei Prag eine feste Stellung. Der österreichische Feldmarschall Daun sammelte inzwischen ein zweites Heer in Mähren. Da nun schon das böhmische Heer den Preußen an Zahl (die Stärke der Preußen betrug 64,000, die der Oesterreicher 72,000 Mann) überlegen war, so wollte Friedrich nicht unthätig liegen bleiben, bis nun auch noch Daun heranrückte, sondern er beschloß, den Erzherzog Karl sogleich anzugreifen, ein Plan, in dem er von seinem Lieblinge, dem kühnen General von Winterfeldt, bestärkt wurde. Auch Schwerin stimmte bei, nur wollte es ihm nicht gut dünken, den Angriff noch an demselben Tage, ja schon in derselben Stunde, auszuführen; die preußischen Truppen seien ermüdet, sagte er, die Oesterreicher dagegen vollständig ausgeruht. Friedrich entgegnete: „Frische Fische, gute Fische!“ und wollte von Aufschub nichts hören. Da drückte sich der greise Feldmarschall Schwerin, wie es seine Gewohnheit war, den Hut in die Augen und sagte: „Soll und muß denn heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!“

Schlacht bei Prag. Damit sprengten er und Winterfeldt auf den linken Flügel, und die Schlacht nahm ihren Anfang. Leider hatte man einige entwässerte und mit Hafer besäete Teiche als passirbaren Boden angesehen. Dem von den Feldherren entworfenen Plane gemäß sollte nun der linke Flügel der Preußen hier vorrücken, was — eben wegen der schlechten Bodenbeschaffenheit — außerordentlich langsam von statten ging und den Truppen, die aus einer Reihe von Batterien bestrichen wurden, ungeheure Verluste bereitete. — Indeß war der Kampf auch auf anderen Orten entbrannt, der Kampfruf, das Knattern der Gewehre und das Donnern der Geschütze erschütterte die von Staub und Pulverdampf erfüllte Luft. Auf beiden Seiten rang man mit höchster Anstrengung um die Palme des Sieges; der Tod hielt eine reiche Ernte. Dem österreichischen Feldmarschall Brown wurde das rechte Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert, Winterfeldt, von einer Kugel am Halse getroffen, stürzte wie todt vom Pferde, Prinz Karl von Lothringen war von einem Brustkrampfe befallen worden.

Schwerin bei Prag.

Schwerin's Heldentod. Jener Marsch durch die schlammigen Teichäcker hatte den von Schwerin geführten Heerestheil zu sehr gelichtet, er begann zu wanken. Schwerin sprengte herzu, als eben der verwundete Winterfeldt, aus dessen Halswunde das Blut rieselte, sich wieder aufgerafft hatte, gab diesem sein einziges noch übriges Handpferd, riß in jugendlichem Feuereifer dem Stabskapitän von Rohr, der eine Fahne ergriffen hatte, um die Wankenden zum Stehen zu bewegen, diese aus der Hand und wandte sich, die Seinen

mit lautem Zuruf zur Nachfolge anfeuernd, aufs Neue gegen die Tod und Verderben speienden Feuerschlünde des Feindes. Da ward der dreiundsiebzigjährige Held von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt und sank — das Gesicht mit der Fahne bedeckt — todt vom Pferde.

Aber schon nach wenigen Minuten flatterte die blutgetränkte Fahne wieder über den Häuptern der Preußen, und sie drangen, um den Tod des Führers zu rächen, nun mit um so größerem Ungestüm vorwärts. General Fouqué hatte die Führung des linken Flügels übernommen. Da ward ihm von einer Kartätschenkugel der Degen zerschmettert und er dadurch zugleich an der Hand verwundet. Ein mit dem Tode ringender Offizier reichte ihm mit letzter Anstrengung seinen Degen. Fouqué ließ sich diesen an seine Hand binden und behielt das Kommando. Des Königs Bruder Heinrich führte die Seinen gegen eine Batterie vor. Sie stießen auf ein Wasser, das den Grenadieren zum Durchschreiten zu tief zu sein schien. Prinz Heinrich, der von Person klein war, sprang, den Degen in der Faust schwingend, in das Wasser und rief: „Keiner ist unter euch, der nicht wenigstens einen Kopf größer ist als ich, und wo mir das Wasser bis an den Kragen geht, reicht es Vielen von euch noch nicht an die Hosenschnalle. Gewehr und Patronentasche hochgehalten und mir nachgefolgt!" Das Wasser wurde durchwatet, und in kurzer Zeit befand sich die Batterie in den Händen der Preußen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig trieb indeß den Feind von Berg zu Berg und eroberte hinter einander sieben Schanzen. Doch immer noch schwankte die Entscheidung. Da entdeckte des Königs scharfes Auge eine Lücke im Centrum des Feindes. An der Spitze dreier Bataillone drang er nun unter dem furchtbarsten Kugelregen vor. Die feindliche Armee ward durchbrochen, die Trümmer derselben retteten sich zum Theil nach Prag.

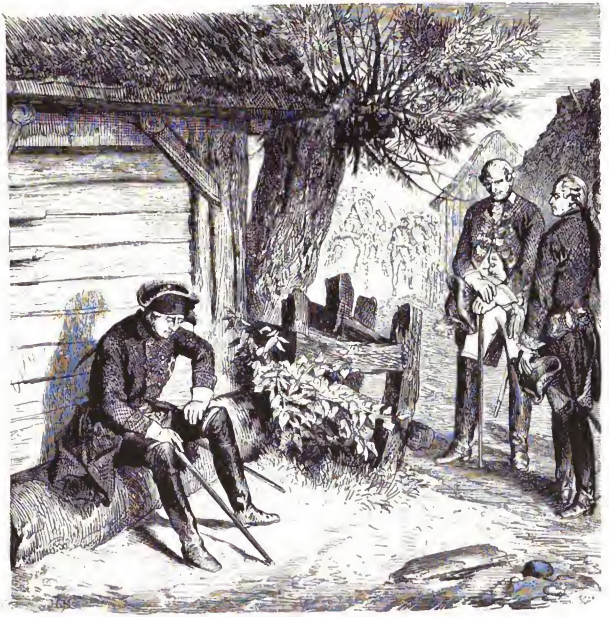
Die Oesterreicher verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 13,000 Mann, außerdem die Kriegskassen, 60 Kanonen und eine Anzahl Fahnen.

Aber der Sieg war theuer zu stehen gekommen. „Die Schlacht bei Prag", sagt Friedrich in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, „war eine der mörderischsten des Jahrhunderts — eine wahre Heroenschlacht." Zwölftausend Mann seiner Kerntruppen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Der Tod Schwerin's allein galt dem König so viel als ein Verlust von 10,000 Mann. „Sein Tod machte die Lorbern des Sieges verwelken." Nach der Schlacht fand der Prinz Heinrich seinen königlichen Bruder zur Seite des Weges auf einem erhöhten Rasenstücke sitzend; mit Thränen in den Augen sagte ihm der König: „Schwerin ist todt!"

Die Leiche Schwerin's ward nach dem Erbbegräbniß der Familie bei Schwerinsburg in Pommern geführt. „Auch in des Feindes Land", erzählt J. Kutzen, „blieb Schwerin, da er durch seine Mannszucht und Menschenliebe des Krieges Drangsale gar oft gemildert, ein hochgeachteter und gesegneter Heldenname, und wir kennen die Huldigung, womit einst Kaiser Joseph II. bei einer Revue sein Andenken feierte und dadurch der Stelle seines Todes gewissermaßen selbst beim Gegner eine dauernde Weihe verlieh. „Sechs Grenadierbataillone", erzählt ein österreichischer Offizier und Mitkämpfer des Siebenjährigen Krieges, „schlossen einen Kreis um den Monarchen, auf dessen Befehl der General Nugent eine dreimalige Generaldecharge aus dem kleinen Gewehr und der Artillerie machen ließ, wobei der Kaiser Joseph jedesmal den Hut, zum Zeichen der Achtung für den verewigten Helden, abnahm."

Umschließung Prags. Friedrich schloß nun ohne Verzug Prag ein und sandte noch am Abende des Schlachttages zu dem Prinzen Karl einen Parlamentär, der denselben im Namen des Königs zur Uebergabe aufforderte. Der Prinz wies ihn an den schwer verwundeten Brown, und dieser gab die Antwort: „Der Kommandant hoffe, durch gute Vertheidigung der Stadt sich die Achtung des Königs zu verdienen." Die Besatzung der Stadt betrug über 50,000 Mann. Dennoch rechnete der König darauf, dieselbe in kurzer Zeit kriegsgefangen zu machen. Da die Oesterreicher in der Stadt indeß sicherer noch, als

es von Seiten der Sachsen bei Pirna geschehen war, auf baldigen Entsatz hofften, zumal sie wußten, Daun, der bereits gegen 60,000 Mann um sich geschart hatte, stehe in der Nähe, so ertrugen sie alle Entbehrungen mit seltener Ergebung. Indeß verging Tag für Tag, und mit jedem Tage gestaltete sich die Sache des Königs ungünstiger. Daun zog fortgesetzt neue Truppentheile an sich, und von Westen her rückte das starke französische Heer näher. Friedrich mußte ein Vereinigung beider Heere um jeden Preis zu verhindern suchen. Er beschloß demnach zunächst gegen Daun vorzurücken und sich mit diesem zu messen.



Friedrich nach der Schlacht bei Kolin. Zeichnung von Ludw. Burger.

Gelang es ihm, Daun zu schlagen, so war auf die augenblickliche Uebergabe Prags sicher zu rechnen, und dem Könige stand dann Oesterreich offen.

Bei Kolin. Im Osten von Prag, an der Elbe, liegt das böhmische Dorf Kolin. Hier traf Friedrich auf Daun, dessen Heer dem seinigen an Zahl um das Doppelte überlegen war. Der Angriff wurde am 18. Juni vom König beschlossen und ging nach einem vortrefflichen Plan vor sich. Schon waren entschiedene Vortheile errungen, so daß Daun bereits an den Rückzug dachte. Da wandte sich plötzlich das Glück des Tages. Nicht ein Abgehen des Königs von seinem ursprünglichen Schlachtplane, wie merkwürdigerweise bis in die neueste Zeit angenommen worden ist, sondern Bodenhindernisse (der König hatte über die

Beschaffenheit einiger Feldmarken unrichtige Nachrichten empfangen) bewirkten, daß die Stellung der preußischen Heerestheile zu ihren Ungunsten verändert werden mußte.*)

Als der Feldmarschall Daun dies bemerkte, hatte er kurz vorher einen Zettel an die Unterbefehlshaber gesandt, mit dem Befehl zum Rückzuge. Schnell sprengten nun Reiter nach allen Seiten, um die Order aufzuhalten und den Führern den Befehl zu einem allgemeinen Angriffe zu überbringen.

Was konnte aller Heldenmuth der Preußen helfen, die sich in schlechten Stellungen einem an Zahl überlegenen Feinde gegenüber befanden! Siebenmal läßt Friedrich die Reiterei gegen die Oesterreicher anstürmen, siebenmal wird der Angriff abgeschlagen. Ueberall beginnen die Reihen zu wanken, über die Leichen dringt der Feind vor. Der König wirft sich den Weichenden entgegen, etwa 40 Mann scharen sich um ihn, bereit, mit ihm gegen eine Batterie vorzugehen. Alles wird niedergestreckt, nur Friedrich und sein Adjutant sind noch übrig. Der König hat nicht Acht darauf, bis sein Adjutant ruft: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein nehmen?" — Friedrich hält sein Roß, sieht durch das Fernrohr nach der Schanze und reitet darauf langsam zurück. — Die Schlacht ist verloren, 14,000 Preußen — fast die Hälfte des preußischen Heeres — decken das Schlachtfeld. Dennoch wagen es die Oesterreicher nicht, den sich zurückziehenden Feind zu verfolgen.

Zum ersten Male hatte hier Friedrich auf seiner Feldherrnlaufbahn während dreier Kriege eine Schlacht verloren; es läßt sich ermessen, mit welcher Wucht dieser Verlust auf die Seele des Königs fiel. In dem Dorfe Nimburg wurde Halt gemacht, um die Pferde zu tränken. Da trat ein alter Kriegsmann zu Friedrich, reichte ihm in seinem Hute einen aus einem Pferdeeimer geschöpften kühlen Trunk und sprach treuherzig: „Trinken Eure Majestät, und lassen Sie Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott giebt uns schon wieder einen Sieg." Am Abend fanden die Offiziere den König auf einer Brunnenröhre sitzend, indem er, in tiefes Nachdenken versunken, Figuren in den Sand zeichnete. Niemand wagte ihn anzureden. Endlich ermannte er sich, stand auf und traf die nothwendigen Anordnungen. Als der Rest seiner Garde vorbeimarschirte, brachen ihm Thränen aus den Augen. „Kinder", sagte er, „Ihr habt heut einen schlimmen Tag gehabt." — „Leider!" war die Antwort, „wir sind nicht gut geführt worden." — „Habt nur Geduld, Kinder", erwiederte der König, „ich werde Alles wieder gut machen!"

Friedrich hatte eine schwere Einbuße erlitten. Wäre er als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, so hätte er auch weiter angriffsweise verfahren können, um eine zu starke Vereinigung feindlicher Kräfte zu verhindern: jetzt mußte er sich in der Hauptsache vertheidigungsweise verhalten, so daß die schon an Truppenzahl so mächtigen Gegner auch noch in dieser Beziehung im Vortheil waren. — Die Belagerung Prags mußte Friedrich aufheben; er blieb aber noch eine Zeit lang in Böhmen, um Daun, der sich inzwischen mit dem Prinzen Karl vereinigt hatte, eine zweite Schlacht anzubieten. Erst als Daun sich auf eine solche nicht einlassen wollte, zog sich Friedrich nach Sachsen zurück. Durch falsche Anordnungen einzelner Heerführer erlitt das Heer auf dem Rückzuge noch empfindliche Verluste.

Auch bei Friedrich bewährte sich das Sprüchwort: „Ein Unglück kommt selten allein!" Vier Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin starb des Königs von ihm so hoch verehrte Mutter. Auch von den Kriegsschauplätzen liefen weitere trübe Nachrichten ein. Der Feldmarschall von Lehwald, der in Preußen gegen die Russen operirte, hatte es gewagt, sich mit seinen 25,000 Mann dem 60,000 Mann starken russischen Heere entgegenzuwerfen. Am 30. August war es bei Groß-Jägerndorf, unweit Welau, zur Schlacht gekommen, und Lehwald war mit großem Verlust zurückgeworfen worden. Er hatte 5000 Mann, die Russen allerdings 10,000 Mann verloren. — Eine tödliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth veranlaßte

*) Professor J. Kutzen hat sich das Verdienst erworben, durch seine Schriften: „Der Tag von Kolin", „Ueber die vermeintliche Schuld Friedrich's des Großen an dem Verlust der Schlacht von Kolin" und „Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges" jene falschen Annahmen berichtigt zu haben.

indeß den Petersburger Hof, die Hauptmacht des russischen Heeres zurückzurufen, so daß General von Lehwald sich nach Pommern wenden konnte, in das die Schweden, 22,000 Mann stark, eingefallen waren. Auch von Westen her kam eine Unglücksbotschaft. Den an der Weser stehenden deutsch-englischen Hülfstruppen hatte am 26. Juli die französische Westarmee bei Hastenbeck eine Niederlage beigebracht.

Der größere Theil des preußischen Heeres war in Schlesien zurückgeblieben. Beim Abschiede von diesem Heerestheile hatte der König sein Pferd noch einmal umgewandt, den General von Winterfeldt umarmt und gesagt: „Bald hätte ich vergessen, Ihm Seine Instruktion zu geben. Sie ist kurz: Erhalte Er sich mir!“

Auffahrt des Prinzen von Soubise in Gotha. Zeichnung von A. Beck.

Und jetzt kam die Nachricht: Eine Abtheilung der Preußen sei am 8. September bei Moys von einem österreichischen Heerhaufen geschlagen worden, und Winterfeldt habe während des Treffens eine Wunde empfangen, der er in der Nacht darauf in Görlitz erlegen sei. — „Wider die Menge meiner Feinde“, rief Friedrich unter Thränen, „werde ich Mittel finden; wer aber schafft mir einen Winterfeldt wieder!“

Die Preußen waren entmuthigt, die Feinde fühlten sich des besten Erfolges sicher.

Dennoch sahen die Soldaten den König um diese Zeit wohlgemuth, vernahmen wol auch, nach gewohnter Weise, hier und da ein Scherzwort von ihm; seine vertrautesten Freunde aber wußten, wie trübe es in seiner Brust aussah, ja, sie zitterten für sein Leben, da es ihnen bekannt geworden war, er trage ein schnell tödtendes Gift bei sich, und daß er die Aeußerung gethan hatte, den Sturz seines Vaterlandes, wenn dieses Unglück eintreten sollte, nicht überleben zu wollen. In einem damals entstandenen Gedicht von ihm an d'Argens, einen der liebenswürdigsten und treuesten seiner Umgangsgenossen, heißt es:

„Leb' wohl, d'Argens! In diesem Bilde siehst
Du meines Todes Ursach'. Denke nicht,
Ich bitte dich darum, daß aus dem Nichts
Des Grabes ich nach Götterwürde dürste.
Die Freundschaft fordert Eines nur von dir:
So lang' hienieden noch des Himmels Fackel
Die Tage dir erhellt, indeß ich ruhe,
Und wenn der Frühling neu erscheint und dir
Aus reichem Schoße holde Blumen beut,
Dann jedesmal mit Myrten und mit Rosen
Sollst schmücken du mein Grab."

Die Poesie bewahrte ihn vor völliger Verzweiflung. „Sie war das Gegengift, das er bei sich trug." Mit ihrer Hülfe rang er sich wieder empor aus seiner von Trübsinn umnachteten Stimmung. Am Schlusse eines erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Aufsatzes, den er um jene Zeit verfaßte, heißt es: „Ich zweifle nicht, daß es in der Welt viel gescheidtere Leute giebt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein, und diese Gefühle werde ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren."

Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Bei Kolin hatte sich der Reiteroberst Friedrich Wilhelm von Seydlitz ausgezeichnet, und der König beförderte ihn zwei Tage darauf zum Generalmajor. Auf den Glückwunsch Zieten's erwiederte Seydlitz lächelnd: „Wenn etwas aus mir werden soll, so war es Zeit, denn ich bin schon sechsunddreißig Jahre alt!" Dieser ausgezeichnete Reiterführer, den wir weiterhin im Kriege eine hervorragende Rolle werden spielen sehen, galt schon als siebenjähriger Knabe für einen verwegenen Reiter. In einem vierzehnten Lebensjahre wurde er von dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, der als tollkühner Reiter und Jäger bekannt war, als Page angenommen, und nun suchten Herr und Diener einander durch Wagnisse aller Art zu überbieten. Die unbändigsten Pferde, selbst eingefangene Hirsche wurden bestiegen; man reizte die vor den Wagen gespannten Pferde zum Durchgehen, um sich zu üben, während des Durchgehens aus dem Wagen zu springen, ritt durch die sausenden Flügel einer Windmühle, sprengte über Gräben und Zäune. Uebungen dieser Art machten den jungen Seydlitz zum gewandtesten Reiter und entwickelten in ihm Geistesgegenwart und Todesverachtung in hohem Maße. Im ersten Schlesischen Kriege trat er, 21 Jahre alt, als Kornet in ein Kürassierregiment. Nach Abschluß des Friedens that er bei Gelegenheit einer Truppenschau in Berlin die Aeußerung: ein Reiteroffizier dürfe sich in allen Fällen erst nach Verlust seines Pferdes gefangen geben. Der König hatte diese Worte gehört. Als der Zug nun auf der Schloßbrücke angekommen war, ließ der König die Zugbrücke aufziehen und sagte: „Nun wäre Er ja doch mein Gefangener. Was wird Er nun machen?" — „Ich?" entgegnet Seydlitz, reißt sein Pferd herum, giebt ihm die Sporen und setzt über das Brückengeländer hinab in die Spree. Dann lenkt er das Pferd nach einer der Auffahrten des Zeughauses. Friedrich empfängt den unversehrt im Galopp vor ihm Erscheinenden mit den Worten: „Da hat Er sich gut herausgezogen, Herr Rittmeister; ein anderes Mal aber sei Er vorsichtiger — habe Ihn nöthig!" Er wurde nun als Rittmeister bei den weißen Husaren eingestellt. — Nach Kolin hatte ihn der König, wie bemerkt, zum Generalmajor erhoben, und wir werden ihn in seiner neuen Stellung bald Rühmliches vollbringen sehen.

Seydlitz in Gotha. Der König hielt es in Anbetracht der Lage für geboten, sich zunächst gegen das durch die Reichsarmee verstärkte französische Heer zu wenden. Der schneidige Seydlitz mit 1500 Reitern bildete die Vorhut. In Gotha waren 10,000 Franzosen mit ihrem Heerführer, dem Prinzen von Soubise, und der gesammten Generalität eingerückt. Auf dem Schlosse hatte man die großartigsten Vorbereitungen getroffen, die fremden hohen Gäste fürstlich zu bewirthen. Es sollte eine große Galatafel stattfinden, und Marschall

Soubise nebst der französischen Generalität bereiteten sich zur großen Auffahrt vor. Da erschien plötzlich Seydlitz mit seiner kleinen Reiterschar vor den Thoren der Stadt. Die Franzosen glaubten, Friedrich sei mit seiner ganzen Truppenmacht im Anzuge und ergriffen über Hals und Kopf die Flucht, so daß Seydlitz und seine Offiziere mit aller Gemüthsruhe die angerichtete prächtige Mahlzeit verzehren konnten. Die Flucht ward so eilig bewerkstelligt, daß die Preußen nur wenige französische Soldaten zu Gefangenen machten, aber eine große Zahl von Kammerdienern, Köchen, Haarkräuslern, Buhlerinnen und Schauspielern, wie auch ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, desgleichen eine bedeutende Menge von Pudermäuteln, Haarbeuteln, Sonnenschirmen, Schlafröcken und Papageien fiel ihnen zu ihrem nicht geringen Ergötzen in die Hände. Da sähe man, schrieb der König, der dieses kühne Reiterstück hoch aufnahm, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Führers im Kriege mehr entscheide, als eine bedeutende Truppenzahl. Seydlitz hielt es indeß doch für nothwendig, um Verstärkung zu bitten, da, wie er hinzufügte, ein Handstreich dieser Art schwerlich zweimal gelingen möchte.

Die Kroaten in Berlin. Inzwischen war von dem Kroatengeneral Hadik ein Streifzug nach Berlin ausgeführt worden. Doch mochten ihm in Betreff seines Wagnisses wohl berechtigte Bedenken gekommen sein, da er in Berlin nur so lange weilte, bis er von der Stadt eine Brandschatzung von 200,000 Thalern eingezogen, und schon am nächsten Tage wieder abzog, so daß es dem Könige nicht gelang, ihn von dem Hauptheere abzuschneiden. Friedrich wandte sich hierauf wieder gegen Soubise, der inzwischen näher gerückt war, und dessen Heer in Sachsen so furchtbar zu hausen begonnen hatte, als befände es sich in Feindesland. Was man nicht mitzunehmen vermochte, wurde vernichtet. Das war der Schutz, der Sachsen von den französischen Bundesgenossen gewährt wurde!

Das Heer Soubise's zählte, mit Einschluß der deutschen Reichstruppen unter dem Herzog von Hildburghausen, gegen 64,000 Mann; Friedrich hatte ihm nur 22,000 Mann entgegenzustellen. Die Franzosen geberdeten sich voller Siegesgewißheit. Mit dem „Marquis de Brandebourg" (so nannten sie den König von Preußen), der ja nur noch eine Hand voll Krieger um sich habe, hofften sie leichtes Spiel zu haben.

Gottsched. Kurz vor seinem Ausbruch aus Leipzig hatte der König noch eine Unterredung mit dem bekannten Sprachgelehrten und Kunstrichter Gottsched, über die ein erst kürzlich veröffentlichter Brief des Letzteren Näheres angiebt. Gottsched erzählt: „Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, um alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen", sagte der König: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht; jetzt aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Es wurde über viele Dichter und Gelehrte gesprochen. „Unser Gespräch", fährt Gottsched fort, „währte von vier bis sieben Uhr in Einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Der König erzählte mir allerlei lustige Sachen. Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat. — Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer, um die Befehle zum Marsch und zum Angriff der Reichstruppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, als ob er weiter nichts Wichtiges zu thun hätte." — Gottsched war freilich nicht der Mann, durch den Friedrich zu einer größeren Schätzung der deutschen Literatur hätte veranlaßt werden können. — Doch begleiten wir den König nun wieder hinaus ins Feld!

Bei Roßbach, einem sächsischen, eine Meile von Lützen gelegenen Dorfe, wo Gustav Adolf für die Freiheit des Geistes jene unvergeßliche Schlacht schlug, in der er seine Heldenseele aushauchte, trafen die Heere (am 5. November 1757) auf einander. Die Franzosen hatten eine außerordentlich gute Stellung inne. Friedrich lockte sie aus derselben heraus,

indem er sich zurückzog, was bei ihnen den Glauben erweckte, er sehe seinen Untergang vor Augen und eile, sich zu retten. Die Franzosen waren voll Jubels, die Spielleute mußten Siegesmärsche aufspielen, in ihren Reihen wurden die übermüthigsten Aeußerungen laut. Eigentlich geschähe, hieß es, dem „Marquis de Brandebourg“ viel zu viel Ehre, daß man sich mit ihm in einen Krieg einlasse. — Endlich traf man Vorbereitungen, die Preußen zu umgehen, um sie einzuschließen und die ganze Armee aufzuheben. Hatte doch Soubise den Parisern versprochen, ihnen den König als Gefangenen vorzuführen!

Die Preußen behaupteten inzwischen unbeweglich ihre Stelle; man sah sie sogar in aller Ruhe ihr Mittagsmahl bereiten. Während die Truppen sich sättigten, setzte sich auch der König mit seinen Generälen zur Tafel. Es hatte den Anschein, als merke er gar nicht die Absicht der Franzosen, sein kleines Heer zu umzingeln.

Gegen drei Uhr sieht der Feind plötzlich eine Bewegung unter den Preußen entstehen — nach einer halben Stunde ist das ganze Lager abgebrochen. Die Franzosen sind über die Schnelligkeit, mit welcher das geschieht, erstaunt, sie meinen, man habe einen Vorgang auf der Schaubühne darstellen wollen. Unterdessen versammelt der König seine Heerführer um sich und redet sie folgendermaßen an: „Die Stunde ist gekommen, in der Alles, was uns theuer ist, vom Erfolg unserer Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren gab, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott!“ — „Wir wollen mit unserm König sterben!“ ertönt es überall.

Fertig zum Angriff stehen die Preußen den Franzosen nun gegenüber. Der Donner der Geschütze hebt an zu rollen. Zu dem Ernst gesellt sich das Heitere. Eine Zahl aufgeschreckter Hasen sieht man zwischen den Heeren umherirren. Der Zufall will es, daß ein Hase von einer Kanonenkugel, die von französischer Seite kommt, zerschmettert wird. „Es wird gut gehen“, ruft eine Stimme, „die Franzosen schießen sich selber todt!“ Helles Lachen geht durch die Reihen der Preußen.

Der König hat inzwischen seine Anordnungen getroffen; der Trompeten Ruf fordert zu kühnem Angriff auf. Seydlitz, der tapfere, fröhliche Held, das Auge glänzend von kriegerischem Feuer, sprengt vor die Linie, wirft seine dampfende Thonpfeife hoch in die Luft und stürmt darauf mit seinen Reiterscharen gegen die feindlichen Geschwader. Der Ansturm ist furchtbar, unwiderstehlich — Alles wird über den Haufen geworfen. Und drein donnern die preußischen Kanonen von einer Anhöhe, als ob — nach dem Ausdruck eines Augenzeugen — Erd' und Himmel zusammenstürzen sollten, indeß der König das Fußvolk im Sturmschritt gegen den rechten Flügel des Feindes führt. Nach kurzer Zeit sind die Preußen überall im Vortheil, Verwirrung beginnt in den Reihen der Feinde, bald sieht man nach allen Seiten hin Fliehende. Es währt nicht zwei Stunden, so ist das Schlachtfeld gewonnen, die ganze feindliche Streitmacht befindet sich auf der Flucht. Nur die einbrechende Dunkelheit konnte sie vor Vernichtung schützen.

Die Preußen hatten bei diesem herrlichen Siege nur 91 Mann an Todten und 300 an Verwundeten, die Franzosen dagegen 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 5000 Gefangene (darunter 5 Generäle und gegen 300 Offiziere) und 67 Stück Geschütze nebst 22 Fahnen und Standarten verloren. Unter dem erbeuteten Heergeräth fand man auch eine große Zahl von für die Besieger der Preußen bestimmten Ludwigskreuzen. Der Kleinmuth des Feindes nach der Schlacht entsprach seinem Uebermuthe vor derselben: die Franzosen flohen bis über den Rhein zurück, die Reichstruppen bis Franken. Die Ereignisse in Schlesien erlaubten es nicht, die Fliehenden, die es ohnedies gar eilig hatten, zu verfolgen. Der treffliche Seydlitz ward gleich nach der Schlacht von dem Könige zum Ritter des schwarzen Adlerordens und zum Generalleutnant ernannt. Er hatte in der Schlacht eine nicht unbedenkliche Armwunde davongetragen und lag in Leipzig danieder.

Am Abend des Schlachttages schrieb Friedrich seiner Schwester Folgendes: „Endlich, theure Schwester, kann ich dir gute Botschaft senden. Heut brachen sie (die Franzosen) in der Absicht auf, mich anzugreifen; aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht nach Lust. Die ganze Artillerie des Feindes ist in meinen Händen; seine Niederlage ist vollständig, und ich bin in vollem Marsche, ihn über die Unstrut zu werfen. Nach so großem Drangsal endlich, Dank dem Himmel, ein glückliches Ereigniß; man wird sagen, daß von 20,000 Preußen 50,000 Franzosen und Deutsche überwunden wurden. Nun kann ich in Frieden in die Grube fahren, weil der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht ehrlos."

Der Tag von Roßbach war von hoher Wichtigkeit. Er feuerte die Tapferen zu noch größeren Anstrengungen an.

Seydlitz bei Roßbach. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die gebeugten Herzen erfüllte er wieder mit Zuversicht; nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland jubelte man, daß dem Erbfeinde Deutschlands eine so nachdrückliche Lehre ertheilt worden war. Friedrich's Ruhm tönte von allen Lippen. In einem Volksliede aus jener Zeit heißt es:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

In Hessen stiftete eine Prinzessin einen besondern Orden mit dem Wahlspruche: „Er ist im Frieden wie im Kriege der größte König auf Erden." Wie in Hessen Tausende von Damen mit diesem Wahlspruche sich schmückten, so sah man in Genf in den Händen der meisten vornehmen Frauen nur Fächer mit dem Bilde des preußischen Adlers, der die Lilien der Bourbonen zerpflückt. Ueberall im In- und Auslande, in Hütten und Palästen, sah man das Bildniß des Königs. — „Und doch wird und muß der herrliche Held untergehen!" seufzte Mancher im Hinblick auf die an Zahl übermächtigen Feinde.

Während Friedrich in Sachsen das Heer der Franzosen und die Reichsarmee auseinander stäubte, während gleichzeitig im Norden die Schweden von dem siegreich vordringenden General Lehwald bis nach Stralsund zurückgetrieben wurden, sah sich das in Schlesien zum Schutze der Provinz zurückgelassene Heer von den Oesterreichern und Sachsen hart bedrängt. Statt seine Truppen Winterquartiere beziehen lassen zu können, mußte der König sich deshalb schon wenige Tage nach dem Siege bei Roßbach entschließen, mit dem ermüdeten Heere nach Schlesien aufzubrechen, seinem kriegstüchtigen Bruder Heinrich die Aufgabe überlassend, Sachsen zu behaupten. Unterwegs traf eine Unglücksbotschaft nach der andern bei Friedrich ein. Am 11. November war die Festung Schweidnitz mit allen Vorräthen und einer Besatzung von 6000 Mann vom Feinde eingenommen worden. Elf Tage später wurde des Königs Schwager, der Herzog von Braunschweig-Bevern, dessen Streitmacht auf 30,000 Mann zusammengeschmolzen war, bei Breslau geschlagen. Er verlor 8000 Mann und 80 Kanonen und gerieth zwei Tage später selbst in Gefangenschaft. Breslau mit seinen vollen Speichern und Zeughäusern mußte sich dem Feinde ergeben. — Die Erfolge der Oesterreicher in Schlesien waren für sie überaus befriedigender Art; die Provinz schien für Preußen verloren. Maria Theresia ordnete Dankgebete in den Kirchen des Landes an und überschüttete ihre Krieger mit Aeußerungen der Huld.

Nachdem die Feldherren der Kaiserin sich in Breslau festgesetzt und dort die Huldigung für Maria Theresia angenommen hatten, hielten sie den Feldzug dieses Jahres, zumal der Winter bereits hereingebrochen war, für beendet. Daher erachteten sie die Nachricht, Friedrich ziehe gegen sie heran, für ein leeres Gerücht. Als aber bald darauf beglaubigte Kunde eintraf, daß der König wirklich im Anmarsch sei, meinten sie, ihn treibe die Verzweiflung zu einem solchen Unternehmen, vielleicht nur um einen schnellen Untergang zu finden. Nicht nur die Oesterreicher, auch viele der glühendsten Anhänger Friedrich's waren dieser Ansicht.

Am 28. November erreichte der König Parchwitz; er hatte mit seinen 14,000 Mann in fünfzehn Tagen 41 Meilen des schlechtesten Weges zurückgelegt. Hier traf Zieten mit ihm zusammen, der ihm 18,000 Mann, den Rest der noch vor wenigen Wochen 43,000 Mann starken schlesischen Armee, zuführte. Und wie waren diese Truppen entmuthigt! — Als Zieten mit dem Ausdruck tiefster Bekümmerniß auf dem Angesichte vor Friedrich erschien, reichte ihm dieser die Hand und sagte: „Wir wollen's nun besser angreifen!" — „Ich hab' es Ew. Majestät immer gesagt", entgegnete Zieten treuherzig, „wir Beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts!" Wie Zieten durch Wort und Haltung des Königs aufgerichtet ward, so wurden es auch die von ihm herangeführten Truppen, als die Sieger von Roßbach ihnen in begeisterten Worten die Scenen der Schlacht vorführten.

Sieg bei Leuthen. Die Stunde einer großen, folgenschweren Entscheidung war herangerückt. Wie uns ein Augenzeuge (von Retzow) erzählt, berief der König die Generäle und Oberoffiziere um sich und redete sie also an: „Sie wissen, meine Herren, daß es dem

Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Herrn von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und die sämmtlichen Kriegsbedürfnisse, welche darin befindlich waren, sind verloren gegangen; meine Widerwärtigkeit würde aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in den Muth, die Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen haben. Ich erkenne die Dienste, die Sie dem Vaterlande und mir geleistet haben, mit der innigsten Rührung meines Herzens an. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte; ich schmeichle mir daher, Sie werden bei neuer Gelegenheit nichts an Dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze Schlesiens. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es kann hier weder die Anzahl der Feinde, noch die Bedeutung ihrer Stellung in Betracht kommen; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, wird die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Auftritte vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; — ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Der Eindruck, den diese Rede machte, war unbeschreiblich. Stille herrschte im Kreise, aber Todesmuth leuchtete aus allen Zügen. In Bezug auf die letzten Worte des Königs brach der tapfere Major Billerbeck in die Worte aus: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; jetzt wäre es gerade Zeit!" Der König sah im Kreise umher, ein Lächeln umschwebte seine Lippen, und er fuhr mit erhobener Stimme fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." — Nach einer Pause fügte der König mit Nachdruck hinzu: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! — Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Herrlich und in voller Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Wahrheit wird dieser Vorgang von dem Dichter Scherenberg in seinem Gedichte „Leuthen" geschildert:

„Und Alles, was noch drinnen und draußen an ihm war:
Sein seelenvoller Ausdruck, sein sturmgebleichtes Haar,
Sein Haupt, gebeugt vor Jahren von Fürstensorg' und Leid
Und jenem Weltgerichte, zu tragen seine Zeit:
Sein gutes Recht der Nothwehr, sein rührend Löwenlos,
Daß Alle über Einen, wodurch allein er groß;
Die heil'ge Erde seiner Siege, auf der er stand,
Die Boden und Geschichte zum Worte gab und Pfand,
Die jene duft'ge Blume Erinn'rung darum flocht;

Sein ehrlicher Lorber, den er sich selbst erfocht,
Die Mahlzeit, Hunger und Durst, die Lager, Hitz' und Frost,
Mit allen den Strapazen, die ganze Campagnekost,
Die redlich er getheilet mit Jedem aus dem Hauf',
Seit Alle sie verbrüdert die große Feuertauf',
Und Alles, was er drüber allein getragen hat,
Das aus des Lebens Grabschriet, den Zügen hart und satt,
Erzählt um so beredter, je mehr er davon still,
Je mehr ein mühsam Lächeln das Grab verhehlen will:
Das Alles, Alles, des Unglücks ganze Majestät,
Das Alles hielt zusammen an sie des Königs Red'."

Derselbe Geist, den der König in den Heerführern angefacht hatte, übertrug sich auf die Armee. Ergraute Krieger reichten einander die Hände darauf, mit dem Könige zu leben und zu sterben; sie sprachen Flammenworte inmitten junger Mannschaften, die sich um sie drängten; ein Wille belebte diese tapferen Herzen.

„Alle Vorstellungen der Gefahr", sagt von Tempelhof, der zu jener Zeit unter Friedrich diente, „verschwanden, und ein gewisses inneres, Sieg versprechendes Gefühl trat an ihre Stelle. Wenn man den Zustand der preußischen Armee untersucht, so ist es nicht schwer, sich zu überzeugen, daß der König den Feind schlagen werde, wo er ihn träfe. Sie bestand bis auf einige Wenige aus lauter Landeskindern, denn die Ausländer waren größtentheils desertirt, und was davon noch übrig war, hatte den Charakter der Nation angenommen. Eine vorzügliche Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande war ein Hauptzug in derselben, und wenn ein Volk den Spartanern und Römern gleichgekommen ist, so waren es gewiß die damaligen Preußen."

Die „Berliner Wachtparade". Die Oesterreicher, unter dem Herzoge Karl von Lothringen und dem tüchtigen, aber nicht selten etwas zu vorsichtigen Grafen Daun, vertrauten, berauscht von den Erfolgen der letzten Zeit, ihrer Uebermacht und einer wohl gewählten, festen Stellung. Das Heer Friedrich's nannten sie, seiner geringen Stärke wegen, spöttisch nicht anders als die „Berliner Wachtparade". Einige der oberen Offiziere riethen, die anrückenden Preußen ruhig in sicherer Stellung zu erwarten, und fügten hinzu, Friedrich möge sich dann nach Belieben an ihren Befestigungen den Schädel einrennen. Dieser Rath fand aber entschiedenen Widerspruch. Der Sieg werde keine Ehre bringen, hieß es, wenn man dem kleinen Preußenheere nicht eine offene Feldschlacht gewähre. Namentlich schmeichelte dem Herzoge Karl von Lothringen der Gedanke, den sichern Erfolg und damit die Gelegenheit in der Hand zu haben, sich wenigstens beim Schluß des Krieges noch einige Lorbern sammeln zu können.

So rückte denn die österreichische Armee vor. Als der König dies vernahm, sagte er mit Lachen: „Der Fuchs ist aus dem Loche; nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen!" Am 5. Dezember früh um 4 Uhr brach Friedrich mit seinem nur 32,000 Mann starken Heere gegen die 90,000 Mann zählende österreichische Armee auf.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages war rauh und düster. Auf der meilenlangen Ebene bei dem Dorfe Leuthen standen die Oesterreicher in unabsehbarer Linie. Nachdem der König Alles zum Angriff geordnet hatte, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte demselben: „Ich werde mich heut in der Schlacht mehr exponiren müssen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen!"

Ueber die Oesterreicher kam ein Staunen, als sie die kleine, todesmuthige Heerschar vorrücken sahen. Man war ernst geworden, der Spott war verstummt; denn es erhob sich Gesang in den vordersten Reihen der Preußen:

„Gieb', daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet,

Gieb, daß ich's thue bald,
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gieb,
Daß es gerathe wohl!"

„Was ist das?" fragte der König, der eine Strecke vorausritt, einen Adjutanten. „Sie singen ein geistlich Lied", erwiederte dieser und fügte die Frage hinzu, ob er zurückreiten und den Leuten Schweigen gebieten solle. „Laß Er das!" antwortete der König. Dann wandte er sich an Zieten und sagte: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten siegen werde?"

Daun und Laudon vor der Schlacht bei Leuthen. Nach Hünten.

Der König hatte die schiefe Schlachtordnung gewählt, vermittels welcher Epaminondas einst die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Spartaner schlug. In seiner Absicht lag es, seinen Hauptangriff auf den linken Flügel zu machen; doch wußte er durch meisterhafte Bewegung der Truppen dies den Oesterreichern vollständig zu verdecken, so daß selbst der erfahrene Daun auf den Gedanken kam, Friedrich wolle der Schlacht ausweichen, und zum Herzoge Karl sagte: „Die Leute wollen gehen, man störe sie nicht!" — Plötzlich — Mittags 1 Uhr — begann von Seiten der Preußen der heftigste Angriff gegen den linken Flügel. Dieser ward über den Haufen geworfen, neu herzueilenden Regimentern ließ man

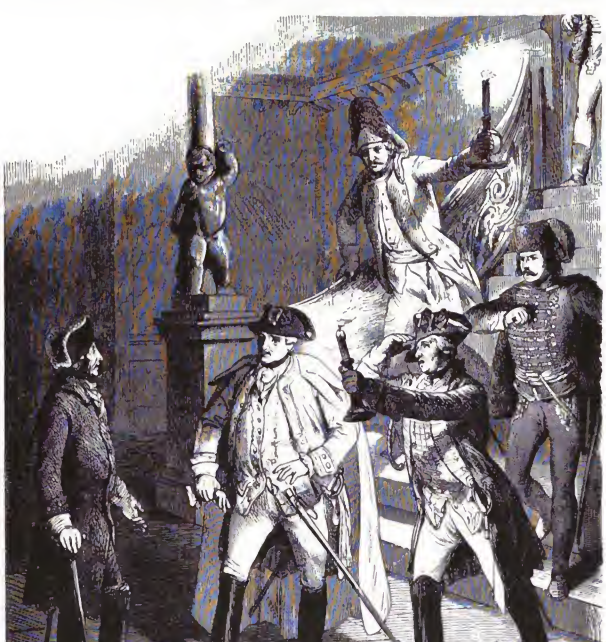
nicht Zeit zur Aufstellung. In wildem Gewirr ballten sich die österreichischen Truppen, so daß ganze Regimenter nicht einmal zum Schusse kamen. Die Batterien an einem Fichtenbusche und auf dem Kirchhofe zu Leuthen, die außerordentlich stark befestigt waren, wurden trotz des heldenmüthigen Widerstandes mit dem Bajonnet genommen, die Oesterreicher darauf aus den Häusern und Höfen des Dorfes hinausgeschlagen. Schon nach dreistündiger Blutarbeit war — es begann an dem düstern Wintertage eben zu dunkeln — für die Oesterreicher die Niederlage entschieden; sie waren, wie sie hinterher selbst zugestanden, „total und en détail geschlagen". In völliger Unordnung, alle Regimenter unter einander gemischt, floh der Feind. Die Verwirrung desselben war so groß, daß ganze Bataillone in Gefangenschaft geriethen. Die Oesterreicher verloren 6000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 21,000 Gefangene, außerdem 116 Kanonen, 51 Fahnen und 4000 Wagen mit Kriegsvorräthen. 6000 Mann gingen zum Sieger über. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten betrug nur 1600 Mann. „Hätte es den Preußen", sagte Friedrich später, „zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden."

Der König brach mit einer Abtheilung sogleich zur Verfolgung des Feindes auf. Als sein von früheren Märschen und den heutigen Mühen erschöpftes Heer in der Dunkelheit langsam über das Schlachtfeld nachrückte, stimmte ein alter Grenadier aus bewegtem Herzen das schöne Lied: „Nun danket Alle Gott" an. Andere sangen mit. Endlich fiel Alles, in Begleitung der Feldmusik, ein — und ein Gesang, wie er nimmer wol bei solchem Anlaß gehört wurde, brauste durch das nächtliche Dunkel:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden;
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu Gut'
Und noch jetzund gethan."

Friedrich II. in Lissa. Bei der Verfolgung der Oesterreicher gerieth der König an dem Abende der Schlacht noch persönlich in große Gefahr. In Lissa wimmelte es von flüchtigen Oesterreichern, namentlich befanden sich viele Offiziere im Schlosse, die vor der weiteren Flucht dort eine Mahlzeit zu verzehren beabsichtigten. Der König hielt es für nothwendig, so schnell wie möglich die Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu besetzen, um den Flüchtigen den Weg nach Breslau zu versperren. Vor Lissa mit einer geringen Zahl von Reitern angekommen, wird er mit Flintenschüssen begrüßt. „Messieurs", sagt er, „folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." In Begleitung seines Adjutanten sprengt er über die Zugbrücke auf den Schloßhof. Aufmerksam geworden durch die Schüsse, waren die österreichischen Offiziere soeben mit Lichtern die Treppe hinunter geeilt, und der König sieht sich plötzlich einer großen Zahl derselben gegenüber. — Nichts wäre leichter gewesen, als ihn gefangen zu nehmen und fortzuführen. Seine Geistesgegenwart rettet ihn. Sich vom Pferde schwingend, ruft er heiteren Angesichts: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich nicht vermuthet; kann man hier auch noch mit unterkommen?" Die Offiziere, durch den sichern Ton irre gemacht, meinen, der Ort sei bereits von den nacheilenden Preußen besetzt, und leuchten trüben Angesichts dem Könige hinauf in den Saal, wo er sich die Herren einzeln vorstellen läßt und sich so lange mit ihnen unterhält, bis die nachrückenden Preußen sich wirklich zu Herren des Orts gemacht haben, und für die österreichischen Offiziere die gefürchtete Gefangenschaft sich in eine wirkliche verwandelt.

Den Sieg vollständig auszunutzen, war jetzt der vornehmste Gedanke des Königs. Das wohlbefestigte Breslau war von 18,000 Mann Oesterreichern besetzt. Nach kurzer Belagerung ergab es sich, und die Besatzung mit ihren 700 Offizieren und 13 Generälen fiel in die Gewalt des Königs. In der Stadt fand man eine wohlgefüllte Kriegskasse und reiche Vorräthe. Auch Liegnitz wurde wieder gewonnen, Schweidnitz dagegen blieb in österreichischer Gewalt.



Friedrich II. von den österreichischen Offizieren in Lissa empfangen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die preußische Reiterei unter Zieten und Fouqué verfolgte das geschlagene Heer; von den 90,000 Oesterreichern erreichten etwa nur 37,000 die böhmische Grenze. — Wie finden wir den König nach dieser mit Recht viel bewunderten Feldherrnthat, von der später Napoleon I. sagte, daß sie allein hinreichen würde, ihm den Ruhm der Unsterblichkeit und einen Platz unter den ersten Feldherren aller Zeiten zu verschaffen. Hören wir den englischen Gesandten, der den König nach der Schlacht beglückwünschte. „Ich fand ihn", berichtet dieser, „vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und seinen Erfolgen mit einer Bescheidenheit, wie sie einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finsteren Blicke des Glückes überwältigt wird." An d'Argens,

von dem ein begeistertes Schreiben eingegangen war, schrieb Friedrich: „Ihre Freundschaft verführt Sie; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsarn bin ich nicht werth, die Schuhriemen zu lösen.“ Mehrmals lehnte er Lobsprüche mit den Worten ab, nicht er, ein Höherer habe das Werk vollbracht.

„Die Schlacht bei Leuthen“, sagt Schottmüller, „steht einzig in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges da. Hier sehen wir den König in einer Erhabenheit und einem Aufschwunge, die mit Ehrfurcht erfüllen. Er wußte seine Krieger mit dem Geiste zu erfüllen, der in ihm lebendig geworden war, und gegen diesen Geist ließ sich mit irdischen Waffen nicht kämpfen. Geister sind fest gegen Blei und Eisen — sagt das Volk, und die Geschichte hat durch Hunderte von Beispielen die Wahrheit dieses Glaubens bestätigt. Jener nächtliche Heergesang auf der blutigen Wahlstatt von Leuthen ist nur der Ausdruck dieses unbegriffenen, aber tief empfundenen Geistes. Er ist der zum Himmel donnernde Jubelschrei von Menschen, denen es an ihnen selbst klar geworden war, was der Geist, die geheimnißvolle, unverstandene Macht in ihrer Brust, über den Körper, was die Idee über die sichtbare Welt, die Begeisterung über die irdische Kraft vermöge.“ — Im Volke sang man:

„Es lebe durch des höchsten Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der „Wachtparade“
Noch einmal neunzigtausend Mann!“

Doch auch andere Stimmen wurden laut. Der Dichter Gleim sang:

„Nun beende deinen Krieg,
Kaiser-Königin,
Gieb dir selbst den schönsten Sieg!
Werde Siegerin!
Heldin, den bezwingst du nicht:
Gott kann Wunder thun!
Schenk' ihm Freundesangesicht,
Biete Frieden nun!

Williger war nie ein Feind,
Feinden zu verzeih'n:
Schneller nie ein Menschenfreund,
Ausgesöhnt zu sein!“

Der biedere Gleim hatte die Sinnesart des Königs durchaus richtig aufgefaßt. Friedrich wünschte den Frieden aufrichtig. An Keith schrieb er: „Um wie viel weiter reicht doch das Alles, als ich geglaubt hätte! Sie können annehmen, daß dieser Zug dem Feinde mehr als 42,000 Mann kostete, und wenn dies nicht zum Frieden führt, so würde ihn mir kein Kriegserfolg geben können.“ In einem Briefe an den Marquis d'Argens heißt es: „Es hat großen Anschein, daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden. Niemand wünscht das mehr als ich.“ Offenbar, um das wünschenswerthe Friedenswerk nicht zu gefährden, hatte Friedrich seine Gesandten angewiesen, von dem Siege bei Leuthen da, wo es ihres Amtes sei, mit Bescheidenheit zu berichten. — Noch lauter spricht für den Friedenswunsch des Königs sein Schreiben an Maria Theresia: „Sie hatten zwar“, sagt der König in demselben, „einige Vortheile in Schlesien, aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau, damit zugleich eine große Zahl Gefangene, genommen. Ich werde im Stande sein, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen doch nicht zu überwinden vermögen, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte erzittern machen. Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache aufs Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihre Bundesgenossen Ihnen wirklich so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit wäre, so muß ich freilich besorgen, daß es um mich geschehen sein wird; doch würde

mir dies nicht Schande bringen, die Geschichte würde es an mir rühmen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen, und daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen widerstanden habe."

Dieser versöhnliche Schritt des Königs brachte die erwünschte Wirkung nicht hervor. Man sagte sich in Wien, Friedrich habe zwar gesiegt, doch sei auch der Kern seiner Kriegsmacht in den Schlachten hingesunken. Außerdem rüste Frankreich, dessen Hauptheer Friedrich geschlagen habe, jetzt stark, um die erlittene Scharte auszuwetzen, und Rußland sende ein neues Heer gegen die Grenze. Friedrich müsse ja, möge er sich wehren, wie er wolle, zuletzt erdrückt werden. Wie dürfe man bei so sicheren Aussichten, zumal man im Kriege Unglück gehabt, an Frieden denken?

So war denn der König, der die Anstrengungen des Krieges auch an seiner Person fühlte, und der nach der Einnahme Breslau's seinem Bruder geschrieben hatte: „Mein Temperament beginnt abgestumpft zu werden, ich werde kränklich und leidend", genöthigt, an neue Kriegsrüstungen zu denken. Zunächst kam ihm die Bewunderung zugute, die man seinem Heldenthume in England zollte, was sowohl im damaligen Ministerium Pitt als auch im Parlamente den entschiedensten Ausdruck fand. Englischerseits schloß man einen neuen Vertrag mit dem „großen und unermüdlichen" Könige, dem „protestantischen Helden", ab, durch welchen ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling — gegen 5 Millionen Thaler — als Hülfsgelder während des Krieges zugesichert wurden. Auch verstärkte König Georg seine hannöversche Armee. — Nicht minder vortheilhaft war es für Friedrich, daß der Zauber seines Namens manchen kriegstüchtigen Mann unter seine Fahne lockte. Denn der königliche Feldherr gebot, infolge der furchtbaren Verluste der beiden ersten Kriegsjahre, jetzt zumeist junge Truppen, weshalb er um so mehr Bedacht darauf nehmen mußte, seine Gegner aus einander zu halten, um ihnen einzeln begegnen zu können.

Das Kriegsjahr 1758.

Im März begann Friedrich den neuen Feldzug. Zunächst nahm er nach sechzehntägiger Belagerung Schweidnitz, den einzigen Ort, den die Oesterreicher nach der Schlacht bei Leuthen in Schlesien noch behauptet hatten. Nun richtete er seine Märsche so ein, daß es schien, als wolle er in Böhmen einfallen, und seine Gegner machten dem entsprechend Anstalten, ihm dort zu begegnen. Plötzlich aber stand er in Mähren und schloß Olmütz ein. Die Eroberung dieser Festung wäre eine entschiedene Gefährdung Wiens gewesen. Olmütz war aber nicht nur außerordentlich stark befestigt, sondern es wurde auch von einer heldenmüthigen Besatzung vertheidigt, so daß die Belagerung sich in die Länge zog und Dann Zeit gewann, den Preußen durch Besetzung der Pässe den Rückzug nach Schlesien abzuschneiden, ja ihnen sogar eine Zufuhr von 3000 Wagen zu nehmen. Offenbar war die Lage des Königs dadurch eine äußerst bedrohte geworden; Kühnheit und List retteten ihn jedoch. Dann war nicht wenig erfreut, als durch die Gefangennahme eines preußischen Feldjägers eine Depesche in seine Hände gerieth, dahin lautend, daß Friedrich willens sei, sich trotz der Besetzung der Pässe von Mähren aus durchzuschlagen. Während Dann die Pässe um so stärker besetzte und des Glaubens lebte, es nunmehr in seiner Macht zu haben, die anrückenden Preußen zu vernichten, vernahm er zu seinem Erstaunen plötzlich, Friedrich stehe auf böhmischem Boden. Jetzt erkannte er erst, was es mit jener Depesche auf sich gehabt habe. Die Preußen sammt ihren 4000 Wagen langten am 14. Juli ungefährdet bei Königingrätz an, wo sie volle drei Wochen verweilten.

Da traf üble Nachricht im Lager Friedrichs ein. Daß die Russen unter dem Feldmarschall Fermor wieder in die Provinz Preußen eingerückt waren und das Land gezwungen hatten, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen, war dem Könige schon vor seinem Zuge nach Mähren

bekannt geworden. Jetzt aber vernahm er, daß die Russen unter Greuelthaten ähnlicher Art, wie sie von den Schweden zur Zeit des Großen Kurfürsten ausgeübt worden waren, die Grenze der Neumark überschritten hatten und den Kern seines Staates bedrohten. Fermor belagerte Küstrin und richtete auf dasselbe ein furchtbares Feuer. Obgleich der größte Theil der Stadt in Asche lag, dachte doch Niemand an Uebergabe. — Der altersschwache Lehwald, der gegen die Schweden gekämpft hatte, war durch den Grafen Dohna ersetzt worden. Nun kam von diesem die Nachricht, daß es in der Absicht der Schweden liege, sich mit den Russen zu vereinigen, und daß er, Graf Dohna, nicht im Stande sein werde, dies zu verhindern — ein neuer Grund für Friedrich, der Mark zu Hülfe zu eilen. — Am 11. August brach er daher mit 14,000 Mann aus Schlesien auf, vereinigte sich am 21. August in der Nähe von Küstrin mit Dohna, der 17,000 Mann befehligte. Nicht ohne einen Anflug von Spott rühmte Friedrich dem Letzteren gegenüber, als er dessen wohlgekleidete Leute sah, das gute Aussehen derselben, wogegen er von den Truppen, die er mitgebracht hatte, sagte: „Sie sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen!“

Der Anblick der verwüsteten Gegend erschütterte den König aufs Tiefste. „Kinder“, sagte er den gebeugten Bewohnern, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen!“ Er wies augenblicklich 200,000 Thaler zur Vertheilung an die Unglücklichen an. Seinen Soldaten befahl er, den unmenschlichen Barbaren in der bevorstehenden Schlacht keinen Pardon zu geben. Er ging nun bei Güstebiese über die Oder, während Fermor auf die Nachricht von dem Anmarsche der Preußen sein Heer an den Sümpfen der Mietzel in der Nähe von Zorndorf in einem großen, unregelmäßigen Viereck aufgestellt hatte.

Bei Zorndorf wurde nun am 25. August 1758 eine der blutigsten Schlachten geschlagen, welche die Kriegsgeschichte kennt, eine Schlacht, die von Morgens 9 bis Abends 10 Uhr währte. Das preußische Heer zählte 31,000, das russische 50,000 Mann. Die von Fermor gewählte Aufstellung des Heeres war derart, daß sich Reiterei, Troß und Reserve in der Mitte des bezeichneten Viereckes befanden. Sie hatte sich mehrfach gegen die Türken bewährt; gegen das Heer Friedrich's zeigte sie sich als unzulänglich, denn die preußischen Kanonen durchfurchten das dichte Viereck des Feindes in schreckenerregender Weise, so daß in dem Innern desselben schon bald nach dem Beginne der Schlacht Verwirrung entstand. Eben wollte eine Abtheilung des russischen Fußvolks unter dem wilden Rufe: „Ara! Ara!“ einen heftigen Angriff auf das Fußvolk der Preußen unternehmen, als Seydlitz mit seinen Reitern von der Seite einbrach und unter den Barbaren ein fürchterliches Blutbad anrichtete.

Die Russen standen wie die Mauern. Reihen auf Reihen mußten niedergehauen werden, um auf dem Schlachtfelde weiter vordringen zu können. Indeß gewann auf einem andern Orte das russische Fußvolk einen Vortheil gegen die „wohlgekleideten“ Krieger Dohna's. Diese wurden geworfen, ja es artete ihr Zurückweichen bald in wilde Flucht aus — weder die Stimmen ihrer Offiziere, noch das Beispiel der „Grasteufel“ vermochte derselben Einhalt zu thun. Seydlitz hatte mit Späherblick die Gefahr entdeckt, die auf diesem Punkte dem Heere drohte, und wiederum, einer unabwendbares Verderben bergenden Wetterwolke gleich, brausten im rechten Augenblicke seine stattlichen Reiter über das Blachfeld herbei. Der König gerieth hierbei so tief ins Gefecht, daß seine Pagen um ihn her gefangen, verwundet oder getödtet wurden. Die Gesichter der Krieger waren geschwärzt von Pulverdampf, man erkannte den königlichen Feldherrn nur an seiner Stimme. Nach furchtbarer Blutarbeit ward erst spät am Abend von den Preußen der Sieg errungen. Sie hatten an Todten und Verwundeten 11,000 Mann, unter diesen gegen 300 Offiziere, verloren; der Verlust der Russen dagegen betrug 21,000 Mann, darunter über 900 Offiziere. In der Schlacht war den Russen, wie ihnen angekündigt worden war, Pardon nicht gegeben worden; erst nach der Schlacht wurde eine Anzahl von Gefangenen gemacht. Den Preußen trug der blutige Sieg 103 Kanonen nebst 27 Fahnen und Standarten ein.

Seydlitz hatte sich durch sein mehrmals erfolgtes besonnenes und zugleich mit Kühnheit ausgeführtes Eingreifen wieder in hohem Grade ausgezeichnet. Als der englische Gesandte noch an demselben Abend den König zu dem neuen Siege beglückwünschte, zeigte dieser auf Seydlitz, indem er sagte: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen!“ Seydlitz lehnte bescheiden das Lob ab und sprach der gesammten Reiterei das Verdienst zu.

Fermor zog nun sich nach Pommern zurück und machte, wie wir hier gleich bemerken wollen, vergeblich einen Versuch, sich Kolbergs zu bemächtigen; sodann überschritt er im Oktober die Weichsel.

Ueberfall bei Hochkirch.

Eine Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern hatte nun Friedrich durch den Sieg bei Zorndorf unmöglich gemacht. Jetzt mußte er seinem Bruder Heinrich, der sich bemüht hatte Sachsen für den König zu erhalten, zu Hülfe ziehen, da er von den Oesterreichern und der „Reichsarmee“ zugleich bedrängt ward. Die Franzosen brauchte er für den Augenblick nicht zu fürchten, denn diese waren von dem englisch-hannöverschen Heere unter Führung des tapfern Herzogs Ferdinand zurückgeworfen worden. Friedrich, nachdem er am 3. September von Küstrin aufgebrochen, stand bereits am 9. bei Großenhain. Hier wurden ihm von dem Markgrafen Karl Truppen aus Schlesien zugeführt, so daß sein Heer jetzt 42,000 Mann zählte. Dann, erschreckt durch die plötzliche Annäherung der Preußen, zog sich nach der oberen Spree zurück.

Begnadigte Russen nach der Schlacht bei Zorndorf.
Zeichnung von Ludwig Burger.

Dahin folgte ihm Friedrich und bezog trotz des dringenden Abrathens aller Heerführer fast unter den Kanonen der Oesterreicher ein Lager bei Hochkirch (ostwärts von Bautzen). — Die Stellung der Preußen war, wenn etwa ein Angriff des 65,000 Mann starken Heeres der Oesterreicher erfolgte, gänzlich unhaltbar. Aber eben einen solchen Angriff traute der König dem bedächtigen Daun nicht zu, so eindringlich seine Generäle auch darauf hinwiesen, daß die Stellung des preußischen Heeres geradezu jeden einigermaßen herzhaften Heerführer zum Angriff einladen müsse. „Wenn die Oesterreicher uns in Ruhe lassen", sagte Keith, „so verdienen sie gehangen zu werden", worauf der König entgegnete: „Sie werden sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten!"

Der Hohn, der für die Oesterreicher darin lag, daß ein um 23,000 Mann schwächerer Feind ganz ungedeckt sich in ihrer unmittelbaren Nähe zu lagern wagte, empörte sie aufs Höchste. Die Generäle drangen in den Feldherrn, den König anzugreifen, von einem Offiziere hörte man die Aeußerung: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle kassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade hingehen lassen!" Alles dies wirkte denn doch dahin, daß der sonsthin so vorsichtige Daun sich endlich entschloß, dem Könige — nicht eine Schlacht zu liefern — nein, ihn zur Nachtzeit zu überfallen! —

Am 13. Oktober, nachdem das Heer bereits drei Tage in seiner gefährlichen Stellung zugebracht hatte und für den folgenden Tag endlich der Aufbruch angeordnet war, wurde dem König gemeldet, daß verdächtige Bewegungen, die auf einen bevorstehenden Angriff schließen ließen, im Lager der Oesterreicher beobachtet würden. Friedrich befahl den Generälen, ihre Truppen in Kampfbereitschaft zu halten; als aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß der erwartete Angriff erfolgte, ließ sich der König dadurch zu einem solchen Gefühl von Sicherheit verleiten, daß er am Abend sogar an Zieten, den Führer der Reiterei, den Befehl ergehen ließ, für die Nacht absatteln zu lassen. Zieten glaubte dem erhaltenen Befehl nicht zuwiderhandeln zu dürfen und ließ bei Anbruch der Nacht seine Husaren wirklich absatteln; damit meinte er aber auch seiner soldatischen Pflicht Genüge gethan zu haben. Sein Gewissen war jetzt beruhigt; in richtiger Würdigung der drohenden Gefahr jedoch befahl er eine Stunde später seinen Leuten die Sättel wieder aufzulegen und er rettete durch die Kriegsbereitschaft der Reiterei das Heer vor völliger Vernichtung.

Um die Preußen über sein Vorhaben zu täuschen, ließ Daun an diesem Abende das österreichische Lager auf einer Seite noch sorgsam mit Schanzen versehen und durch starke Verhaue die Zugänge zu dem Hochkircher Gebirge, das seine Truppen besetzt hatten, versperren. Er wünschte in dem Feinde die Ansicht zu bestärken, daß er nicht an Angriff, sondern nur an Vertheidigung denke. Damit dies um so sicherer geglaubt würde und zugleich das Getöse eines starken Zuges Artillerie von dem preußischen Lager aus nicht vernommen werde, wurden auf österreichischer Seite nicht nur die Lagerfeuer sorgsam unterhalten, sondern es mußte auch eine große Zahl von Leuten durch Fällen von Bäumen und durch stetes Anrufen und Singen die Aufmerksamkeit der preußischen Wachtposten so viel wie möglich ablenken. Die Preußen lagen entkleidet in den Zelten, einige Offiziergesellschaften blieben einen Theil der Nacht hindurch heiteren Sinnes beim Klange fröhlicher Musik beisammen. Gegen drei Uhr begaben auch sie sich in ihre Zelte; kurze Zeit darauf ruhte Alles in festem Schlaf.

In finsterer Nacht schlichen die Oesterreicher auf weiten Umwegen sich an das Lager der Preußen heran. Am Eingange des Dorfes stand eine große Batterie, welche die Hauptstraße beherrschte. Auf diese war es zunächst abgesehen. Als die Thurmuhr Fünf schlug, begann der Angriff. Die wenigen Mannschaften bei der Batterie wurden durch die Uebermacht im Nu überwältigt, die Geschütze umgedreht, und nun begann das Feuern in das Dorf hinein. Die Preußen, die sich in der Hauptstraße des Dorfes zu sammeln suchten, wurden von ihren eigenen Geschossen niedergeschmettert. Jetzt drang der Feind von allen Seiten ein. „Ich war Zeuge von einem Infanteriegefechte", sagt Tempelhof, „das vielleicht Alles übertrifft, was man sich Mörderisches vorstellen kann. Ans Schießen wurde gar

nicht gedacht, weil die Leute keinen Platz zum Laden hatten; desto mehr aber wurde mit den Bajonetten und Kolben gemordet." Zum Pulverdampf hatte sich der Nebel gesellt, der gerade auf der Gegend lag, in der der blutigste Kampf stattfand. Hier ward blind umher geschlagen und gestochen, und mancher tapfere Mann empfing den Tod von Freundeshand. Dort wieder betastete man sich, um sich zu erkennen, wobei die Blechkappen (so wurden die Kopfbedeckungen der Preußen von den Feinden genannt) den preußischen, die Bärenmützen den österreichischen Grenadier kenntlich machten. Der König, dessen Zelt sich in einiger Entfernung von Hochkirch befand, hatte Anfangs den Lärmen für ein Vorpostengefecht gehalten. Als jedoch der Kanonendonner anhob und das Getöse des Kampfes mit jedem Augenblicke sich verstärkte, sprang er von seinem Lager auf, kleidete sich an, stieg zu Pferde und rückte nun mit einigen Regimentern herzu. Sein erster Befehl lautete: Hochkirch um jeden Preis zu halten. Der Feldmarschall Keith, der schon aus zwei Wunden blutete, drang mit einem Regimente gegen die vom Feinde erstürmte Batterie vor, nahm sie wieder und warf die Oesterreicher bis zu einem nahen Wäldchen zurück. Da streckte ihn eine Kugel nieder. Das Regiment, von drei Seiten zugleich angegriffen, mußte sich den Rückweg mit dem Bajonette bahnen. Prinz Franz von Braunschweig ward durch eine Kanonenkugel getödtet, Fürst Moritz von Dessau fiel, nachdem er von zwei Gewehrkugeln tödlich verwundet worden war, in die Hand des Feindes. Das Dorf Hochkirch war indeß in Flammen aufgegangen, die aufflackernden Feuersäulen beleuchteten schauerlich die furchtbaren Schlachtscenen. Am hartnäckigsten wurde am Kirchhofe gekämpft, auf dem sich unter dem Major von Langen und dem Leutnant von Marwitz 600 Preußen gesammelt hatten, die mit unvergleichlicher Tapferkeit die wiederholten Angriffe von sieben österreichischen Grenadierbataillonen abschlugen. Erst als nach einstündigem heldenmüthigen Ringen die Zahl der Tapfern um weit über die Hälfte zusammengeschmolzen war, und als von einer andern Seite eine ganze österreichische Brigade anrückte, wurde der Versuch gemacht, sich mit dem Bajonett einen Weg durch die dichten Reihen der erbitterten Feinde zu bahnen. Tod oder Gefangenschaft war das Los der kleinen Heldenschar; auch von Langen und von Marwitz, Beide tödlich verwundet, fielen in die Hände des Feindes. Kriegskundige Männer haben später den Kirchhof ein preußisches Thermopylä genannt.

Zieten und Seydlitz hatten unterdessen die Reiterei auf freiem Felde gesammelt. Aber so wacker sie auch, wo sie den Feind fanden, einhieben, so ließ sich eine Entscheidung zu Gunsten des preußischen Heeres doch nicht mehr herbeiführen, da das Ueberraschende des wohlüberlegten Angriffs der Oesterreicher und die immer noch herrschende Dunkelheit es auf preußischer Seite unmöglich machten, nach einem gemeinsamen Plane zu handeln.

Endlich fiel der Nebel, und der König, der sich dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, vermochte, soweit nicht der Pulverdampf und der Rauch aus den zusammengestürzten Gebäuden dies noch verhinderte, die Stellung des Feindes zu übersehen. Noch einmal wurde von ihm der Versuch gemacht, das Dorf zu nehmen. Doch hatte der Feind bereits eine so gute Stellung gewonnen, daß der Angriff mißlang. Nun sah sich der König genöthigt, die Truppen zurückzuziehen, um sie in einer neuen Schlachtordnung aufzustellen. Rückzug und Aufstellung erfolgten mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Ordnung. Dann, froh der Erfolge, die ihm der im Dunkel der Nacht ausgeführte Ueberfall eingebracht hatte, hütete sich, dem wieder kampfbereiten preußischen Heere im Angesichte des Tages eine Schlacht zu bieten.

Durch diesen Ueberfall hatten die Preußen 9000 Mann, 100 Kanonen und einen großen Theil des Kriegsbedarfs verloren. Der Verlust an Mannschaften war auf österreichischer Seite mindestens eben so stark: — der sprechendste Beweis für die außerordentlich tapfere Gegenwehr der jählings Ueberfallenen gegenüber den Oesterreichern, welche wohl vorbereitet in den Kampf gezogen waren. Auch hier, wie bei Kolin, kam das Unglück nicht allein. — Damals empfing der König unmittelbar nach der Schlacht die Trauerkunde von dem Tode seiner Mutter, jetzt lief — wenige Tage nach der Schlacht — die Nachricht ein, seine

geliebteste Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, sei in derselben Unglücksstunde gestorben, in welcher der Ueberfall geschehen war. Noch kurz zuvor hatte Friedrich an einen Freund, durch den ihm die erste Nachricht von der schweren Erkrankung der Schwester zugekommen war, geschrieben: „Rauben Sie mir, ich beschwöre Sie, die Hoffnung nicht, welche die einzige Zuflucht der Unglücklichen ist! Denken Sie, daß ich mit meiner Schwester von Bayreuth erzogen bin, daß die innigste Zärtlichkeit unter uns niemals die geringste Verminderung erfahren, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben; denken Sie, daß, nachdem ich so viele Arten von Unglück erfahren, die mir das Leben verleiden müssen, nur das noch übrig bleibt, welches ich erwarte, um es mir unerträglich zu machen." Hiernach läßt sich ermessen, wie die Trauerbotschaft auf den König wirken mußte.

Statt die Vortheile, die sich ihm offenbar boten, wahrzunehmen, verschanzte sich Daun in seinem Lager und verbrachte die ihm günstige Zeit mit der Feier von Dank- und Freudenfesten. Endlich machte er einen Versuch, dem Könige den Weg nach Schlesien zu versperren. Dieser aber wußte ihn durch geschickte Märsche zu täuschen, ging nach Schlesien und entsetzte Neisse. Nachdem hierauf Daun noch den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich in Dresden festzusetzen, führte er sein Heer nach Böhmen zurück. Der König nahm seine Winterquartiere in Breslau.

Die Franzosen waren trotz ihrer bedeutenden Uebermacht infolge der Unfähigkeit der obersten Heeresleitung schon im Frühling von dem tapferen Herzog Ferdinand von Braunschweig aus ihren Winterquartieren vertrieben und mit bedeutendem Verluste über den Rhein gejagt worden. Die von dem Hauptheere getrennte und in Deutschland zurückgebliebene Heeresabtheilung unter dem Marschall Soubise vermochte gleichfalls nichts auszurichten.

Das Kriegsjahr 1759.

So schloß das Jahr 1758 immer noch günstig genug für Friedrich; aber es nahte das Jahr 1759, das unglücklichste des ganzen Krieges für ihn.

Die Kriegsbeschwerden hatten auf den jetzt im siebenundvierzigsten Lebensjahre stehenden König übermäßig eingestürmt; er war an Geist und Leib erschüttert. Ueber seinen damaligen Zustand spricht er sich selbst in einem Briefe an den Marquis d'Argens aus. „Fast weiß ich nicht", schreibt Friedrich, „ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald erlöschen; es sind Blitze, die aus dunklen Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von Dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. — Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowol der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsers Alters unausbleiblich mitbringt."

Doch eines Weisen Wort, daß der Mensch sich selbst das Unbekannteste von Allem sei, was es für ihn gäbe, bewahrheitete sich auch hier. Wol begann des Königs Haar zu grauen, seine Gesundheit zu wanken, doch vermochte der durch unerhörte Anstrengungen und schweres Unglück Gebeugte sich, wo es die Lage erforderte, jederzeit wieder zu neuen Kraftäußerungen emporzuraffen.

Wir sehen sogar bei dem unvergleichlichen Manne nicht lange nach dem Unglück von Hochkirch den alten Uebermuth hervorbrechen. Dann hatte für seinen nächtlichen Ueberfall einen geweihten Degen und ein geweihtes Baret vom Papste Clemens VIII. empfangen, und Friedrich schrieb nun im kirchenfürstlichen Stile ein Breve des Papstes „an den Mann mit der geweihten Mütze", das, vom Marquis d'Argens meisterhaft ins Lateinische übertragen, im Volke für echt gehalten wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Eine Stelle dieser Schrift lautet: „Als Vater der Rechtgläubigen haben Wir Unsers Amtes gemäß

erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit durch die Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unsrer Vorfahren nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Andenkens mit dem geweihten Hute und Degen sind belohnt worden. Da Du nun diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertrifffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhangen: so ertheilen Wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittels beifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Dein Arm rauche stets vom Blute dieser Gottlosen!" —

Die Feinde hatten sich zu neuem Kampfe gerüstet. Was ihnen in den Jahren 1757 und 1758 nicht gelungen war, den König durch Uebermacht zu erdrücken, das, hofften sie, werde unzweifelhaft das Jahr 1759 möglich machen.

Auf Verabredung zwischen Oesterreich und Rußland rückte das 45,000 Mann starke russische Heer wieder vor. An Stelle des russischen Feldmarschalls Fermor, der bei Zorndorf eine so bündige Lehre von Friedrich empfangen hatte, war Soltikoff getreten. Die nächste Absicht des Feindes war, eine von dem schneidigen General von Laudon geführte, 19,000 Mann starke österreichische Heeresabtheilung mit dem russischen Heere zu vereinigen.

General von Wedel, der von dem Könige den Befehl empfangen hatte, sich den Russen entgegenzuwerfen, um jene beabsichtigte Vereinigung zu verhindern, wurde am 23. Juli bei Kay (unweit Züllichau) geschlagen, und Laudon traf elf Tage später in der Nähe von Frankfurt an der Oder bei dem russischen Heere ein. Das vereinte Heer nahm am 1. August Stellung zwischen Frankfurt und Kunersdorf und war in Erwartung des bevorstehenden Entscheidungskampfes alsbald darauf bedacht, dieselbe aufs Allerstärkste zu befestigen und sich dadurch einen weiteren Vortheil gegenüber dem anrückenden preußischen Heere zu sichern.

Niederlage vor Kunersdorf. Die Lage des Königs war gefahrvoller, denn je. Der mit einer beträchtlichen Streitmacht in der Lausitz stehende Hadik drohte auf Berlin zu marschiren, den Reichstruppen konnte in Sachsen die erforderliche Macht nicht entgegengestellt werden, und das österreichisch-russische Heer lagerte wie eine drohende Gewitterwolke nicht zwölf Meilen von der Hauptstadt des Landes.

Friedrich führte nun sein Heer in Eilmärschen nach der Mark Brandenburg. Die Preußen zählten, als sie am 11. August Mittags den Russen gegenüberstanden, 43,000, die vereinigten Russen und Oesterreicher 64,000 Mann. Sogleich zog nun der König Erkundigungen über die Bodenbeschaffenheit ein, aber er traf leider, wie sich später herausstellte, nicht die rechten Leute, so daß er ungenau unterrichtet wurde. Am nächsten Morgen erfolgte die Aufstellung zur Schlacht. Die Märsche einiger Heerestheile ermüdeten in der bald einbrechenden Schwüle des Tages, namentlich infolge der kaum erwähnten, den Führern gar nicht oder doch nur ungenügend bekannten Terrainschwierigkeiten, ganz außerordentlich. Dennoch gelang es den Preußen, nach sechsstündiger Blutarbeit und trotz des mörderischen Feuers der wohlaufgestellten feindlichen Batterien, den linken Flügel des Feindes vollständig in die Flucht zu schlagen und dem Feinde 180 Geschütze zu nehmen. Um 6 Uhr Abends war der Sieg für den König so gut wie entschieden, die Haltung des Feindes derartig, daß man, wenn jetzt die Schlacht abgebrochen wurde, hoffen durfte, er werde unter dem Schutze der Nacht sich zurückziehen. Da nun auch die preußischen Truppen durch die Mühseligkeiten der Märsche aufs Aeußerste erschöpft waren, so riethen die Generäle dem Könige, sich mit dem errungenen werthvollen Erfolge zu begnügen und dem an Zahl noch so starken Feinde eine goldene Brücke zu bauen. Der König aber, durch die von den Russen in seinem Lande ausgeübten Räubereien und Greuelthaten aufs Aeußerste erbittert, entschied: die Russen schlagen helfe nichts, nur Vernichtung derselben bedeute Erlösung für das Land.

Sonach wurde der Kampf fortgeführt. Der König richtete nun seinen Angriff auf den rechten Flügel, wobei es sich als die nächste Aufgabe herausstellte, die auf den steilen Anhöhen aufgepflanzten Batterien zu erstürmen. An Gehorsam und gutem Willen fehlte es bei den braven Preußen nicht, aber die Natur machte ihre Rechte geltend, und aller Heldenmuth vermochte endlich die sinkenden Kräfte nicht zu ersetzen. Die Anstürmenden wurden geworfen, ein entsetzlicher Kugelregen brachte sie in Verwirrung. Ein solcher Vorgang war nur zu sehr geeignet, den geschwächen Muth des Feindes wieder zu heben. Der tüchtige Laudon führte frische Truppen ins Feuer, nachdem der König die preußische Reiterei, welche den Gegner bisher in Schach gehalten hatte, zur Unterstützung seines auf den rechten feindlichen Flügel gerichteten Angriffs an sich gezogen hatte. Ein gräßliches Morden beginnt, der Sieg neigt sich auf die Seite des Feindes. Mit aller Anstrengung des Geistes ringt der König danach, dem Gegner die Vortheile, die er von Minute zu Minute gewinnt, wieder zu entreißen. Man sieht ihn im dichtesten Gedränge. Zwei Pferde sind ihm schon unter dem Leibe erschossen, er selbst wird leicht verwundet. Von einem goldenen Etui, das er bei sich trug, wird eine Kugel auf ihrer tödlichen Bahn aufgehalten. Wild bäumt sich jetzt sein auf den Tod getroffenes Pferd. Offiziere springen herzu, der König besteigt das Pferd seines Adjutanten. Man fleht ihn an, die gefährliche Stelle zu verlassen. Er antwortet: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun.“ Doch alle seine heldenmüthigen Anstrengungen sind vergebens — er sieht seine Truppen fliehen. Fast scheint es, als suche er den Tod, denn man hört ihn rufen: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!“ Die Kanonen donnern unaufhörlich, der Siegesruf der auf allen Orten vordringenden Feinde erschallt immer lauter, das wilde Durcheinander wird bei der einbrechenden Dunkelheit geradezu gräßlich. Bald befindet sich das ganze preußische Heer auf der Flucht, Niemand weiß, wo der König ist. Ein kleiner Trupp preußischer Husaren gehört zu den Letzten auf dem Schlachtfelde. Kosakenschwärme brausen gegen sie daher, was auch sie nöthigt, sich den Fliehenden anzuschließen. Plötzlich erblickt ein Husar den König auf einem nahen Sandhügel. Er hat den Degen vor sich in den Sand gestoßen und blickt mit verschränkten Armen dem nahenden Verderben entgegen. Die Husaren fliegen hinzu, um den König zu retten; mit Mühe gelingt es dem Rittmeister, ihn zu bewegen, ein Pferd zu besteigen und mit ihnen das Schlachtfeld zu verlassen.

Der Sieg des vereinigten feindlichen Heeres war vollständig. Nicht nur gingen die eroberten Geschütze den Preußen wieder verloren, sondern auch beinahe ihre ganze eigene Artillerie; nur 30 Kanonen wurden gerettet, und als ein General den fast verzweifelnden König davon benachrichtigte, fuhr Friedrich in wilder Erregung auf: „Herr, er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!“ Fast alle Generäle, auch Seydlitz, der bei dem ihm anbefohlenen Reiteransturm eine schwere Verletzung davongetragen, waren verwundet. — Auf dem Rücken des Rittmeisters, der ihn gerettet hatte, schrieb der König an Minister Finkenstein auf einen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer.“

Der König übernachtete in einer von den Kosaken fast gänzlich zerstörten Bauernhütte unausgekleidet auf Stroh; seine Adjutanten lagen neben ihm auf der bloßen Erde. So umwölkten Geistes wie am folgenden Morgen mochte er noch nie im Leben aufgewacht sein. Schon war der Sieg fein gewesen, schon hatte er eine Siegesbotschaft nach Berlin gesandt, und nun sah er sich von dem Gipfel des Glückes fast in die Nacht der Verzweiflung gestürzt. Es war ihm offenbar, daß, wenn der Feind den Sieg benutzte, Rettung für ihn nicht denkbar sei. „Ich habe keine Hülfsquellen mehr“, schrieb er an Minister von Finkenstein, „und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben.“

Tod Ewald von Kleist's. In der Schlacht war auch Ewald von Kleist, der herrliche Sänger des „Frühlings“, gefallen.

„Vielleicht sterb' einst auch ich den Tod fürs Vaterland —“

So hatte er ahnungsvoll gesungen. Bei der heldenmüthigen Eroberung einer Batterie war ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert worden. Er hatte den Degen in die linke Hand genommen und war vorgedrungen. Eine Kartätschenkugel streckte ihn zu Boden. Hülflos in einem Graben liegend, war er bei der Verwirrung von den Seinen vergessen worden. Kosaken hatten ihm darauf die Kleider, selbst das von Blut triefende Hemd entrissen. Erst am nächsten Morgen war er aufgefunden worden. Man brachte ihn noch lebend nach Frankfurt; dort starb er einige Tage nach der Schlacht. Eine feierliche Bestattung erfolgte, an der auch russische Offiziere Theil nahmen; einer der Letzteren legte trauernd seinen Degen auf den Sarg des Sängers und Helden. Allgemein ward der Tod des Dichters in Deutschland schmerzlich empfunden.

Der schwer verwundete Ewald von Kleist von Kosaken geplündert. Nach von Hünten.

Daß dem Feinde der Sieg allerdings überaus theuer zu stehen gekommen war, geht aus dem Berichte Soltikoff's an die Kaiserin hervor, in welchem es heißt: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben." Er gab seinen Verlust auf 24,000 Mann an. —

Friedrich's Lage war jetzt eine verzweifelte. „Es hing", wie er später in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" äußert, „nur von den Feinden ab, den Krieg zu beendigen." „Sie brauchten uns", fügt er hinzu, „nur den Gnadenstoß zu geben." Aber schon vier Tage nach der Schlacht sehen wir die Spannkraft des wunderbaren Fürsten wieder in voller Stärke. „In dem Augenblick meiner ersten Nachrichten", schrieb er seinem Bruder Heinrich, „erschien mir Alles verzweifelt. Zwar ist die Gefahr sehr groß; aber so lange ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat zu erhalten suchen, wie es meine Pflicht ist. Freilich kannst du dir leicht denken, daß die Martern der Verdammten nicht

an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide. Glücklich die Todten; sie sind geborgen vor allen Kümmernissen und Unruhen!"

Daß gegen alle Regeln der Kriegskunst der errungene glänzende Sieg von den Feinden so wenig ausgebeutet wurde, hatte, abgesehen von der Furcht, die der schwer verwundete Löwe den Feinden noch immer einflößte, seinen Grund wol hauptsächlich in der Uneinigkeit der feindlichen Heerführer. Nicht ohne Grund warfen die Russen den Oesterreichern vor, daß sie stets am meisten vorgeschoben, den schwersten Gefahren ausgesetzt würden. Einen glänzenden Sieg hätten sie, die Russen, nun erkämpft, an den Oesterreichern sei es jetzt, diesen Sieg auszunutzen und auch ihrerseits einmal thatkräftig in den Kampf einzugreifen. — Daß, wie von gelehrten Geschichtsforschern mehrfach behauptet worden ist, für die Bedenklichkeit des russischen Generals auch geheime Weisungen des russischen Thronfolgers maßgebend gewesen seien, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich. Der Leser weiß ja, welche Verehrung dieser Letztere dem Großen Friedrich entgegenbrachte, und da bei der steten Kränklichkeit der regierenden Kaiserin das nahe Ableben derselben zu befürchten stand, mochte es Soltikoff immerhin für gerathen erachten, auf die Gesinnung des künftigen Herrschers einige Rücksicht zu nehmen und nicht durch vollständige Ausnutzung des errungenen Sieges den von Jenem so verehrten Preußenkönig geradezu ins Verderben zu stürzen. — Jedenfalls unterblieb von Seiten der Feinde das Gefürchtete, und Friedrich oder richtiger der preußische Staat war gerettet. —

Dann sah sich bald in die Trennung von den Russen genöthigt, da Prinz Heinrich in seinem Rücken ansehnliche Magazine zerstörte. Doch vermochte Letzterer nicht zu verhindern, daß die Oesterreicher sich zu Herren von Dresden machten und für den Winter sich daselbst festsetzten. Ein großer Theil von Sachsen jedoch blieb in Friedrich's Gewalt, und er nahm daselbst Winterquartiere. — Treue Wacht im Westen hatte fortgesetzt der heldenmüthige Ferdinand von Braunschweig gehalten; bei Bergen waren von ihm die Franzosen zurückgeworfen worden, bei Minden hatte er sie völlig aufs Haupt geschlagen.

Friedrich, unerschöpflich in Plänen, suchte dem Kriege wieder eine günstigere Wendung zu geben. Der König von Spanien war gestorben, und es meinte nun Oesterreich, Ansprüche auf das spanische Erbe in Italien zu haben. Friedrich machte Versuche, Spanien und Sardinien zum Kriege gegen Oesterreich zu bewegen, doch führten sie nicht zu dem erwünschten Ziele. Das gleiche Schicksal hatten seine Bemühungen, sich mit Frankreich auf den Friedensfuß zu setzen. Die Pompadour war dort immer noch zu mächtig, und Friedrich hatte es auch jetzt noch nicht vermocht, sein Verhalten gegen sie zu ändern.

So blieb denn dem Könige nichts übrig, als sich zu neuen Kriegsunternehmungen vorzubereiten. Neben seiner Thätigkeit, die sein königliches und feldherrliches Amt ihm auferlegte, beschäftigte er sich am liebsten mit Kunst und Wissenschaft. So entstand unter Anderm in jener Zeit eine „Ode an die Deutschen". Mit erschütternden Worten hält er den Deutschen, „den Söhnen einer gemeinsamen Mutter", vor, daß nur ein Wahnsinn es sein könne, der sie treibe, sich gegenseitig zu zerfleischen, sich auf Fremde zu stützen und diese zum Morde der Brüder in das Herz der Heimat einzuführen.

In der von Fr. Förster ins Deutsche übertragenen Ode heißt es dann weiter:

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Den rohen Russen bietet ihr's zum Raub,
Ihr Armen! grabt das Grab mit eignen Händen.
Tyrannen räumet ihr das Land, die Rechte,
Zum Lohn dafür bedient ihr sie als — Knechte.
Wie werdet ihr einst weinen, weinen,
Daß ihr der Feinde stolzem Heer
Mit eigner Hand geschärft den Speer,
Der Nachbar wird's nicht ehrlich meinen.

Bewaffnet euch, wie zu der Väter Zeit,
Und schlagt den Feind, dem allzu sehr gelüstet,
Den Thronenräuber, der zum Krieg bereit,
Am Rhein, am Donaustrom das Land verwüstet.
Was ruft den Erbfeind ihr, bei euch zu wohnen,
Der euch die Freiheit raubt, das Recht, die Kronen?
Ihr schwingt die blut'gen Waffen wieder,
Da jauchzt der Eumeniden Schwarm,
Und ihr befleckt den Mörderarm
Ach! mit dem Blute eurer Brüder!

Ich red' umsonst, sie hören mich nicht an:
Elende, Antwort! — Die Verräther schweigen.
Ach! um der Väter Tugend ist's gethan,
Nicht freie Männer find' ich unter Feigen.
Sie kriechen scheu zu des Tyrannen Füßen
Und mögen ihre Schmach in Banden büßen.
Ihr wagt es nicht, dem Feind zu wehren,
Kleinmüthig seid ihr und verzagt,
Und diese Ketten, die ihr tragt,
Nehmt ihr, o Schande! noch für Ehren?

Endlich fragt der Dichter seine Preußen, ob es besser sei, die entweihte heimatliche Stätte zu verlassen, und antwortet:

„Nein, tapfre Schar, ein edler, großer Sinn
Wird nicht in schimpflichem Gefühl verzagen;
Eh' er sie denkt, wirft er die Ausflucht hin.
Die Ehre retten wir! es gilt, zu wagen!
Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern, ist der Götter Sache.
Heran! ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz,
Und trefft mit eurem scharfen Erz
Dem falschen Feind die Lebensader!"

Im März 1760 schrieb Friedrich an einen Vertrauten: „Der ewige Jude, wenn er jemals lebte, hat kein so irrendes Leben geführt, wie das meinige ist.... Der letzte Feldzug hat Sachsen an den Rand des Abgrundes geführt. So lange es mir das Glück verstattete, habe ich dieses schöne Land geschont; jetzt ist Verwüstung überall. Und ohne von dem moralischen Uebel zu sprechen, welches dieser Krieg bringen wird, das leibliche Uebel wird nicht das kleinere sein, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Pest nicht noch darauf folgt. Wir armen Thoren, die wir nur einen Augenblick zu leben haben! wir machen uns diesen Augenblick so hart, wie wir nur vermögen, wir gefallen uns darin, die schönsten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts, als ein hassenswerthes Andenken an unsere Zerstörungen und an das Elend, das sie verursacht haben, zu hinterlassen."

Das Kriegsjahr 1760.

Die Zahl der feindlichen Truppen war auch in dem bevorstehenden Feldzug der des preußischen Heeres so überlegen, daß der König auch in diesem Jahre zunächst nur daran denken konnte, sich ihrer zu erwehren. Der Feldzug begann übel genug.

General Fouqué, dem die Obhut über Schlesien anvertraut worden war, wurde (bei Landshut) von General Laudon mit Erfolg angegriffen. Fouqué widerstand mit seinen 10,500 Mann acht Stunden lang dem 35,000 Mann starken Heere der Oesterreicher. Von der Uebermacht erdrückt, wurden die Preußen endlich überwältigt; Fouqué lag unter der Last seines getödteten Rosses am Boden. Wüthend über den unerhörten Widerstand, den sie gefunden, hieben feindliche Dragoner auf den Wehrlosen ein, der still und stumm dem Tode entgegensah. Da stürzte sich sein Reitknecht, Trautschke mit Namen, über ihn und fing die auf den geliebten Herrn gerichteten tödlichen Streiche mit seinem Haupte auf, indem er unablässig rief: „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?" Höhere kaiserliche Offiziere sprengten herzu und retteten dem Feldherrn nebst seinem treuen, aus dreizehn Wunden blutenden Diener das Leben. Ein preußischer Mitkämpfer sagt über Fouqué: „Alle verehrten in ihm den ergrauten Helden, der wie ein Spartaner focht und, nur durch Uebermacht gezwungen, mit noch einigen seiner Generäle und dem noch am Leben gebliebenen geringen Theil seines Corps sich hatte ergeben müssen." Aber auch von gegnerischer Seite ward dem gefangenen Führer und seinen Braven Anerkennung gezollt. In dem von dem

österreichischen Militärschriftsteller Cogniaze erstatteten Bericht über das Treffen heißt es: „Unmöglich kann man Truppen mit mehr Contenance, Ordnung und Bravheit fechten sehen, als hier die Preußen fochten.“ Nachdem nun auch Glatz in die Hände der Oesterreicher gefallen war, wandte sich Laudon mit 45,000 Mann, gegen Breslau, das Tauentzien mit 3000 Mann besetzt hielt. Er forderte drohend die Uebergabe der Stadt, indem er nicht nur auf die Stärke seines Belagerungsheeres, sondern auch darauf verwies, daß Friedrich und Prinz Heinrich entfernt und die Russen mit einem Heer von 75,000 Mann im Anrücken begriffen seien. Tauentzien, der mit seinen 3000 Mann auch noch 9000 gefangene Oesterreicher zu bewachen hatte, erklärte, die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Der Anmarsch des Prinzen Heinrich bestimmte indeß Laudon, die Belagerung aufzugeben, und der wackere Tauentzien, von welchem Lessing sagt: wäre Friedrich's Armee bis zu einem Häuflein zusammengeschmolzen, das unter einem Baume Platz gefunden hätte, Tauentzien hätte in demselben nicht gefehlt — wurde von dem Könige zum Generalleutnant ernannt.

Inzwischen hatte Friedrich den Versuch gemacht, sich Dresdens zu bemächtigen. Seine Hoffnung, die Stadt durch einen Handstreich nehmen zu können, blieb unerfüllt; denn er fand die Besatzung wohl vorbereitet und den tapfern Kommandanten Macquire zum äußersten Widerstande entschlossen. Es mußte nun zunächst das zur ernstlichen Belagerung nöthige schwere Geschütz unter großem Zeitverlust aus Magdeburg herbeigeholt werden. Der König indeß, fest entschlossen, sich unter allen Umständen zum Herrn der Stadt zu machen, begann, da die Besatzung die freiwillige Uebergabe verweigerte, eine furchtbare Kanonade, durch welche viele Hundert Häuser und Kunstbauten zerstört und eingeäschert wurden. Schließlich mußte Friedrich zur Ueberzeugung gelangen, daß sein Heer doch zu klein für eine feste Einschließung sei, er konnte es nicht verhindern, daß durch Zuzüge die Besatzung verstärkt und dadurch die Möglichkeit, sich der Stadt zu bemächtigen, immer weiter hinausgerückt wurde. Jetzt kam ins preußische Lager die Nachricht von dem ungünstigen Ausgange der Kämpfe in Schlesien; die Festung Glatz war in die Hände der Oesterreicher gefallen, und so mußte sich denn der König zur Aufhebung der Belagerung entschließen. — Prinz Heinrich erhielt Befehl, den Russen entgegen zu gehen, Friedrich selbst wandte sich, von Daun und Lascy gefolgt, nach Schlesien, um dort persönlich die weiteren Unternehmungen zu leiten und eine Entscheidung zu Gunsten des preußischen Heeres herbeizuführen.

Wie übel die Lage des Königs war, zeigt allein schon der Umstand, daß sogar der kaltblütige Prinz Heinrich den König wiederholt bat, ihm ein Kommando abzunehmen, dessen Pflichten zu erfüllen er sich außer Stande sehe. Friedrich antwortete ihm: „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger sind aber Diejenigen, welche ihm in kritischer und unglücklicher Zeit ihre Dienste nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge; je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie. Ich glaube deshalb nicht, daß es dir Ernst mit Dem sei, was du mir schreibst. Sicherlich können wir Beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir Alles gethan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Schlacht bei Liegnitz. An der Katzbach, in der Gegend von Liegnitz, nahmen die Heere Stellung gegen einander. Derselbe Boden hatte seit der furchtbaren Mongolenschlacht im dreizehnten Jahrhundert schon mehrmals Ströme Blutes eingesogen, und wir werden dreiundfünfzig Jahre später wieder einen entscheidenden Kampf auf ihm entbrennen sehen.

Das Heer des Königs zählte 30,000 Mann, während das unter Daun, Laudon und Lascy vereinte österreichische Heer über 100,000 Mann stark war. Außerdem standen 75,000 Russen in der Nähe, von denen 20,000 bereits (bei Auras) die Oder überschritten hatten. Und dennoch zögerte Daun mit dem Angriff. Da ließ ihm der russische Feldherr

Soltikoff erklären, daß, wenn er den König über die Oder gehen lasse, er sich mit seinen Russen sogleich nach Polen zurückziehen werde. Nun beschloß Daun, dem Preußenkönige eine Schlacht zu bieten. Dem Könige war dies recht. „Unsere Angelegenheiten", schrieb er seinem Bruder, „müssen sich jetzt entscheiden; wir werden für die Ehre und das Vaterland kämpfen, ein Jeder wird das Seine thun, daß es gelinge. Die Ueberzahl schreckt uns nicht."

In vorsichtiger Weise umstellten die österreichischen Feldherren den König, jede der einzelnen Abtheilungen war stärker, als das ganze preußische Heer. Der Sack ist offen, hörte man bei den Oesterreichern sagen, jetzt muß er hinein! — Der König, der davon vernahm, sagte: „Ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben sollen auszubessern!" — Am 14. August war die Stellung der Oesterreicher den Preußen gegenüber eine ihnen in hohen Grade günstige. Man träumte im österreichischen Heere davon, den Ueberfall von Hochkirch wiederholen zu können. In der ersten Stunde des 15. August — es war eine sternhelle Nacht — brach aber der König auf und wählte eine andere Stellung, während im verlassenen Lager die Wachtfeuer von Bauern sorgsam unterhalten werden mußten. Gewehr im Arm lagerten sich die Preußen; inmitten derselben wachte der König.

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Gegen 2 Uhr legte sich der König, in seinen Mantel gehüllt, bei einem Lagerfeuer nieder, und es schien bald darauf, als sei er eingeschlafen. Der neue Tag begann sich im Osten anzukündigen. Da kam der Major von Hundt herzugesprengt und brachte die Nachricht, der Feind rücke heran, ja er sei schon in der Nähe. Der König sprang auf, in kurzer Zeit standen die Preußen schlachtbereit.

Beim Grauen des Morgens begann die Schlacht. Reiterei und Fußvolk warfen sich mit gleicher Tapferkeit auf den Feind; namentlich that sich das Regiment Bernburg außerordentlich hervor. Diesem Regiment war vor Dresden, da es bei einem Ausfall nicht tapfer genug widerstanden hatte, vom Könige eine empfindliche Strafe zuerkannt worden. Die Offiziere hatten ihre Huttressen, die Soldaten ihre Bandlitzen auf der Uniform und ihre Säbel verloren, und die Tambours durften den Generalmarsch nicht mehr schlagen. Vor diesem Regiment hielt jetzt der König, indem er die Leute anredete: „Kinder, ich danke euch, ihr habt eure Sache brav gemacht, sehr brav! Ihr sollt Alles wieder haben, Alles!" Der Flügelmann, ein alter Graukopf, trat vor und sagte mit bewegter Stimme: „Ich danke Euer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen; Euer Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?" Dem Könige wurden die Augen naß, er klopfte dem Sprecher auf die Schulter, indem er sagte: „Es ist Alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag werde ich euch gewiß nicht vergessen!"

Frühmorgens 5 Uhr waren die Oesterreicher geschlagen. Sie verloren 80 Offiziere nebst 4000 Mann an Gefangenen, außerdem 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten.

Zieten hatte sich in hohem Grade ausgezeichnet, und der König ernannte ihn auf dem Schlachtfelde an Stelle des noch an seinen Wunden daniederliegenden tapfern Seydlitz zum General der Reiterei. — Der Sieg bei Liegnitz war der erste Sonnenblick für die Preußen seit zwei trüben Jahren. Die Heerhaufen der Russen, welche die Oder überschritten hatten, zogen sich auf die Nachricht von dem Siege Friedrich's über Hals und Kopf über den Fluß nach Polen zurück; dem Könige gelang bei Breslau die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen Heinrich.

Jetzt rückte Friedrich gegen Daun vor, um ihn gänzlich aus Schlesien zu vertreiben. Dieser, schwer bedrängt, zog sich auf die schlesischen Gebirgszüge zurück. Da ihm aber die äußerst feste Stellung, die er eingenommen hatte, noch nicht genug Beruhigung gewährte, veranlaßte er die Russen, in das Herz der Mark Brandenburg einzudringen.

Plötzlich brachen 20,000 Mann Russen, durch 15,000 Oesterreicher und Sachsen verstärkt, in die Mark ein. Berlins Besatzung betrug nur 1200 Mann. Für diese war es

offenbar eine Unmöglichkeit, die große offene Stadt gegen die feindliche Uebermacht zu halten, und Prinz Eugen von Württemberg, der in Eilmärschen herbeizog, war zu schwach, um mit der Aussicht auf Erfolg einen Angriff gegen den Feind wagen zu können. So erfolgte am 9. Oktober die Uebergabe. Berlin mußte 1½ Mill. Thaler Kontribution und 200,000 Thaler Douceurgelder zahlen. — Der Hof war nach Magdeburg geflüchtet. Glücklicherweise hielt der russische General Tottleben, ein Deutscher, der die Kapitulation abgeschlossen hatte, leidlich gute Mannszucht in der Stadt. Von den Oesterreichern wurden freilich mancherlei Ausschweifungen verübt, vor Allem nahmen sie viel Kriegsmaterial weg. Wahrhaft vandalisch wütheten die Feinde dort, wohin Tottleben's schützender Arm nicht reichte, so in Charlottenburg. Hier ward fast die gesammte kostbare Einrichtung des Schlosses zu Grunde gerichtet; der beste Theil der Kunstwerke und der historischen Erinnerungen fiel der Zerstörungswuth der Feinde zum Opfer; Tapeten und Bilder wurden zerrissen und zerschnitten, Bildsäulen und kostbare Antiken in Stücke zerschlagen, ja letztere, um eine Wiederherstellung unmöglich zu machen, völlig zermalmt. — Sachsen waren es, die solche barbarische Greuel ausübten. Es sollte dies Rache für Pirna und Dresden sein.

Doch die Kunde: „Friedrich hat den Bober überschritten und ist im Anzuge!" scheuchte den Feind schon nach drei Tagen von Berlin fort. Die Russen zogen sich auf ihre Hauptmacht zurück, die Oesterreicher und Sachsen gingen nach Torgau, und der König nahm infolge dessen seinen alten Plan, den Oesterreichern möglichst bald eine entscheidende Schlacht zu liefern, wieder auf. Mit seiner ganzen Heeresmacht rückte er den Feinden entgegen.

Der alte Fritz und seine Soldaten. Eine Menge kleiner Vorfälle auf dem Marsche und in den Lagern kennzeichnen das vertrauliche Verhältniß des Königs zu seinen Kriegern während jener Zeit. Friedrich's steter Morgengruß an seine Soldaten war: „Guten Tag, Kinder!" worauf regelmäßig die Erwiederung erfolgte: „Guten Tag, Fritz!" Schon damals hieß der König bei seinen Soldaten, die ihn mehr als ihr Leben liebten, schlechthin „der Alte" oder „der alte Fritz", ja häufig wechselte das vertrauliche Du zwischen dem Könige und seinen Kriegern. Auf dem Marsche kam es wol vor, daß, wenn die Leute ermüdet waren, und Friedrich sagte: „Gerade, Kinder, gerade!" heiterer Laune dem gebeugt auf dem Pferde sitzenden Könige geantwortet ward: „Fritz auch gerade!" Der einst so glänzende Fürst hatte während des schweren Krieges sein Aeußeres mehr und mehr vernachlässigt. „Hör' du", sagte einst ein Gardist zu seinem Kameraden, und zwar so laut, daß es der dicht vor ihnen reitende König vernehmen konnte, „hör' du, veranstalte doch einmal eine Geldsammlung in deiner Compagnie!" — „Für wen?" — „Für wen? Für Fritzen. Sieh' nur einmal sein Rockfutter an!" — Es folgten noch ähnliche Bemerkungen über des Königs Kleidung. „Wenn unsereins so auf die Parade käme", hob Einer an, „was meint ihr, wie uns der Alte aufspielen würde?" Daß der König seinen Kriegern dergleichen Aeußerungen hingehen ließ, that der Mannszucht durchaus keinen Abbruch. Hieß es „Gewehr in Arm!" so erstarb den braven Leuten jedes Wort auf der Zunge; führte sie der König in die Schlacht, so war jedes Herz voll Hingebung für ihn. Die Macht, die Friedrich's gewaltige Persönlichkeit im Getümmel des Kampfes selbst auf den Widerwilligsten und Zaghaftesten ausübte, ist wahrhaft unbeschreiblich. Von vielen Beispielen nur eines. Ein fünfzehnjähriger Fahnenjunker, der zum ersten Male an einer Schlacht Theil nahm und dem vor Angst bei dem ersten Kanonenschusse fast die Fahne aus den Händen entfiel, hat später erzählt, daß, als Friedrich, vor seinem Platze haltend, dem Regiment zurief: „Nun frisch heran, Kinder, in Gottes Namen!" ihm der Klang dieser Stimme wie ein elektrischer Funke ins Herz gezündet, so daß alle Furcht für immer entschwunden war. — In der Frühe eines kalten nebeligen Morgens hatte das Heer eine sumpfige Gegend erreicht. Es wurde Halt gemacht, um einen Knüppeldamm herzurichten. Der König lehnt sich in der Nähe eines Feuers an einen Baum, nicht weit von ihm setzt sich Zieten auf einen Holzblock nieder. Ermüdet von dem nächtlichen Marsche, fallen dem alten Heerführer die Augen zu. Ein Grenadier holt ein Reisigbündel herbei und schiebt es

dem General leise unter den Kopf; ihn lohnt ein freundlicher Blick aus den Augen Friedrich's. Da kommt ein Offizier, dem Könige eine Meldung zu bringen. „Weck' Er mir den Zieten nicht: er ist müde!" sagt der König leise, und winkt den Offizier nach der andern Seite. — Ein Soldatenweib stellt einen Topf voll Kartoffeln ans Feuer und bläst so stark in die Glut, daß die Asche dem Könige ins Gesicht fliegt. Er sagt nichts und zieht nur den Mantel ein wenig höher. Ein Soldat stößt die Frau an und raunt ihr einige Worte ins Ohr. Sie schaut erschreckt auf, ergreift den Topf und läuft davon. Der König läßt sie zurückholen und sagt ihr, sie solle ruhig ihre Kartoffeln fertig kochen.

Hans Joachim von Zieten. (Der Zieten aus dem Busch.)

Bei Torgau traf der König auf den Feind. Sein alter vorsichtiger Gegner Daun hatte auf den Süptizer Höhen eine Stellung genommen, die noch unangreifbarer schien als jene, welche im vergangenen Jahre die Russen auf den Höhen von Kunersdorf innegehabt hatten. Steile Abfälle und eine sumpfige Niederung deckten den Feind auf der Vorderseite, ein starker Verhau im Rücken. Dazu waren die Oesterreicher, die 65,000 Mann zählten, den Preußen um 20,000 Mann überlegen. Nachdem der König sich mehrfach vergebens bemüht hatte, Daun aus seiner Stellung herauszulocken, erklärte er seinen Generälen, den Feind in seinem Lager angreifen zu wollen. Da schaute mancher tapfere Mann bedenklich darein, und es tauchte die Besorgniß auf, man werde hier ein zweites Kunersdorf finden.

Der „Alte aus dem Busch“, dem der König die zweite Hälfte der Armee überlassen hatte, meinte: „alle Dinge seien möglich, nur sei eins schwerer als das andere.“

Der 5. November war zur Schlacht bestimmt, für welche der König eine nach dem Urtheil von Sachkennern fast tollkühne Disposition entworfen hatte. Das Heer, das an sich schon, wie der Leser weiß, dem Feinde an Stärke bei weitem nicht gewachsen war, wurde in zwei Theile getheilt, die getrennt von einander operiren sollten. Mit der einen Hälfte beschloß der König selbst den rechten Flügel der Oesterreicher zu umgehen und dieselben im Rücken anzugreifen, Zieten dagegen sollte, sobald der Angriff begonnen haben würde, sich auf den linken Flügel des Feindes werfen. In früher Morgenstunde brach Friedrich mit seiner Heeresabtheilung auf. Es mußten mehrere Meilen Weges durch einen Wald zurückgelegt werden, um zu der Stelle zu gelangen, von der aus der Angriff geschehen sollte. Ein österreichisches Regiment gerieth während des Marsches zwischen zwei Kolonnen der Preußen und wurde gefangen genommen. Schon war die Mittagszeit vorüber. Friedrich hatte mit einigen Regimentern Fußvolk den Saum eines Waldes erreicht, als Kanonendonner in der Ferne ertönte. Zieten war auf einen vorgeschobenen starken Posten der Oesterreicher gestoßen und hatte Kanonen gegen sie auffahren lassen. Da der König glaubte, sein Mitbefehlshaber sei bereits im Kampfe mit dem linken Flügel des Feindes begriffen, meinte auch er den Angriff nicht aufschieben zu dürfen, obgleich die meisten seiner Truppen, namentlich die Reiterregimenter, noch zurück waren. Der Feind eröffnete gegen die am Rande des Waldes erscheinenden Preußen sogleich ein furchtbares Kanonenfeuer. Die Kugeln durchsausten den Wald und brachen Aeste und Bäume. Ein niederstürzender Eichenast erschlug dicht vor dem Könige zwei Soldaten.

J. W. von Archenholz, der als Offizier den Angriff mitmachte, und der zu dem Regiment gehörte, welches am meisten dem Feuer ausgesetzt war, sagt in seiner mit Recht gerühmten „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“: „Dann empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seinen Flügeladjutanten in die Worte aus: „„Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?““ — Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer Viertelstunde lagen 5500 preußische Grenadiere, nachdem sie den Verhau überstiegen und mit erstaunlichem Muth den Angriff ausgeführt hatten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können.“ Unentschieden wogte stundenlang der Kampf hin und her. Mit unvergleichlicher Tapferkeit bemächtigten sich die Preußen der Schanzen, aber sie verloren sie wieder, weil gegen sie frische Mannschaften eindrangen, ihnen selber aber es an Geschütz und Reiterei gebrach. Dem Könige, der sich mehrmals im wildesten Gewühl der Schlacht befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe todtgeschossen. Indem er seine braven Krieger zu einem neuen Angriffe vorführte, traf ihn eine Kugel auf die Brust. Hören wir über den verhängnißvollen Vorgang das Wort eines Augenzeugen. „Während des heftigsten Kampfes“, erzählt Heinrich von Behrenhorst in seinem erst i. J. 1847 theilweise zum Abdruck gekommenen „Tagebuche“, „als unsere Infanterie auf allen Seiten wich, hielt der König mitten in der Linie. Es war weiter Niemand bei ihm als der Major Graf Friedrich von Cocceji der Aeltere und ich, nebst zwei jungen Pagen und einem Reitknechte. Zwei österreichische Grenadiere, die von der Spitze ihrer Compagnie desertirt waren, flüchteten sich zu uns. „Wie steht es drüben bei euch?“ fragte sie der König. „Der Marschall führt soeben selbst die Reserve ins Gefecht“, versetzten die Leute. Unsere Truppen wichen unterdessen immer mehr, so daß zwischen dem Könige und dem Feinde Niemand zurückblieb. Der Monarch war also auf

einer kleinen Anhöhe dicht am Saume des Waldes gewissermaßen allein, und nur Graf Anhalt an seiner linken Seite, ich acht bis zehn Schritte hinter ihm. Meine Blicke waren eben anderwärts gerichtet, als Graf Anhalt mir in der größten Angst zurief: „„Behrenhorst!““ Ich blickte in die Höhe und sah den König, der den Zügel fahren ließ und zurücksank. Ich kam schnell genug hinzu, um ihn vor dem Sturze zu bewahren; Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nichts dazu thun. Der Reitknecht und die Pagen sprangen von den Pferden und liefen nun rasch herbei. Einer der beiden Letzteren wurde zu den Füßen des Königs schwer verwundet, in dem nämlichen Augenblicke auch des Königs und mein Pferd, denn wir waren ganz nahe an der vorrückenden Linie des Feindes. Wir mußten darauf bedacht sein, uns ohne den mindesten Aufschub zu retten. Der Reitknecht zog die Pferde in den Wald, ich hielt den König in meinen Armen, und so brachten wir ihn ohnmächtig zurück. Eine Kugel, die ihn auf die Brust getroffen, hatte ihn des Athems beraubt; am andern Morgen fand man sie in seinem Hemde; sie war zuerst durch einen mit Pelz gefütterten Mantel, dann durch den Ueberrock, Leibrock und Weste, die zugeknöpft war, gedrungen. Ohne diese Bollwerke hätte sie den König ohne Zweifel getödtet, da sie aus großer Nähe geschossen worden war. Nach fünf bis sechs Minuten kam Friedrich wieder zu sich. „„Sehen Sie, ob es blutet!““ sagte er zu mir. Ich knöpfte auf und fand nichts. „„An meinem Leben““, sagte er, „„liegt mir heut am wenigsten; wohlan, laßt uns unsere Pflicht thun, und Unglück komme über Die, die sie nicht thun!““ — Darauf schwang sich der König wieder auf sein Pferd und führte das Kommando weiter.“

Der Abend brach heran, der Kampf mußte eingestellt werden. Eine düstere, fürchterliche Nacht folgte. Freunde und Feinde wogten durch einander, dichte Finsterniß verhinderte ein Erkennen. Bald hier, bald dort kam es zu Kämpfen zwischen kleineren Abtheilungen, nur zu oft schossen Freunde auf Freunde. Kampfgeschrei, Flintenschüsse, Wehrufe der Verwundeten durchhallten die rauhe Luft. Auf einzelnen Orten blitzten, hier von Preußen, dort von Oesterreichern angezündet, Feuer durch den Wald. Die erquickenden Strahlen der Wärme lockten Freund und Feind herbei. Da man nicht wußte, welche Partei gesiegt habe, so einigte man sich gegenseitig dahin, sich mit Anbruch des Tages denen, welche das Schlachtfeld behauptet und damit den Sieg errungen, gefangen zu geben.

Der König hatte sein Nachtquartier in der Kirche eines nahen Dorfes aufgeschlagen. Nachdem er verbunden worden war, schrieb er, auf den Stufen des Altars sitzend, beim flackernden Schein eines Talglichts seine Befehle für den nächsten Morgen. — Ob die Oesterreicher ihre Stellung behaupten und zur Fortsetzung des Kampfes bereit sein würden, ließ sich nicht voraussehen. Indessen stand es übler mit dem Feinde, als es der König ahnte. Zieten, der erst später zum Schlagen gekommen war, hatte alsbald eine feindliche, großen Schaden verursachende Batterie erobert und aus derselben ein mörderisches Feuer bis an den späten Abend auf den Feind unterhalten, der, von beiden Seiten so furchtbar mitgenommen, sich bald in völliger Auflösung befand und unter dem Schutze der Nacht den Rückzug über die Elbe antrat. Mitten in der Nacht überbrachte Zieten persönlich diese hochwillkommene Nachricht dem Könige, der in freudiger Erregung den Getreuen umarmte.

Aus dieser Schlacht wird von einem Vorfalle berichtet, den Gedankenlosigkeit und Böswilligkeit vielfach zu Ungunsten des großen Königs ausgebeutet haben. Während Friedrich in eigener Person bemüht gewesen sei, lautet die Erzählung, Fliehende zum Stehen zu bringen, und ihm dies, trotz der allergrößten Anstrengungen, nicht gelungen sei, habe der ergrimmte Kriegsfürst ihnen die Worte zugerufen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ Die Nachricht ist nicht zuverlässig, aber gesetzt auch, sie enthielte volle Wahrheit, so vermöchte sie vom Haupte des Heldenkönigs schwerlich die ihn umstrahlende Glorie abzuwenden. Es hat Despoten gegeben, die ihr Leben auf das Sorgsamste hüteten, während sie Tausende und abermals Tausende, oft um einer bloßen Laune willen, in den Tod sandten. Nicht so Friedrich. „Es giebt nur ein einziges Gut, nämlich das des ganzen Staates.“

Dies ist sein Ausspruch, und diesem gemäß war er stets bereit sein Leben dem Wohle seines Volkes zu opfern. Schon allein die oben mitgetheilte Weisung an den Minister Grafen Finkenstein giebt jedem Unbefangenen Gelegenheit, einen Blick in die Tiefe der Seele Friedrich's zu thun. Wenn er demnach im Zornesmuthe jene Worte wirklich gerufen haben sollte, so würde das nur beweisen, daß er an Andere, namentlich an seine Soldaten, die ja täglich Augenzeugen seiner rücksichtslosen Hingabe waren, die Forderung stellte, ihm hierin nachzuahmen — wie anderseits das Rauhe des Ausdrucks in der Situation genügende Erklärung fände. Die Ausdrucksweise der Kriegsmänner jener Zeit war kurz und knapp; man kann sagen, sie stand im Gegensatze zu den Tiraden, die später Napoleon I. der Welt zum Besten gab. Zieten's Ansprache an seine Truppen am Morgen des Schlachttages hatte gelautet: „Meine Herren, heut haben wir Bataille. Es muß gehen, wie mit Butter geschmiert!"

Friedrich umarmt Zieten nach der Schlacht bei Torgau. Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich begab sich zeitig schon auf das Schlachtfeld und traf Anordnungen zur Pflege der Verwundeten. Als ein mit dem Tode ringender Krieger den König erblickte, rief er: „Nun will ich gern sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und der König lebt!" Die Preußen hatten in der Schlacht 13,000, die Oesterreicher 16,000 Mann verloren; von den Preußen waren 50 Kanonen und 27 Fahnen erbeutet worden.

Nach der Schlacht bei Torgau entstand das Volkslied, in dem es heißt:

„Aber bei Torgau da machten die grünen Husaren
Unter Zieten erst recht fett das Kraut!
Die ha'n den Fritz herausgehaut!
Die Feinde floh'n; drum hab' ich doch:
„Wie Zieten aus dem Busch!" das Sprüchwort noch."

Mit Ausnahme Dresdens fiel ganz Sachsen wieder in die Gewalt der Preußen, die hier ihre Winterquartiere bezogen. Friedrich sandte Truppen nach Schlesien, der Mark und Pommern, um die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben.

Der König vermochte es sogar, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Oberbefehlshaber auf dem westlichen Kriegstheater, durch 8000 Mann zu verstärken. Die Schweden wurden nach Stralsund getrieben; die Russen hielten es für gerathen, sich nach Polen zurückzuziehen, wo sie Winterquartiere nahmen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem wir bereits mehrfach begegnet sind, war an Stelle des durch Abschluß der berüchtigten Konvention von Kloster Zeven unvortheilhaft bekannten Herzogs von Cumberland an die Spitze der alliirten (englisch-hannöverschen) Armee getreten. Friedrich II. hatte einen guten Griff gethan, als er für jenen hochwichtigen Posten einen seiner tüchtigsten Heerführer empfahl. — Ferdinand war als vierter Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht am 11. Januar 1721 geboren und von frühester Jugend für den Militärdienst erzogen worden.. Schon im zweiten Schlesischen Kriege fand er bei Hohenfriedberg und Czaslau Gelegenheit sich auszuzeichnen und im Siebenjährigen Kriege trug er 1757 nächst dem wackern Schwerin das Meiste zum günstigen Ausgang der blutigen Schlacht von Prag bei. In der Schlacht von Roßbach befehligte er den rechten Flügel der Armee Friedrich's, der jedoch nicht zum Schusse gelangte. Von hier aus begab sich Ferdinand nach dem Schauplatze eines fünfjährigen ruhmvollen Ringens, in Niedersachsen, Westfalen und Hessen. Hier leistete er mit oft unzureichenden, nicht selten nothdürftig zusammengewürfelten Streitkräften das denkbar Höchste gegen die zahlreiche, wohl ausgerüstete und meist gut geführte französische Armee — und gegen die buntscheckigen Reichsvölker. Den Feldzug im Jahre 1758 begann er, indem er nach seinem Siege bei Krefeld die Franzosen zum Rückzuge nöthigte; als er jedoch im Jahre 1759 Frankfurt a. M. decken wollte, erlitt er in der Nähe dieser Stadt, bei Bergen, 13. April 1759 eine Schlappe, welche er am 31. Juli 1759 durch den glänzenden Sieg bei Minden über den Marschall Contades mehr als ausglich. Im folgenden Jahre behauptete er das ihm anvertraute Gebiet, und im Jahre 1761 brachte er hier abermals die Franzosen arg ins Gedränge.

Friedrich II. brachte den Winter in Leipzig zu. Hier traf ihn d'Argens eines Abends auf platter Erde sitzend, vor ihm seine Hunde, die aus einer Schüssel fraßen, und die er mit Hülfe eines kleinen Stöckchens in Ordnung hielt. Voll Erstaunen trat d'Argens einen Schritt zurück, schlug die Hände zusammen und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Potentaten den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie mögen sicher glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächsten Feldzug schmiede oder Negociationen überlege, um sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von Alledem — er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde!"

Friedrich und Gellert. Auch bei dem diesmaligen Aufenthalte in Leipzig beschied der König wieder den Professor Gottsched zu sich. Aber so wenig wie früher gefiel ihm derselbe auch jetzt. Einen umso günstigeren Eindruck dagegen machte auf ihn der bescheidene Gellert. Ueber die Zusammenkunft mit dem Fabeldichter, der sich damals einer Beliebtheit erfreute wie kein anderer deutscher Dichter, möge hier ein Bericht (Gellert an Rabener) eine Stelle finden.

„Der 18. Dezember (1760) war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um 3 Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbirt und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß und Jemand an seine Thür klopfte. — „Herein!"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Seine Maj. der König verlangt Sie zu sprechen, und hat mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen."

Gellert: „Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein."

Major: „Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heut mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen: wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen,

und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie ausgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder nachfragen, ob ich Sie heut oder ein andermal mitnehmen soll."

Gellert: „Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde."

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Famulus nicht bei der Hand hat, schafft sich nach vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perrücke und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voll Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Seiner Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem König allein.

König: „Ist Er der Professor Gellert?" Gellert: „Ja, Ihro Majestät." K.: „Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?" G.: „Von Hainichen bei Freiberg." K.: „Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?" G.: „Ja, Ihro Majestät." K.: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Major: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen." K.: „Das ist viel. Hat Er denn La Fontaine nachgeahmt?" G.: „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." K.: „Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" G.: „Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen." K.: „Nein, das kann ich nicht sagen." G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." K.: „Das ist wahr. Warum haben wir keine guten deutschen Geschichtschreiber?" G.: „Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat." K.: „Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?" G.: „Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe." K.: „Hat's der Mann auch verstanden?" G.: „Die Welt glaubt's." K.: „Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen." G.: „Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm." K.: „Da hat Er Recht. Aber warum zwingen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen sie haben, daß wir sie lesen müssen?" G.: „Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht, Sire, hat es ihnen auch noch an Augusten und Louis XIV. gefehlt." K.: „Sachsen hat ja zween Auguste gehabt. — Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" G.: „Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte — —" K.: Ist Er denn gar nicht von Sachsen weggekommen?" G.: „Ich bin einmal in Berlin gewesen." K.: „Er sollte reisen." G.: „Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen." K.: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?" G.: „Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben." K.: „Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen." G.: „Ihro Majestät, die Kur möchte wol eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesunder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich nicht fortkommen können." K.: „Da muß Er fahren." G.: „Dazu fehlt mir das Vermögen." K.: „Ja, das ist wahr, daran fehlt's den Gelehrten in Deutschland immer. Es sind jetzt wol böse Zeiten?" G.: „Ja wol, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —" K.: „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich." G.: „Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte." K.: „Was meint Er? Welcher ist größer im Epos, Homer oder Vergil?" G.: „Homer scheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist." K.: „Aber Vergil ist viel polirter."

G.: „Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.“ K.: „Man muß aber nicht Sklave von den Urtheilen der Alten sein.“ G.: „Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.“ Der Major: „Er hat auch deutsche Verse herausgegeben.“ K.: „So? Hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?“ G.: „Ach ja, Ihro Majestät.“ K.: „Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.“ G.: „Wenn's Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen — —“ K.: „Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?“ G.: „Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.“ K.: „Besinn' Er sich; ich will unterdessen herumgehen.

Friedrich II. und Gellert. Zeichnung von Ludwig Burger.

— — Nun, hat Er eine?“ G.: „Ja, Ihro Majestät, den Maler.“ (Gellert trug nun die bekannte Fabel vor.) K.: „Und die Moral?“ G.: „Wenn Deine Kunst den Weisen nicht gefällt, so ist das schon ein böses Zeichen, doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, so ist es Zeit, sie auszustreichen.“ K.: „Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den hab' ich weggeworfen.“ G.: „Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.“ K.: „Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen.“ — Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mensch als Gottsched!“ und am andern Tag bei Tafel: „Das ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten.“

Prinz Heinrich und eine Zahl von preußischen Offizieren besuchten die Vorlesungen Gellert's. Ersterer schenkte ihm sein Schlachtpferd, auf dem Gellert seitdem täglich ausritt.

Tod Georg's II. von England. Ende Oktober 1760 war Georg II. gestorben. Es war nun die Frage, ob sein Nachfolger, Georg III., das Bündniß mit Friedrich erneuern würde. Anfangs schien es so, und der König sprach sich in seiner ersten Parlamentsrede auch in diesem Sinne aus. Seine Erklärung fand im Parlamente die lebhafteste Zustimmung. „Wir können", heißt es in der Adresse desselben an den König, „die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern." Bald jedoch zeigte es sich, daß der König in seiner Eröffnungsrede seine eigentlichen Absichten verborgen gehalten hatte. Pitt, der glühende Verehrer Friedrich's, kam um seinen Einfluß, und der unfähige Lord Bute, des Königs Günstling, ward die Seele des englischen Ministeriums. Dieser Mann aber war Friedrich's erklärter Gegner. Der Vertrag mit Preußen ward nicht erneuert, die Hülfsgelder blieben aus.

Bute glaubte mit dieser Maßregel den Frieden erzwingen zu können. Friedrich müsse sich jetzt, meinte er, dem unbeugsamen Schicksalsschlusse unterwerfen und die Friedensbedingungen annehmen, die man ihm stellen werde.

Und in der That schien es, als sei diese Berechnung die einzig richtige. Friedrich's kleines Land war von Freund und Feind ausgesogen, die Blüte seines Heeres war vom Schwerte der Feinde hinweggerafft oder befand sich in Gefangenschaft. Es mochten zwischen Friedrich und dem englischen Hofe noch Verhandlungen über den kaum bezeichneten Punkt stattgefunden haben; wenigstens deutet darauf ein Brief des Königs hin, worin es heißt: „Zwar sagt man: Du hast ja Freunde! — Ja, saubere Freunde, die mit gekreuzten Armen sagen: „Ich wünsche Ihnen alles mögliche Gute." „„Aber ich ertrinke, werft mir doch ein Seil zu!"" „O nein, Sie werden nicht ertrinken." „„Aber ich sinke in diesem Augenblick unter."" „Seien Sie versichert, wir werden Ihnen einen schönen Grabstein setzen." —

Trotzdem war es noch nicht so weit mit Friedrich, wie der englische Premierminister wähnte; ihm waren, wie er selbst sagt, zwei treue und höchst werthvolle Bundesgenossen geblieben: Tapferkeit und Ausdauer.

Das Kriegsjahr 1761.

Unter solchen Verhältnissen begannen mit dem Frühling des Jahres 1761 die kriegerischen Unternehmungen von Neuem. Laudon drang mit einer Armee in Schlesien ein und suchte seinem königlichen Gegner das Leben nach Möglichkeit schwer zu machen. Da nun auch ein russisches Heer im Anzuge war, so begab sich der König nach Schlesien, um eine Vereinigung der Oesterreicher und Russen zu verhindern. Als dieselbe aber dennoch gelang, nahm Friedrich eine Stellung bei Bunzelwitz, in der Nähe der Festung Schweidnitz. Die Russen, geführt von dem Feldmarschall Butterlin, zählten 60,000, die Oesterreicher unter Laudon 75,000, das vereinte Heer war demnach 135,000 Mann stark, wogegen Friedrich's Heer nur 50,000 Mann zählte. Die Preußen wurden von den feindlichen Heerestheilen in einem Halbkreise umstellt, nur der Rücken blieb ihnen frei. Zum ersten Male in seinem Leben faßte der König den Beschluß, eine Schlacht zu vermeiden, ja er ließ, was bisher von ihm noch nie geschehen war, das Lager mit Verschanzungen umgeben. Wie Alles, was der König unternahm, das Gepräge des Außerordentlichen an sich trug, so auch dieses Werk. Tag und Nacht wurde daran gearbeitet; während eine Hälfte des Heeres arbeitete, ruhte die andere. — Laudon war anfänglich dafür gewesen, den König anzugreifen. Aber schon nach Ablauf dreier Tage glich das Lager einer Festung, und die feindlichen Generäle, die in ihren Berathungen sich noch nicht über die Art und Weise des Angriffs hatten einigen können, mußten jetzt die alten Pläne fallen lassen und auf neue sinnen.

Lager von Bunzelwitz. Von großem Vortheile war es für die Preußen, daß sie sich auf die Festung Schweidnitz stützen konnten. Am Tage ward Rast, in der Nacht mit dem Gewehr im Arm Wache gehalten. Der König theilte alle Mühen und Beschwerden seiner Krieger. Nachts fand man ihn bald an diesem, bald an jenem Wachtfeuer unter den gemeinen Soldaten sitzen, gewöhnlich heiter plaudernd. Die Soldaten pflegten zu sagen: „Wenn Fritz bei uns schläft, ist es eben so gut, als wenn unserer Fünftausend wachen." Eines Abends, als er zu den Schanzen ritt, hörte man ihn sagen: „Nehmt ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder auf der bloßen Erde liegen muß!" Bekümmernisse die über ihn kamen, pflegte der König in der Regel tief in seiner Brust zu verschließen. Manchmal schüttete er sein Herz gegen den alten Waffengefährten Zieten aus. Als dieser ihm einst lebhaft Trost zusprach, fragte ihn der König, ob er etwa einen neuen Alliirten herbeigeschafft habe. — „Nein", erwiederte Zieten, „ich habe keinen andern, als den alten da oben; der verläßt uns nicht." — Der König sagte: „Ach, der thut keine Wunder mehr!" worauf Zieten entgegnete: „Er streitet dennoch für uns und läßt uns nimmer sinken!"

Das vereinte feindliche Heer fing indeß bald an, Noth zu leiden, namentlich die Russen, denen eine von Friedrich abgesandte Abtheilung von 7000 Mann 5000 Wagen mit Vorräthen verbrannt hatte. Nach zwanzig Tagen, in denen man im Feindesheere einen Kriegsrath nach dem andern gehalten hatte, ohne zu einem gemeinsamen Entschlusse zu gelangen, traten die Russen gewohnternaßen wieder ihren Marsch nach dem rechten Oderufer an. Wäre es den Preußen nicht gelungen, ihre Vorräthe zu zerstören, so hätten sie vielleicht ihren Weg nach der Mark genommen. Jener Handstreich hatte also einen doppelt günstigen Erfolg gehabt. Nun war Laudon die Lust vergangen, den König anzugreifen, er dachte jetzt vielmehr nur an Gegenwehr und Befestigung des Lagers. — „Er hat doch Recht gehabt", sagte Friedrich zu Zieten, „Sein Alliirter hat Wort gehalten."

Bei den Preußen hatte der Abzug der Russen einen Jubel erregt, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten habe. Aber es waren von Butterlin 20,000 Mann Russen im österreichischen Lager zurückgelassen worden, so daß der Feind den Preußen an Zahl noch immer um das Doppelte überlegen war. Trotzdem wurden bei den Letzteren von derselben Stunde an fast alle Sicherheitsmaßregeln beiseite gesetzt: man hielt sich eben davon überzeugt, daß Laudon einen Angriff nun nicht wagen würde. Friedrich blieb ihm noch vierzehn Tage gegenüber stehen, dann brach er auf, um den Feind ins freie Land hinauszulocken und ihm dort eine Schlacht zu bieten. Doch Laudon folgte ihm nicht.

Dagegen brachte Laudon nun den geplanten Anschlag gegen die Festung Schweidnitz zur Ausführung; wirklich gelang es ihm, sich am 1. Oktober durch Ueberrumpelung zum Herrn dieses Platzes zu machen, worauf er einige Stunden weit von Schweidnitz ein festes Lager bezog. Friedrich legte seine Truppen bei Strehlen in Winterquartiere.

Der Anschlag des Baron Warkotsch. Der König hatte seine Wohnung dicht bei Strehlen, in dem Dorfe Woiselwitz, genommen. Hier wäre er beinahe das Opfer einer schändlichen Verrätherei geworden. In der Nähe von Strehlen lebte ein reich begüterter Baron, Namens Warkotsch, den der König durch manche Gnadenbezeigungen ausgezeichnet hatte. Diesem Manne war für die Auslieferung des Königs — „lebendig oder todt" — eine Summe von 100,000 Gulden geboten worden, und er hatte den Entschluß gefaßt, das schändliche Werk des Verraths auszuführen. Ein naher Wald sowol, als auch der Umstand, daß der um seine Person stets wenig besorgte König in dem von ihm bewohnten kleinen Häuschen nur wenige Leute zum Schutze bei sich hatte, schien der Ausführung des Planes günstig zu sein. Nach demselben hatte sich der österreichische Oberst Graf Wallis in der Nacht vom 29. zum 30. November mit einem Trupp Husaren durch den Wald dem Orte zu nahen gesucht, während, um die Aufmerksamkeit des Heeres von Woiselwitz abzulenken, zehn Dörfer in der Umgegend angezündet werden sollten. Der katholische Pfarrer Schmidt in Siebenhuben war als Mittelsperson zwischen Warkotsch und dem österreichischen Obersten

gewonnen worden. Alles war aufs Zweckmäßigste eingeleitet; es fehlte nur noch die Abgabe eines an den Pfarrer Schmidt gerichteten Briefes, den Warkotsch seinem Jäger Kappel zur Besorgung übergeben hatte. Der Jäger aber, Verdacht schöpfend, trug den Brief nicht an Schmidt, sondern an den lutherischen Pfarrer Gerlach zu Schönbrunn. Dieser, ein durch und durch ehrenwerther Mann, forderte den Jäger auf, sich auf ein Pferd zu werfen und so schnell wie nur irgend möglich den Brief in die Hände des Königs gelangen zu lassen. Kappel that es, und die Ausführung des Anschlages wurde dadurch verhindert. Die Verräther entkamen, starben aber später in fremdem Lande im Elend.

Friedrich begab sich nun nach Breslau. Am Schlusse des Jahres traf hier die trübe Kunde bei ihm ein, daß Kolberg nach rühmlicher, vier Monate andauernden Gegenwehr und nur gezwungen durch Hunger und Seuchen, sich einem von Romanzow geführten russischen Heere hatte ergeben müssen. So befanden sich am Ende dieses Jahres gerade die reichsten und ergiebigsten Provinzen, halb Pommern, ein großer Theil von Sachsen mit Dresden und Oberschlesien mit Glatz und Schweidnitz in den Händen der Feinde. Zur Ergänzung seines Heeres, zur Aufbringung der für Fortsetzung des Krieges erforderlichen Geldmittel war Friedrich auf einen verhältnißmäßig kleinen und noch dazu armen Theil seines Landes angewiesen. Zum ersten Male seit Beginn des großen Krieges war es jetzt den Feinden möglich, auf preußischem Gebiet ihre Winterquartiere zu beziehen. — Das Jahr 1761 hatte keine besonders wichtigen Ereignisse gebracht, in keiner entscheidenden Schlacht hatte der König den Kürzeren gezogen; aber gleichwol war seine Lage am Schlusse dieses Jahres infolge der berührten Umstände bedenklicher denn je. Mit einem entscheidenden Schlage gedachten die Feinde im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, und dem gegenüber sah sich Friedrich fast von allen Hülfsmitteln entblößt; ein wichtiger Bundesgenosse hatte ihn im Stich gelassen — und das Verderben, der Untergang des Preußischen Staates schien besiegelt.

Trenk's Anschlag. Nur wenig fehlte, so wäre neben den Festungen Schweidnitz und Kolberg auch noch die Hauptfestung des Preußischen Staates, Magdeburg, dem Könige verloren gegangen. Dort befanden sich zur Zeit, außer dem königlichen Hofe, der Schatz, das Archiv der preußischen Monarchie, das große Kriegsmagazin und ansehnliche Summen Geldes begüterter Personen. Der Verlust dieser Festung hätte unfehlbar dem Kriege zum Unheile Preußens ein Ende gemacht. Die Besatzung bestand nur aus einigen Tausend Mann, die eine ungeheure Zahl von Gefangenen zu bewachen hatten. Einer der Gefangenen, der österreichische Rittmeister von Trenk, der Friedrich's Zorn in hohem Grade schon in früheren Jahren erregt hatte und auf des Königs Geheiß bereits seit längerer Zeit, mit Ketten belastet, in festem Gewahrsam gehalten wurde, faßte den Plan, eine Verschwörung unter den österreichischen Gefangenen ins Werk zu setzen. Glücklicherweise wurde das gefährliche und mit großem Geschick angelegte Unternehmen noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt.

Eine tatarische Botschaft, wodurch dem Könige Freundschaft und Bündniß angeboten ward, und auch ein von den Türken wohl aufgenommener Plan des Königs, sich mit ihm gegen Oesterreich zu verbinden, fallen noch in das Jahr 1761. Freilich vermochte weder das Eine noch das Andere in dem Könige die Besorgnisse zu zerstreuen, mit denen er dem nächsten Jahre entgegensah.

Das Kriegsjahr 1762.

Friedrich's Feinde frohlockten und Maria Theresia betrachtete bereits das wiedergewonnene Schlesien als ihr unentreißbares Eigenthum. Zu Anfang des Jahres, als durch Einwirkung des Lord Bute dem Könige die englischen Hülfsgelder entzogen worden waren, war man in Wien Willens gewesen, in einem zu veranstaltenden Kongreß sich Schlesien ausdrücklich wieder zusprechen zu lassen. Dies hielt man jedoch jetzt nicht einmal mehr für nöthig; ja die Kaiserin fühlte sich ihrer Sache so sicher, daß sie den Befehl gab, 20,000

Soldaten, darunter 1500 Offiziere, zu entlassen. — Das Hauptwerk gegen Friedrich war vollbracht; weshalb sollte man ein so großes, kostspieliges Heer gegen ihn auf den Beinen behalten?

Die Feinde des Königs hatten freilich Grund genug, zu jubeln. Erschien doch auch ihm selbst seine Lage trostloser, als je. Finstere Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt. Die Krieger vernahmen nicht mehr seiner Flöte Klang — ein äußerst trübes Merkzeichen für sie. Friedrich hielt sich meist still und einsam, er ritt nicht mehr aus, er fehlte auf der Parade.

Der Januar des Jahres 1762 hatte begonnen. Da rettete den König „das Etwas, das dort oben ist, und das aller Weisheit der Menschen spottet", wie er selbst in einem Briefe an d'Argens schreibt. Seine unversöhnliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, hatte am 5. Januar „den schrecklichsten aller Schritte gethan, den Schritt von einem glänzenden Throne in den Sarg", und ihr Neffe Peter folgte ihr als der Dritte dieses Namens nach. Noch auf ihrem Todtenbette war von Elisabeth dem Senate das Versprechen abgenommen worden, den Krieg gegen Friedrich in Gemeinschaft der Bundesgenossen mit aller Kraft fortzusetzen. Peter hatte aber Anderes im Sinne.

Bündniß zwischen Peter III. und Friedrich II. Ein Eilbote flog mit dem Anerbieten eines Waffenstillstandes an Friedrich. Dem Waffenstillstande folgte der Friede; die preußischen Gefangenen wurden freigelassen, die besetzten Gebiete, und damit auch Kolberg, an Friedrich zurückgegeben. Zur Erklärung dieses plötzlichen Umschwungs genügt es sich zu erinnern, daß Peter längst ein warmer Verehrer Friedrich's war. Seine Begeisterung für den König ging so weit, daß er den von diesem bei seiner Thronbesteigung empfangenen Schwarzen Adlerorden, wie auch die preußische Generalsuniform, fast beständig trug, daß er das Bildniß des Königs, auf einem Ringe am Finger, vor den Augen der Russen küßte, und wenn er von demselben sprach, stets sagte: „Der König, mein Herr!" Die Schriften Friedrich's waren es gewesen, die den jetzt mächtigen Mann zu seinem glühendsten Bewunderer und Anhänger gemacht hatten. Wie gelegen dem Könige die Wendung der Dinge kam, läßt sich ermessen. Der Friede mit Rußland zog zunächst den mit Schweden nach sich. Peter ließ in Wien und Versailles eindringlich mahnen, den Kampf gegen den großen Friedrich einzustellen. Doch in Wien bestand man auf Ueberlassung Schlesiens, und dem Hofe von Versailles kam es zu schwer an, dem bisher von seiner Seite so unrühmlich geführten Krieg so ohne Weiteres ein Ende zu setzen. Unter solchen Umständen ging Peter III. noch einen Schritt weiter; er schloß ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Friedrich und gab dem General Tschernitscheff Befehl, sich mit seinen 20,000 Mann dem Könige von Preußen zur Verfügung zu stellen. Wie überraschend ein so plötzlicher Umschwung der Dinge auch den Feinden Friedrich's sein mußte, läßt sich ermessen, und es klingt daher gar nicht unglaublich, wenn erzählt wird, daß, als der russische Feldherr sich in Breslau mit glänzendem Gefolge einfand, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen, der Aufzug von den gefangenen österreichischen Offizieren für eine Maskerade auf Veranstaltung Friedrich's gehalten wurde. Man behauptete, Letzterer habe preußische Offiziere in russische Uniform gesteckt, um sie zu täuschen und durch ein vorgespiegeltes Bündniß mit Rußland zu schrecken.

Da sich nun erwarten ließ, dem tapferen Herzoge Ferdinand werde es auch ferner gelingen, die Franzosen im Westen in Schach zu halten, und da sich, durch die Vorgänge in Rußland angeregt, die Türken ernstlicher anschickten, feindlich gegen Oesterreich vorzugehen, so durfte Friedrich nun doch auf eine glückliche Beendigung des Krieges hoffen.

„Zwei Feinde", schrieb er an d'Argens, „hab' ich vom Halse, und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20,000 Russen, zu ihrem linken 20,000 Türken erhalten. So werden mir also zwei Kaiser als Kapläne eine Messe vor der Königin von Ungarn lesen helfen, und sie wird gezwungen sein, ein De profundis: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir!" abzusingen." Man sieht, der König war wieder in bester Laune. Nicht minder waren es seine Krieger, denen schon der Ton von Fritzens Flöte" die Umwandlung verkündet hatte.

„Und du nimmst die Flöte. Leise
Schwingt ein Ton sich nun hervor,
Eine süße Sangesweise
Schwebt hinauf zu deinem Ohr:

Selber hast du sie geschaffen,
Selber hat sie dich beglückt,
Und das rauhe Erz der Waffen
Mit des Klanges Schmelz geschmückt."

Binnen kürzester Frist ward das Heer vermehrt; viele fremde Offiziere, selbst aus den feindlichen Armeen, traten unter die glorreichen Fahnen Friedrich's. — Die Oesterreicher, sahen der Eröffnung des neuen Feldzuges mit schwerer Sorge entgegen, ob sie gleich ansehnliche Verstärkungen erhielten und in Besitz von Glatz, Schweidnitz und der Gebirgszüge waren.

Zunächst beschloß der König, den Kampf gegen Schweidnitz zu eröffnen. Die Festung hatte nicht nur eine äußerst starke Besatzung, sondern auf den Abhängen des nahen Gebirges und zwar in Stellungen, die fast unangreifbar schienen, stand auch die österreichische Hauptarmee, über die jetzt wieder Daun den Oberbefehl führte. Friedrich entsandte, um Daun aus seiner Stellung zu locken, eine Heeresabtheilung nach Böhmen. Daun wagte aber nicht, den Ort, der ihm so große Sicherheit zu bieten schien, zu verlassen.

Katharina II. Den 19. Juli schrieb man, als eine Schreckenskunde aus Rußland bei dem Könige eintraf. Zar Peter III. war entthront und im Gefängniß ermordet worden — seine Gemahlin Katharina, eine erbitterte Gegnerin Friedrich's, hatte den russischen Thron bestiegen! — Was war der Grund einer solch unerwarteten Unheil verheißenden Wandlung? Zar Peter hatte sich nicht nur durch unbesonnene Neuerungen das Herz seines Volkes entfremdet, sondern auch die Absicht laut werden lassen, seine Gemahlin Katharina, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, mit der er in beständigem Zwiespalt lebte, zu verstoßen und in ein Kloster zu stecken. Dadurch hatte sich Letztere für berechtigt gehalten, den ihr schon längst verhaßt gewesenen Gemahl zu beseitigen. Zugleich mit der Nachricht von der erfolgten Absetzung Peter's III. und der Thronbesteigung Katharina's II. war an den russischen General Tschernitscheff der Befehl gelangt, die preußische Armee mit seiner Heeresabtheilung zu verlassen. — Diese Kunde wirkte im ersten Augenblicke wahrhaft betäubend auf Friedrich, um so mehr, als er gleichzeitig vernahm, daß russische Heerhaufen bereits auf dem Wege seien, Preußen und Pommern wiederum zu überschwemmen.

Der von Peter mit Friedrich geschlossene Friede ward für einen Rußland zugefügten Schimpf erklärt, wie er ja auch in der That den Interessen Rußlands, zumal nach den errungenen Erfolgen, nicht entsprach und nur aus der ungemessenen Verehrung, die Peter III. dem großen König entgegenbrachte, hervorgegangen war. Da man sich zudem überzeugt hielt, daß die von Peter eingeführten, der altrussischen Partei höchst mißliebigen Neuerungen allein auf Eingebungen Friedrich's beruhten, so erhob sich der allgemeine Ruf: „Verstärkte Kriegführung gegen Preußen!" ein Ruf, dem Katharina um so weniger zu widerstreben sich veranlaßt fand, als sie glaubte, Friedrich habe den entthronten Herrscher in seiner Untreue gegen sie bestärkt, ja, ihm wol gar auch gerathen, sie zu verstoßen.

In gewohnter Weise erhob sich der König schnell aus seiner Betäubung. Vor allen Dingen strebte er danach, jene Kunde — wenn auch nur auf Tage — noch vor den Oesterreichern verborgen zu halten. Augenblicklich sandte er einen Adjutanten an den russischen General Tschernitscheff und ließ ihn bitten, unverzüglich vor ihm zu erscheinen. Der General erwiederte, er könne an dem heutigen Tage nicht kommen, weil ihm zunächst die Verpflichtung obläge, die Truppen der neuen Kaiserin schwören zu lassen und danach dem General Grafen Daun seinen Abzug zu melden. Dennoch gelang es dem Adjutanten, den General zu bewegen, daß er mit ihm ging. Friedrich stellte nun an denselben das Verlangen, dem österreichischen Feldherrn erst nach drei Tagen von dem in Petersburg Geschehenen Kunde zu geben, und, dem entsprechend, für die genannte Zeit seine Stellung auf dem rechten Flügel des preußischen Heeres beizubehalten, sich mithin den Anschein zu geben, als sei seine Verbindung mit Friedrich nicht gelöst. Die möglichen Folgen erwägend, die ein

solcher Schritt für seine Person nach sich ziehen könne, erklärte der General, daß es ihm unmöglich sei, das Verlangte zu erfüllen. Die Verehrung, die er dem Könige zollte, wie die siegende Beredsamkeit desselben bewirkten indeß schließlich doch, daß er sich bereit erklärte, zu thun, was Friedrich begehrte. „Machen Sie mit mir", rief er, „was Sie wollen, Sire! Das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mich wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe, verehre!"

Angriff auf die Schanzen von Burkersdorf. Nun galt es Friedrich, die kurze Frist weise zu benutzen. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni umging er Schweidnitz und griff die österreichischen Verschanzungen bei Burkersdorf an. Der Umstand, daß ein Flügel der Oesterreicher von den friedlich im Lager stehenden Russen in Unthätigkeit gehalten ward, kam dem Könige vortrefflich zu statten. Die Oesterreicher wurden geschlagen, verloren ihre festen Stellungen und mußten ihr Lager weiter rückwärts verlegen. Nachdem Friedrich auf diese Weise den erstrebten Zweck erreicht hatte, entließ er den russischen General mit Dank- und Ehrenbezeigungen. — Des Königs Lage hatte sich durch den Sieg nur für den Augenblick etwas gebessert; aber die Gefahr, welche durch den Wiedereintritt Rußlands in das Bündniß seiner Feinde sich über seinem Haupte aufthürmte, war nicht beseitigt worden. Wie ernst es der Kaiserin Katharina in ihrem Vorgehen gegen ihn war, ließ sich daraus entnehmen, daß sie ihn in einer öffentichen Erklärung den Hauptfeind Rußlands nannte.

Prinz Heinrich von Preußen.

Letzte Kriegszeit und Friedensschluß (1763).

Aber wieder geschah etwas Unerwartetes, etwas Außerordentliches. Als in Petersburg die Papiere des entthronten Kaisers untersucht wurden, fand man in den unter denselben befindlichen Briefen Friedrich's ganz etwas Anderes, als man vermuthet hatte. Die Neuerungen, die unter den Russen so viel böses Blut erregt hatten, waren von Friedrich widerrathen, und Peter war von ihm eindringlich ermahnt worden, seine Leidenschaften zu mäßigen. Ja, aus des Königs Aeußerungen über die Kaiserin erkannte Letztere, daß ihre Annahme, Friedrich habe ihren Gemahl gegen sie aufgereizt, eine durchaus irrige gewesen sei. Es war nicht nur von Seiten des Königs Dasjenige, was Katharina ihm zugetraut hatte, nicht geschehen, sondern Friedrich hatte den Kaiser Peter beschworen, seiner Gemahlin, wenn es ihm unmöglich sei, ihr Zärtlichkeit zu widmen, doch wenigstens vor der Welt die ihrer Person schuldige Hochachtung nicht zu versagen.

Die Kaiserin ward beim Lesen dieser Briefe bis zu Thränen gerührt. Sogleich zog sie die gegen Friedrich erlassene öffentliche Erklärung zurück und erklärte, den zwischen ihm und Peter III. geschlossenen Frieden aufrecht erhalten zu wollen. Das Hülfsheer unter Tschernitscheff erhielt jedoch Befehl, nach Rußland zurückzukehren.

Dem Könige war es demnach vorbehalten, den Feldzug durch eigene Kraft zu beendigen. Für die Belagerung des außerordentlich gut befestigten und stark besetzten Schweidnitz konnte er nur 12,000 Mann verwenden, da er genöthigt war, mit seinem etwa 50,000 Mann starken Heere die österreichische Hauptmacht unter Feldmarschall Daun im Auge zu behalten. Die Belagerung von Schweidnitz zog sich indeß in die Länge. Angriff wie Vertheidigung waren gleich hartnäckig wie heldenmüthig; es wurden allein von beiden Seiten über 300,000 Bomben und Kanonenkugeln verschossen.

Der König setzte sich den größten Gefahren aus; auf eine Vorstellung der Generäle, sich zu schonen, entgegnete er: „Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben!" — Eines Tages ritt er den feindlichen Werken so nahe, daß die Kugeln rechts und links neben ihm einschlugen. Einem seiner Pagen ward das Pferd unter dem Leibe erschossen. Der Page raffte sich auf und eilte von der gefährlichen Stelle hinweg. „Den Sattel mitnehmen!" rief der König, und Jener sah sich genöthigt, umzukehren und den Sattel abzuschnallen. Zur Seite des Königs ritt sein Neffe, der achtzehnjährige Thronfolger Friedrich Wilhelm, der in diesem Jahre zum ersten Male im Felde war. Daß derselbe mitten im Kugelregen auch nicht einen Augenblick die Fassung verlor, erregte des Königs besondere Freude.

Am 9. Oktbr. mußte sich die Besatzung von 9000 Mann ergeben. Mit der Festung fielen große Kriegsvorräthe in die Hände der Preußen, unter Anderm 352 Stück Geschütze, über 55,000 Kugeln, Bomben und Granaten, über 1000 Centner Pulver und große Vorräthe an Lebensmitteln. — Während der Belagerung hatte der Herzog von Braunschweig-Bevern (am 16. August) einen Versuch Daun's, die Festung zu entsetzen, bei Reichenbach vereitelt.

Schlacht bei Freiberg. Mit der Einnahme von Schweidnitz war Schlesien, bis auf die Grafschaft Glatz und einen kleinen Theil Oberschlesiens, wieder in die Macht des Königs gekommen. Dieser beschloß nun, seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der inzwischen den Oesterreichern und Reichstruppen in Sachsen rühmlichen Widerstand geleistet hatte, eine Heeresabtheilung zuzusenden. Ehe dies jedoch zur Ausführung kam, lieferte der tapfere Prinz den Oesterreichern und Reichstruppen am 29. Oktober bei Freiberg eine Schlacht, in der er mit Hülfe des von seinen Wunden wieder genesenen Seydlitz den ihm an Zahl weit überlegenen Feind in weniger als zwei Stunden besiegte und ihm gegen 5000 Mann an Gefangenen nahm. — Dies war die letzte Schlacht im Siebenjährigen Kriege.

Hier dürften einige Mittheilungen über den genialen Bruder Friedrich's, einen der tüchtigsten Heerführer im Zeitalter Friedrich's des Großen, wol willkommen sein.

Prinz Heinrich von Preußen. Als der zweitjüngste Sohn Friedrich Wilhelm's I. war Prinz Heinrich am 18. Januar 1726 geboren. Wie die Mehrzahl der Glieder des königlichen Hauses, hatte auch er unter dem strengen Regiment seines Vaters eine ziemlich freudenlose Jugend verlebt. Prinz Heinrich war noch ein Kind, als die erschütternden Folgen der Zerwürfnisse zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen Friedrich die Zeitgenossen allerorten in beständige Aufregung versetzt hatten. Unter dem Druck jener peinlichen Verhältnisse, unter der Zucht des wohlmeinenden, aber mitunter gewaltthätigen Vaters, in der Schwüle jener tief eingreifenden und lange dauernden Störungen im Königsschloß zu Berlin erwarb sich Heinrich schon als Knabe Eigenschaften, die ihn wesentlich von Friedrich unterschieden. Er lernte frühzeitig die ihm angeborene Lammenhaftigkeit zügeln und der nervösen Reizbarkeit seines Gemüthes Fesseln anlegen; er lernte — schweigen und abwarten. Und zu schweigen und abzuwarten ist während seines ganzen Lebens, mit wenigen Ausnahmen, sein schweres Los gewesen, doppelt schwer, weil er trotz der in den Anschauungen seines Vaters begründeten, höchst mangelhaften Ausbildung während seiner Jugendzeit später durch Fleiß und unermüdliches Streben einen Schatz von Wissen und Kenntnissen sich zu eigen machte, die ihn seinem großen Bruder würdig an die Seite stellten. Als Friedrich II. im Jahre 1740 den Thron bestieg und bald darauf die Zeit jener für Preußen so ruhmreichen Kriege begann, stand Prinz Heinrich erst in seinem fünfzehnten

Lebensjahre; aber voll glühenden Eifers und nicht ohne Verständniß der Absichten seines königlichen Bruders folgte er an dessen Seite der Armee und nahm, unter der Leitung des trefflichen Schwerin, an allen bedeutenderen Kämpfen der beiden ersten Schlesischen Kriege mit Auszeichnung Theil. Die nun folgenden Friedensjahre benutzte Prinz Heinrich in dem ihm von seinem Bruder zur Residenz angewiesenen freundlichen Rheinsberg in dem bereits angedeuteten Sinne. Durch emsige Vertiefung in wissenschaftliche Studien, in ununterbrochenem geistigen Verkehr mit dem Bruder und unausgesetzt angeregt durch die Erscheinungen der französischen Literatur, reifte der Prinz hier allmählich zu dem hochgebildeten Geiste, dem selbstbewußten Charakter und Heerführer, als welcher er im Verlauf des Siebenjährigen Krieges, wie wir gesehen haben, vielfach eine überaus wichtige, wenngleich durch die Ungunst des Geschicks wenig ins Auge fallende Rolle gespielt hat.

Prinz Heinrich bei Freiberg. Nach Wilh. Camphausen.

Es ist seines Orts bei Schilderung der einzelnen Kämpfe und Aktionen Friedrich's II. der rühmlichen Theilnahme des Prinzen Heinrich an denselben gebührend gedacht worden. Wir sahen, wie er im J. 1758 an der Spitze der zweiten preußischen Armee der schweren Aufgabe nachzukommen hatte, Sachsen zu decken und gegen den an Truppenzahl und Erfahrung ihm weit überlegenen Feldmarschall Daun sich zu behaupten. Die rühmliche Durchführung seiner Aufgabe hatte es dem Könige nach den Schlägen von Kolin und Hochkirch möglich gemacht, ohne Verzug immer wieder dem siegreichen Feinde mit frischen Kräften entgegenzutreten und ihn dadurch an der Ausbeutung seiner Siege zu hindern. Auch im Feldzug von 1759, den Prinz Heinrich durch einen mit glänzendem Erfolg ausgeführten Einfall in Böhmen eröffnete, fiel ihm eine ähnliche Rolle zu. Nur seinem geschickten Eingreifen war es zu verdanken, daß die nach den Niederlagen von Kay und Kunersdorf scheinbar unvermeidliche Katastrophe von Brandenburg abgewendet wurde. Nicht immer billigte

Prinz Heinrich die Pläne seines königlichen Bruders, und schwere Mißhelligkeiten blieben nicht aus. Aber gerade das ist sein schönster Ruhm, daß er selbst in solchen Fällen dem Machtspruch des Königs sich willig unterordnete und nie durch eigensinniges Beharren bei seiner eigenen Ansicht das erforderliche Zusammenwirken aller Heereskräfte zu dem gemeinsamen Zweck außer Augen ließ. Immerhin aber hatten solche Vorfälle, verbunden mit dem gewiß gerechtfertigten, unbegrenzten Vertrauen, welches der König seinen alten, bewährten Generälen entgegenbrachte, zur Folge, daß dem Prinzen Heinrich zumeist die wenig dankbare Aufgabe zufiel, dem Könige bei seinen Unternehmungen den Rücken zu decken und allenfalls als Helfer in der Noth einmal thatkräftig einzugreifen, während er von den eigentlichen Hauptaktionen ferngehalten wurde. In der gewissenhaftesten Durchführung dieser, wie gesagt, wenig dankbaren Aufgabe bestand die Thätigkeit des Prinzen Heinrich während der Feldzüge der Jahre 1760, 1761 und 1762, bis endlich unmittelbar vor dem Schluß des Krieges die oben erwähnte ruhmvolle Schlacht bei Freiberg ihm zu glänzender und ehrenvoller Bethätigung seines Feldherrentalents Gelegenheit bot. Der Prinz zeigte sich hier des Lobes würdig, durch das der König ihn im Jahre 1759 ausgezeichnet hatte, in dem er sagte: „Prinz Heinrich ist der einzige General, der in diesem Feldzuge keinen Fehler gemacht hat.“ — „Es erscheint“, sagt A. von Crousaz in seinem Essay: „Prinz Heinrich“, „als eine zarte und sinnig aufgesparte Belohnung des Schlachtengottes, wenn er dem Helden, dem er sieben Jahre lang eine größere, dramatisch bewegte Aktion versagte, den er erbarmungslos zu der undankbaren Rolle eines Schachspielers verdammt hatte, kurz vor dem Schluß des Krieges den Siegeskranz von Freiberg um die Schläfe legte.“

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu den nach der Schlacht bei Freiberg allerdings nicht mehr bedeutenden Ereignissen auf den Schauplatz des seinem Ende nahenden Krieges zurück.

Streifzüge nach dem Reiche. Friedrich, der seine Truppen nun in Winterquartiere legte, beschloß, den kleinen Reichsfürsten, die vornehmlich von Oesterreich und von ihrem eigenen Neid aufgestachelt worden waren, sich an dem Kriege gegen ihn zu betheiligen, die Lust daran für die Zukunft zu benehmen, weshalb er ihren Ländern einen Besuch von preußischen Husaren unter der Führung des Generals Kleist abstatten ließ. Diese eroberten Bamberg und Nürnberg, erhoben überall schwere Kriegssteuern — Nürnberg z. B. mußte $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler zahlen — und kamen bis eine Meile vor Regensburg, so daß nun der seit Jahren mit möglichster Geringschätzung behandelte preußische Gesandte von Plotho von den übrigen in dieser Stadt anwesenden Reichstagsmitgliedern flehentlich um Schutz angegangen ward; auf seine Vermittlung machte das preußische Streifcorps vor Regensburg Kehrt. Ein solches Vorgehen Friedrich's verfehlte denn auch die beabsichtigte Wirkung nicht. Die kleinen Fürsten erklärten mit seltener Uebereinstimmung, sie seien nicht länger gewillt, sich für Oesterreich zu schlagen, und zogen ihre Truppenkontingente von dem Reichsheere zurück.

Was hatte nun Oesterreich durch feindseliges Verhalten während seiner siebenjährigen Feldzüge gewonnen? Es griff mit beiden Händen zu, als Friedrich seine Geneigtheit erklärte, einen Waffenstillstand mit ihm einzugehen.

Zwischen Frankreich und England kam am 7. November 1762 zu Paris der Friede zu Stande. Der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig, der seine Siegeslaufbahn mit der Eroberung von Kassel beendet hatte, legte seinen rühmlich geführten Feldherrnstab nieder, und das dankbare englische Volk setzte ihm durch Parlamentsbeschluß einen lebenslänglichen Ehrensold von jährlich 20,000 Thalern aus. —

Frankreich hatte sich durch seine Betheiligung an dem Kriege mit Schmach und Schulden beladen. „Es war“, wie Voltaire sagte, „durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von zweihundert Jahren.“

Friede von Hubertusburg, 15. Febr. 1763. Obgleich die Angelegenheiten für Friedrich sich somit höchst günstig gestaltet hatten, machte er sich für das nächste Jahr doch wieder kriegsbereit. Aber Maria Theresia war jetzt endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie unvermögend sei, gegen den Heldenkönig etwas auszurichten, und sie gab den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, Frieden zu schließen. Auf ihre Bitten übernahm der Kurprinz von Sachsen die Vermittlerrolle. Friedrich erklärte sich bereit, auf Friedensverhandlungen eingehen zu wollen, und es wurden diese nun auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg am 31. Dezember 1762 eröffnet. Am 15. Februar 1763 fand die Unterzeichnung des Friedens durch die Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs und Sachsens statt. In dem Hubertusburger Frieden wurde der Friede von Dresden bestätigt. Da dem Könige ganz Schlesien zugesprochen wurde, mußte ihm auch die Grafschaft Glatz eingeräumt werden.

Er gab dagegen an August III., der während des Krieges in Warschau Hof gehalten hatte, Sachsen zurück und versprach, dem Erzherzoge Joseph, Maria Theresia's hochstrebendem Sohne, bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Auf Erstattung der Kriegskosten wurde auf beiden Seiten verzichtet. So hatte der Held es durch Ausdauer ohne Gleichen und durch die Anstrengungen seines Volkes dahin gebracht, daß seinem Staate nicht ein Dorf verloren ging.

Der Eindruck, den die Friedensbotschaft in Deutschland, namentlich aber in Preußen hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Der Friede war zumeist schon um seiner selbst willen erwünscht; in Preußen aber ward er um so höher geschätzt, als er das Haupt des Fürsten, der jetzt im Begriff stand heimzukehren, mit unvergänglichen Siegeskränzen schmückte. In „alten Mären" wird uns erzählt von „Helden unverzagt", die „große Mühsale" erduldet haben. Wahrlich, auch Friedrich hatte in den sieben Jahren unsägliche Mühsale ertragen und war wie jene alten „lichten Helden" aufrecht stehen geblieben. Viele unter den Großen, deren Namen heut noch Mund und Schrift verkünden, werden in der Zeiten Lauf verklingen und in ewige Nacht versinken; er aber wird kommenden Geschlechtern bis in die fernsten Zeiten als eine der erhabensten Heldengestalten gelten, die je den Erdkreis betraten.

Wer ihm durch die Zeit des schweren Krieges mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der versteht das Wort zu würdigen, das er kurz vor seiner Heimkehr an einen Freund schrieb: „Ich armer, alter Mann, ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemand von meinen Bekannten mehr antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten, und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg, noch durch Trübsale oder Bosheit beunruhigt werden wird."

Aber hell, wie in seiner feurigen Jugendzeit, strahlte auch jetzt noch an seinem Geisteshimmel die Liebe zur Wissenschaft. „Sie fragen mich", schrieb er an d'Argens, „was ich hier in Dahlen thue? Täglich hält Cicero Reden vor mir, die gegen Verres habe ich schon geendigt und bin jetzt bei seiner Rede für den Muräna. Außerdem habe ich den Batteaux ganz ausgelesen." Weiter heißt es in dem Schreiben: „Ich arbeite hier im Stillen an der Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armee sind schon getroffen. Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften stille sind; über mich selbst nachzudenken, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tag zu Tag unerträglicher wird."

Von dem Augenblicke an, da der Friede gesichert war, dachte der König einzig an die Wiederherstellung des Wohlstandes seines Landes. Ein Brief, in dem er sich weitläufig darüber ausläßt, schließt mit den Worten: „Dann mag ich sterben, wenn es Gott gefällt."

Prinz Heinrich hatte ihm brieflich seine Freude über den erfolgten Friedensschluß ausgedrückt. In seiner Erwiederung entwickelt der König seine Pläne in noch ausführlicherer Weise und sagt zum Schluß: „Ich hoffe, daß in zwei Jahren keine Spur mehr vom Kriege zu bemerken sein soll; Alles ist schon fest geordnet, vertheilt und vorgeschrieben. Wenn der Staat einige Provinzen mehr gewonnen hätte, so wäre das wol ein Vortheil gewesen; aber

das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen und soll mir meine Ruhe nicht stören. Wenn ich nur die Uebel des Krieges wieder gut machen kann, so werde ich immer zu etwas gut gewesen sein, und darauf soll sich mein Ehrgeiz beschränken."

Selten wol hat eine Stadt mit solcher Einstimmigkeit und Begeisterung ein Festkleid zu Ehren eines Fürsten angelegt, als Berlin an dem Tage, an welchem der König, der seit nahezu sieben Jahren seine Hauptstadt nicht gesehen hatte, zurückkehren sollte. — Als Friedrich, absichtlich erst in später Abendstunde am 30. März in Berlin einzog, scholl ihm vieltausendstimmiger Jubelruf entgegen. Feierlicher Ernst lagerte auf den Zügen des Helden; Vergangenes und Zukünftiges mochte vor seiner Seele vorüberziehen. Er wich dem rauschenden Festgepränge, sobald er es vermochte, aus und fuhr auf Nebenwegen ins Schloß.

Wenige Tage darauf ließ der König das Tedeum von Graun in der Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg aufführen. Er wollte seinem Gott in seiner Weise danken. Allein erschien er in der Kapelle, in die nur die Musiker eingelassen worden waren; ernsten Angesichts gab er das Zeichen zum Anfange. Als der Gesang anhob, und Worte des Dankes in hehren Harmonien aufstiegen zum Himmel, senkte der König sein Haupt und brach in Thränen aus.

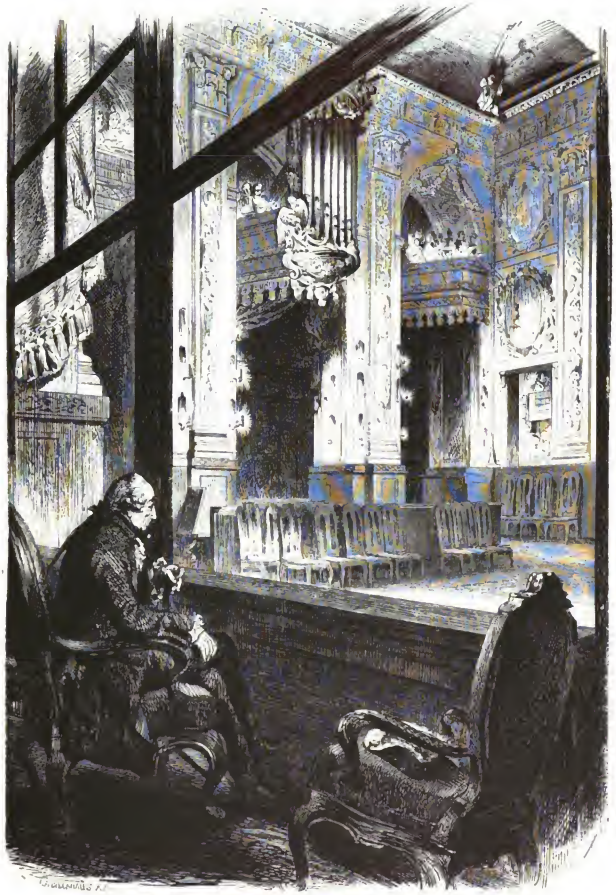
Folgen des Siebenjährigen Krieges.

Welche Folgen hätte es wol für Preußen und für Deutschland gehabt, wenn das Haus Habsburg als Sieger hervorgegangen wäre? — Man darf vor allen Dingen die Thatsache nicht aus dem Auge lassen, daß es sich für Maria Theresia keineswegs allein um die Wiedereroberung Schlesiens gehandelt hatte. So sehr dieser Fürstin auch der Verlust jener Provinz zu Herzen ging, so lebhaft sie wünschte, dieselbe wieder zu gewinnen: nimmer hätte sie um dieses Zweckes willen so viel Blut vergossen, solche Unsummen dahingegeben, wie es während des Siebenjährigen Krieges geschah. — In dem Kampfe um Schlesien war der alte Streit zwischen der Hauspolitik des Hauses Habsburg und den Forderungen des deutschen Geistes, die zum ersten Male in der Reformation sich kräftig kundgegeben hatten, wieder ausgebrochen.

Beim ersten Beginn dieses Jahrhunderte umfassenden Kampfes, dessen erster Bannerträger Luther war, hatte es das sächsische Fürstenhaus als seine Aufgabe angesehen, die Forderungen des sich aus der Unnachtung emporringenden deutschen Geistes zur Geltung zu bringen. Ein Theil des deutschen Volkes hatte um der religiösen und nationalen Güter willen im Dreißigjährigen Kriege einen Kampf auf Leben und Tod bestanden, und es war der römisch-habsburgischen Politik nur gelungen, den Aufschwung zu hemmen, nicht, ihn in Strömen Blutes zu ersticken.

Das sächsische Fürstenhaus war darauf zum bleibenden Unheil seines Landes von seiner Mission abgefallen, und das Haus Hohenzollern hatte seine Stelle eingenommen. Seitdem war Preußen die Feste geworden, in der die Freunde und Förderer geistigen Aufschwungs und freisinniger Denkart eine Stätte fanden; zum Hohenzollernbanner blickten die Einsichtigen mit fester Zuversicht empor. Je mehr diese Feste echt nationalen Lebens in Deutschland erstarkt war, um so mehr hatte man in Wien bedauert, daß man sie nicht schon längst rücksichtslos niedergelegt hatte. Einzelne Versuche, die gemacht worden, waren zu schwacher Art gewesen, um zum Ziele zu führen. Aber die Absicht war bestehen geblieben, das Versäumte zu günstiger Zeit nachzuholen.

Als nun Friedrich sein Schwert zog, um Rechnung zu halten mit dem Hause Habsburg wegen Verkürzung seines Gebietes, als er dadurch thatsächlich zeigte, daß der auf nationaler Grundlage sich entwickelnde Staat Preußen bereits die Kraft gewonnen habe, von dem Fürstenhause, das sich mit der kaiserlichen Majestät nur schmückte, um ungestraft des deutschen Volkes Forderungen zurückweisen zu dürfen und um seine Erbländer zu erweitern — von diesem Fürstenhause sein Recht sich zu erzwingen: da standen aus den Archiven der Hofburg zu Wien die alten Geister auf und forderten neben der Rückgabe Schlesiens, das von Friedrich in Besitz genommen war, Größeres: Erfüllung des eigentlichen Zweckes, um dessentwillen Habsburg den Dreißigjährigen Krieg geführt hatte.



Friedrich in der Kapelle des Schlosses von Charlottenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

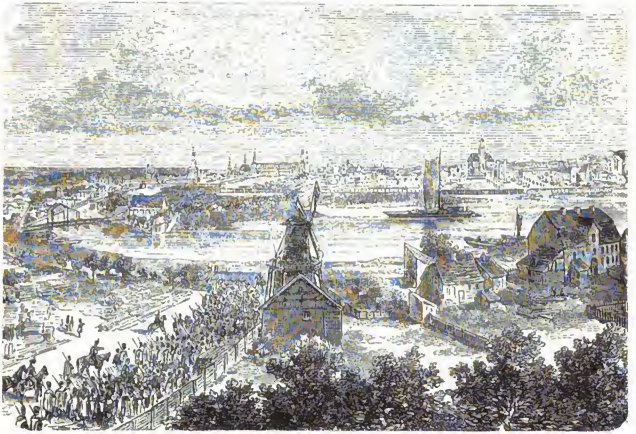
Dieser Zweck aber war kein anderer gewesen, als: das deutsche Volk geistig unauflöslich an Rom, leiblich an Wien und somit an ein Staatengemenge zu ketten, dessen Schwerpunkt in einer nichtdeutschen Bevölkerung liegt.

Das deutsche Volk hat es wahrlich nicht dem Hause Habsburg zu danken, wenn im Siebenjährigen Kriege nicht wieder deutsches Land verloren ging! Standen Wiens Bundesgenossen mit alten und neuen Ansprüchen nicht am Rhein und Westfalen, in der Provinz Preußen und in Pommern und hatte der Hof in Wien die Russen nicht durch die Eröffnung auf Erwerb des Herzogthums Preußen erst zu dem menschenverheerenden Kriege verlockt.

Ueber 800,000 Menschenleben waren zu Grunde gegangen, von denen allein fast 200,000 Preußen treffen; das Land war in schreckenerregender Weise verheert worden; namentlich sah es da über alle Maßen traurig aus, wo die Russen und die Franzosen gehaust hatten. Wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, fand man auch jetzt zahlreiche ausgestorbene und zerstörte Dörfer, in denen aus dem Schutt niedergebrannter Häuser Unkraut aufschoß, auf deren verlassenen Aeckern Gestrüpp wucherte. Hier fehlte es an Zugvieh oder Saatkorn, um den Boden zu bebauen, dort ward der Pflug von schwachen Weibern geführt, deren Männer und Söhne das Schwert des Krieges dahingerafft hatte. — Preußen, von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft, war in Gefahr, unter dem Druck seiner Leiden zu erliegen.

Und doch, wie Großes war erreicht worden! Die Absichten der Kaisermacht, deren Handlungen mit den Eingebungen der Jesuiten übereinstimmten, waren auch bei ihrem zweiten großen Anlaufe von einem deutschen Manne vereitelt worden. In diesem Manne sah die Welt wieder einmal einen deutschen Kriegshelden, den das Urtheil der Geschichte einem Alexander dem Großen und einem Cäsar an die Seite gestellt hat. Sein Auftreten und der Eindruck des gegebenen Beispiels in Deutschland war unermeßlich. Peter III., der dem Könige in der schwersten Zeit des langen Krieges seine Hülfe entgegentrug, ist allein durch die überwältigende Größe des einzigen Königs für ihn gewonnen worden. — Die Macht des Widerstandes, den das kleine Preußen der größeren Hälfte Europa's leistete, beruhte in solchem Grade auf Friedrich's Person, daß später selbst ein Napoleon zu dem Ausspruch hingerissen ward: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei großen Mächte vertheidigt, sondern Friedrich der Große.“ — „Das ist“, sagt von Thielau, „die wahre Größe Friedrich's des Großen, die ihn vor allen anderen großen Helden der Geschichte ausgezeichnet, daß er selbst da, wo jeder Andere seine Sache verloren gegeben hätte, mit ungeschwächtem Unterscheidungsvermögen die kleinsten Vortheile der schwierigen Lage wahrzunehmen und oft zu den unerwartetsten Erfolgen zu benutzen wußte — ja daß er selbst in den Tagen, wo sein eigener Muth dem Zusammenbrechen nahe war und jeder Rettungsanker verloren schien, dennoch die Hände nicht in den Schoß sinken ließ, sondern mit den geringsten Kräften immer noch das Möglichste zu leisten fortfuhr. Solcher Riesenanstrengung, dieser unbeugsamen Zähigkeit des Willens versagte endlich der Himmel die Hülfe von oben nicht.“

Die entlassenen Krieger verkündeten des großen Königs Thaten und trugen seine Worte durch alle Lande. In großen und kleinen Kreisen machte sich sein Geist geltend. Wo wahrhaftiges Leben war, da ward es entzündet zu neuen Kraftäußerungen; ja dieser Fürst, der trotz seiner „französischen Politur“ kerndeutscher Art war, gab der deutschen Nation, wie die nachfolgende Zeit es bewiesen hatte, den Anstoß zur Entfaltung der höchsten Blüte des Geisteslebens. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“, sagt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Und er setzt die bedeutungsvollen Worte hinzu: „Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen so für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können.“ —



Blick auf Berlin im achtzehnten Jahrhundert. Zeichnung von G. Theuerkauf.

Vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrich's II.

Heilung der Wunden des Krieges

Der König richtete in der nun folgenden Friedenszeit sein Augenmerk auf diejenigen Kreise des Landes, wo die Noth am drückendsten erschien. Er wußte sich durch weises Schalten und Walten in den Besitz der Geldmittel zu setzen, selbst den Krieg fortzusetzen, wenn dies ja nöthig gewesen wäre. Zu seiner hohen Freude konnte er aber diesem Schatze jetzt eine andere Verwendung geben. Ueberall trat er dem Nothstand entgegen und half dem stockenden Verkehr wieder auf. Schlesien erhielt 3,000,000, Pommern und die Neumark 1,400,000, Preußen 800,000, die Kurmark 100,000 und Kleve ebenfalls 100,000 Thaler. Er vertheilte 35,000 Armeepferde und 42,000 Scheffel Getreide und Mehl; er ließ gegen 15,000 Häuser neu aufbauen. Außerdem gründete er eine Kreditanstalt für die Grundbesitzer, von denen viele dem Untergange nahe waren. Ueber Dasjenige, was der König für Schlesien that, berichtet uns G. Freytag: „Als Friedrich Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen, mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backhäuser den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehülflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien; Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege 250 neue Dörfer und 2000 neue Häuslerstellen erbaut; gar nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen

an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginn des Siebenjährigen Krieges die Kartoffel ein. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las." — „Wenn sich das Landvolk in stiller Ehrfurcht an seinen Wagen drängte, so galt jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde, und die noch heute in den Seelen haftet." In ähnlicher Weise waltete Friedrich im ganzen Staate. Nur etwa ein Sechstheil der aus Staatsmitteln dem königlichen Hofe zufließenden Summe nahm der König für sich, das Uebrige verwandte er zum Wohle des Landes. Später that er einmal die Aeußerung: „Mein Staat ist reich, ich bin arm." — Dem Umstande, daß der König im Stande war, gleich nach Beginn des Friedens Gewerbe und Landbau lebhaft zu unterstützen, ist es zu verdanken, daß Preußen sich von den Folgen des Krieges weit eher erholte, als die von der Natur gesegneten Länder jener Fürsten, die seine Gegner gewesen waren.

Dem Kriegswesen widmete der König nach wie vor die größte Aufmerksamkeit, da er glaubte, durch beständige Kriegsbereitschaft den Frieden am besten sichern zu können. Festungen wurden verstärkt, die Vorrathshäuser gefüllt, das Material des Krieges vermehrt, auch ließ der König bei Silberberg in Schlesien neue Festungswerke errichten. „Das Heer", sagte er später, „war in keiner bessern Lage, als das übrige Land: siebzehn Schlachten hatten die Blüte der Offiziere und Soldaten vernichtet; die Regimenter waren zerrüttet und zum Theil aus Deserteuren oder Kriegsgefangenen gebildet. Die Ordnung war fast ganz verschwunden und die Mannszucht so sehr gelockert, daß die alte Infanterie nicht mehr werth war, als eine neu gebildete Miliz. Man mußte daher daran denken, die Regimenter zu ergänzen, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, vor Allem die jungen Offiziere anzufeuern, damit diese herabgekommene Masse ihre alte Energie wieder erhielte."

Der König bevorzugte den Adel beim Militär, da er der Meinung war, daß sich dadurch am leichtesten im Heere ein natürliches Standes- und Ehrgefühl erwecken lasse. „Im Allgemeinen", sagte er, „bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich im Kriege auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht weiter entehrt glaubt." Wie richtig der König auch in Bezug auf die bezeichnete Angelegenheit handelte, ist neuerdings von Männern dargelegt worden, welche die wirklichen Zustände jener Zeit einer eingehenden und scharfen Beobachtung unterzogen haben. H. v. Sybel weist darauf hin, daß die Armee etwa zu einem Drittel aus geworbenen Ausländern, demnach zum größern Theile aus Inländern bestand. „Diese einheimische Mannschaft aber umfaßte (die Offiziere ausgenommen) mit geringen Ausnahmen nur Bauernsöhne, Ackerknechte und Tagelöhner; die Bevölkerung der größeren Städte und die gebildeten Klassen waren vom Kriegsdienste gesetzlich befreit und dem Militärdienste abgeneigt. Wenn nun damals die nur selten verlassene Regel aufkam, die Offizierstellen allein dem einheimischen Adel zu geben, so sieht man leicht, wie dies in der That den bürgerlichen Verhältnissen der Zeit entsprach. Der Edelmann befahl dem Bauer zu Hause als Gutsherr, und er befahl ihm ebenso im Heere als Offizier. Daß hiernach der Bauer beim Regimente aus dem gewohnten Lebenszustande gar nicht herauskam, war die sicherste Grundlage für die Disziplin, und daß der Edelmann überhaupt als Offizier im Heere diente, war wieder dem Könige eine neue Bürgschaft für die politische Unterwürfigkeit seines Adels. Die Subordination im Dienste war unbedingt, jedoch Uniform und Ehre für alle Offizierklassen gleich, und die Kriegsartikel hatten die Klausel: Der Offizier soll gehorchen, es sei denn, daß ihm etwas wider die Ehre befohlen würde." Auf eine andere Seite weist Gustav Freytag hin:

„Schon der Große Kurfürst erkannte“, heißt es in seinem schon mehrfach genannten Werke, „daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei, welches er noch unter dem Geschützdonner des Dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Raufluſtigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer privilegirten Stellung dadurch, daß er die Offizierstellen fast ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das brandenburgische Offiziercorps bereits mit wenigen Ausnahmen adlig. Eine der merkwürdigsten Kulturveränderungen des achtzehnten Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seitdem König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande. Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden.“ — Indessen war es, infolge der gar zu zahlreichen Opfer, welche der Krieg gerade den adligen Familien abgefordert hatte, durchaus unmöglich, alle Offizierstellen, wie der König es wünschte, mit Adligen zu besetzen. Wohl oder übel sah sich Friedrich genöthigt, wenigstens in den sogenannten Garnisonregimentern und in der Artillerie auch zahlreiche bürgerliche Offiziere anzustellen, denen unter gewissen Bedingungen nach zwölfjähriger Dienstzeit in solchen Regimentern mittels Ediktes aus dem Jahre 1768 die Erhebung in den Adelstand in Aussicht gestellt wurde.

Die Einführung der reitenden Artillerie und die vortreffliche Ausbildung der Reiterei ist das Werk des Königs. Derselbe brachte das Heer nach und nach bis auf fast 200,000 Mann. Der Soldat hatte zwanzig Jahre zu dienen. Die eigentliche Dienstzeit beschränkte sich jedoch auf jährlich zwei Monate, in denen Waffenübungen stattfanden. Für die übrige Zeit des Jahres trat, selbstverständlich nur für die Inländer, eine Beurlaubung ein.

Kaum hatte sich im Lande neues Leben zu regen begonnen, so sann der König bereits darauf, wieder einen Schatz anzusammeln. Auch dieser gehörte nach seiner Ueberzeugung zur Kriegsbereitschaft, „denn“, pflegte er zu sagen, „wenn zwei einander bekriegen, wird der den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält.“

Die Münzverschlechterung. Ehe indeß an Zusammenbringen eines Schatzes gedacht werden konnte, mußten zunächst die Folgen eines bedenklichen Behelfs beseitigt werden, wozu der Krieg gedrängt hatte. Friedrich hatte im Siebenjährigen Krieg allerdings „den letzten Thaler in der Tasche behalten“; aber um das bei der Armuth seines Landes zu ermöglichen, hatte er, da er seinen Stolz darein setzte, unter keinen Umständen eine neue direkte Steuer einzuführen, zu einem Mittel gegriffen, dessen ganze Gefährlichkeit man damals noch nicht erkannt zu haben scheint, das aber gleichwol den Wohlstand des Volkes viel tiefer und nachhaltiger schädigte, als selbst die drückendste Steuer. Schon seit dem Jahre 1758 hatte man in Preußen, zunächst in geringem, allmählich aber in immer weiterem Umfange minderwerthiges Geld geprägt, welches, obwol im wirklichen Werth oft bis auf ein Fünftheil des Nennwerthes herabgehend, durch Zwangskurse in den Verkehr gebracht und darin erhalten wurde. Mit der Ausführung der entsprechenden Maßregeln und zum Theil mit Ausprägung des Geldes selbst hatte der König einen Juden, Namens Ephraim, beauftragt, und das Volk, dem trotz des lähmenden Druckes der Münzverschlechterung auf Handel und Verkehr zum Glück der Humor nicht ausgegangen war, nannte daher jene Münzen — namentlich die Stücke zu fünf und zehn Silbergroschen — scherzweise „Ephraimiten“ oder — wegen ihres verdächtigen Aussehens nach Abnutzung der äußeren dünnen Silberschicht — „Grünjacken“, und jedes Kind sang den bekannten Spottvers:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Fritz und innen — Ephraim.“

Selbstverständlich nur unter dem Drucke der äußersten Noth, da ein Versiegen der Geldmittel mit dem Untergange des Staates gleichbedeutend gewesen wäre, hatte der König zu der drangvollen Maßregel der Münzverschlechterung gegriffen. Sofort nach dem Abschlusse des Friedens that er die nöthigen Schritte zur Beseitigung des Uebelstandes. Leider ging es dabei nicht ohne mancherlei Härten ab; das minderwerthige Geld konnte nicht zum vollen Nennwerth gegen das neugeprägte vollwerthige Geld eingelöst werden; zumal bei der Eile, mit welcher man vorgehen mußte, um den Zweck zu erreichen. Der Ruin von Tausenden war die unvermeidliche Folge. Unblutige Opfer des Krieges, fielen sie für das Wohl und Beste des Staates dem Elend anheim; auch der oben bereits genannte und weiterhin noch zu erwähnende patriotische Kaufmann Ernst Gotzkowsky in Berlin theilte dieses Schicksal.

Falsche Finanzmaßregeln. Bei dem freudigen Willen, womit das preußische Volk seinem Könige entgegenkam, waren auch diese Folgen des opferreichen Krieges bald überwunden; ein geregelter Verkehr hatte sich eingestellt, und Handel und Wandel blühten täglich mehr und mehr auf. Jetzt konnte also der König an die Verwirklichung des oben erwähnten Planes denken, nämlich einen Schatz zu sammeln und dadurch den zum Theil tiefverschuldeten Nachbarstaaten gegenüber das Ansehen und den Einfluß Preußens noch zu erhöhen. Wiederum war hier die Absicht des Königs vortrefflich; aber daß er bei der Wahl der Mittel zur Ausführung derselben immer das Richtige getroffen habe, muß billigerweise in Abrede gestellt werden. Friedrich der Große fehlte hier in seinem zu starren Festhalten an den Ideen und Grundsätzen seines Vaters, auch nachdem Wissenschaft und Erfahrung die Mängel derselben bereits klargelegt hatten. Vor Allem wurde die Einfuhr fremder Gewerbserzeugnisse ungebührlich erschwert; mehr denn 500 Artikel unterlagen einer so hohen Steuer, daß sie kaum eingeführt werden konnten. Andererseits wiederum war, um der inländischen Fabrikthätigkeit helfend unter die Arme zu greifen, die Ausfuhr einzelner Rohprodukte, namentlich der Wolle, bei den strengsten Strafen untersagt. Am nachtheiligsten aber wirkte der Umstand, daß neben der Besteuerung an den Landesgrenzen auch eine mit peinlichster Sorgfalt überwachte Binnenbesteuerung der verschiedenen Lebensbedürfnisse bestand; eine Provinz war gegen die andere, jede Stadt gegen die umgebenden Landgemeinden durch Zolllinien abgesperrt. Die Kosten der Ueberwachung waren da natürlich außerordentlich hoch und verschlangen einen sehr bedeutenden Theil der Steuereinkünfte; noch schwerer aber fielen ins Gewicht die Belästigungen des reisenden Publikums und der verderbliche moralische Einfluß eines bis ins Unglaubliche getriebenen Spionirsystems.

Lebensmittel und Getränke waren verhältnißmäßig gering besteuert, wenngleich auch für diese nach dem Siebenjährigen Kriege die Zoll- und Accisegebühren bedeutend erhöht wurden; nahezu unerschwingliche Steuern aber lagen auf Luxusgegenständen, weil dadurch, wie der König sich ganz richtig sagte, die Reichen bedeutend mehr als die Armen getroffen werden. Aber trotz bedeutender Erhöhungen wollten die Steuern, namentlich wegen der hohen Erhebungskosten und des immer mehr um sich greifenden Schmuggels, nicht die erwarteten Erträge bringen. So entschloß sich Friedrich denn, das in Frankreich gebräuchliche und scheinbar äußerst erfolgreiche Steuersystem in seinem Lande einzuführen. Zwei wichtige Verbrauchsartikel, Kaffee und Tabak, wurden monopolisirt, indem der König dem Staat das alleinige Recht vorbehielt, dieselben einzuführen und zu verkaufen. Für die Ausführung der diesbezüglichen Maßregeln wurde nun eine besondere Behörde, gewöhnlich die „Regie" genannt, ins Leben gerufen, welche im Volke um so verhaßter war, weil nicht nur ihre obersten Leiter, sondern auch ihre Unterbeamten fast ausschließlich Franzosen waren, und weil ihr außerdem Rechte — wie z. B. das Haussuchungsrecht — eingeräumt waren, die den Einzelnen im höchsten Grade belästigen und zu den schwersten Unzuträglichkeiten führen mußten. — Der Kaffee, schon damals in den meisten Schichten der Bevölkerung ein unentbehrliches Getränk, durfte zur möglichsten Verhütung des Schmuggels nur in gebranntem Zustande in amtlich verschlossenen Büchsen — das Pfund für einen Thaler

— gekauft werden; nur der Adel und die hohen Beamten hatten gegen Lösung eines Brennscheines das Recht, aus den königlichen Niederlagen ungebrannten Kaffee zu 10 Silbergroschen das Pfund zu kaufen, mußten aber jährlich mindestens 20 Pfund verbrauchen. Um etwaige Uebertretungen zu verhindern, wurden dann die sogenannten „Kaffeeriecher" angestellt, die überall nach dem scharfen Geruch, den der Kaffee beim Brennen erzeugt, umherspürten und Uebertreter der königlichen Verordnung strenger Bestrafung überlieferten. Beim Volke waren die „Kaffeeriecher" bitter gehaßt, und bei jeder Gelegenheit machte man seinem Groll über sie wie überhaupt über die gesammte Kaffeeregiewirthschaft Luft.

Die Sitte des Kaffeetrinkens wurde durch solche Maßregeln selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft: der Kaffee war Lebensbedürfniß geworden, und wo der Bürger nicht durch Umgehung des Gesetzes sich billigen Kaffee verschaffen konnte, zahlte er lieber den unverhältnißmäßig hohen Preis, als daß er sich den ihm liebgewordenen Genuß versagt hätte.

Etwas besser waren die Erfolge beim Tabak, weil hier mit der hohen Besteuerung erfolgreiche Versuche zur Hebung der einheimischen Tabakskultur Hand in Hand gingen. Die Tabaksregie brachte der Staatskasse alljährlich mehr als eine Million Thaler Gewinn, und es kam zugleich der Tabaksbau namentlich in einigen Gegenden der Mark zu verhältnißmäßig hoher Blüte. Einem etwas verwöhnten Geschmack scheinen freilich die Erzeugnisse von Vierraden und anderen Orten schon damals nicht so recht zugesagt zu haben; wenigstens steht es fest, daß der König fortfuhr die bedeutenden Mengen Schnupftabak, deren er bedurfte, nach wie vor aus dem Auslande zu beziehen.

Es würde zu weit führen, hier die damalige Finanzverwaltung des Preußischen Staates in allen ihren Einzelheiten näher darzulegen; die angeführten Beispiele werden genügen, den Geist zu veranschaulichen, in welchem dieselbe geleitet wurde. Jedenfalls entsprachen die Ergebnisse nicht den gehegten Erwartungen und dem ungeheuren Aufwand an Verwaltungskosten und Beamtengehältern, und nur durch die strengste Sparsamkeit war es möglich, Erfolge zu erzielen, wie sie Friedrich der Große trotzdem noch erreicht hat. Daß bei den Verhältnissen Preußens die größte Sparsamkeit geboten war, wußte Niemand besser als Friedrich selbst, und recht zutreffend sagte er einmal: „Da Preußen arm ist, muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten; giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich dadurch ruiniren." — Für den großen König waren das keine leeren Worte; der Leser weiß, wie Friedrich seit seiner Thronbesteigung dem in jenem Satze ausgesprochenen Grundsatze getreu gelebt hat, und wie er auch sein Volk in väterlicher Fürsorge zur Befolgung desselben anzuhalten bestrebt war.

Erste Theilung Polens.

Im Osten hatte sich gegen Ende der fünfziger Jahre schweres Gewölk zusammengezogen, und für Polen schlug eine schwere Stunde. Werfen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieses Landes, um das Ereigniß, das jetzt eintrat, richtig würdigen zu können.

Polen war einst der gefürchtetste Staat im Osten; seine Grenzen erstreckten sich von der Ostsee bis zu den Karpaten und dem Schwarzen Meere und von diesseit der Weichsel bis fast an den Don. Seitdem aber der Adel alle Gewalt an sich gerissen hatte und der polnische Staat eine Adelsrepublik geworden war, seitdem es ferner dem hohen Klerus, der gleichfalls zumeist aus Mitgliedern des Adels bestand, gelungen war, den Protestantismus durch blutige Verfolgung seiner Bekenner im Lande fast gänzlich zu ersticken, hatte Polen an Größe und innerer Kraft fortgesetzt Zubuße erlitten, und das unabwendbare Verhängniß seiner Auflösung schwebte immer erkennbarer über seinem Haupte. Bereits hatte der polnische Staat schon verloren: an Schweden Livland und Esthland, an Brandenburg Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk. Noch einmal erwarb eine mannhafte Herrschergestalt für Polen hohen Ruhm, als Sobieski im Jahre 1683 die Türken vor Wien schlug.

Seitdem war aber das Land immer jäher gesunken und zum Spielball fremder Interessen geworden. Die Parteiungen im Innern nahmen stetig zu, mit der Krone ward an den Höfen auswärtiger Fürsten fast ein Hausirgeschäft betrieben. Weder August II., noch August III. von Sachsen hatten es vermocht, dem Lande etwas von seiner alten Macht zurückzugeben. Und doch betrug sein Umfang jetzt noch 13,500 Geviertmeilen, also fast das Vierfache von dem Preußens. Während der Zeit des Siebenjährigen Krieges befand sich August III. in Warschau; entfernt vom Kriegsschauplatz, ließ er die Dinge ihren Lauf gehen. Ihm fehlte jegliche Willenskraft; aber auch ein willensstarker Fürst wäre nicht im Stande gewesen, bei dem elenden Zustande der polnischen Republik etwas Durchgreifendes zu unternehmen. Der Adel stellte nach wie vor dem Könige vor der Wahl seine Bedingungen, und auch diese wurden hinterher von den Junkern oft genug verletzt. Die wirkliche Macht übten die Adligen in den Reichstagen; fast jeder Reichstag aber bot ein Schauspiel grenzenloser Verwirrung. Der Widerspruch eines einzigen Adligen (das sogenannte „liberum veto") vermochte die Annahme jeder Vorlage zu verhindern; im Laufe eines Jahrhunderts kam auf polnischen Reichstagen auch nicht ein redenswerther Beschluß zu Stande! Zu diesem bevorzugten und allmächtig gewordenen Adel, welcher infolge der besonderen Verhältnisse des Staates, zahlreicher als in irgend einem andern Lande war, gehörte fast ein Vierzehntel der gesammten Bevölkerung. Daß derselbe unlautere Elemente in großer Zahl enthielt, bedarf im Hinblick auf die herrschende Verkommenheit kaum der Erwähnung, und da kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn durch Bestechung Alles zu erreichen und das Veto eines Einzelnen von interessirten Parteien ohne Schwierigkeit zu erkaufen war. — Neben einem zügellosen Adel gab es in Polen nur in Sklaverei versunkene Bauern; es fehlte dem Lande gänzlich ein kräftiger Bürgerstand. Die rohe, in Thierheit versunkene Masse wurde „tumultuarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Civilisation verschmolzen, rohes Sarmatenthum und überfeines, verfaulendes Franzosenthum in Verbindung getreten waren."

So stand es mit Polen um jene Zeit. Konnte in Friedrich wol die Lust entstehen, mit diesem Nachbar in ein Bundesverhältniß zu treten? Aber doch forderte es die Staatsklugheit von dem Könige, sich alsbald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens nach einem Bundesgenossen umzusehen. Mit Frankreichs Maitressenregierung mochte er nichts zu thun haben, eben so wenig hatte er Neigung, sich an England anzuschließen, von dem er in schwerer Zeit so treulos verlassen worden war. Da sich auch an Oesterreich nicht denken ließ, so blieb nur Rußland übrig, dem er sich nun näherte, und es kam zu einem Bündniß zwischen Preußen und Rußland schon im Jahre 1764. Beide Mächte gewährleisteten einander auf acht Jahre ihren Besitzstand und versprachen sich für den Fall einer Gefährdung desselben 12,000 Mann Hülfstruppen oder 480,000 Thaler Hülfsgelder auf das Jahr.

Dem ehemals großmächtigen Polen, das nun zum großen Theile zwischen Rußland und Preußen sich ausdehnte, war eben damals durch eigenes Verschulden die Rolle des „kranken Mannes" zugefallen, und man erging sich sowol in Petersburg als in Berlin über die Vertheilung des Erbes bereits in mancherlei Plänen. Vielleicht wurden Erwägungen solcher Art noch stärker, als im Jahre des Friedensschlusses August III. und bald darauf auch sein Sohn starb, der bereits für Polen als Nachfolger erkoren war. Polnische Patrioten wandten sich an Friedrich und baten ihn um seine Zustimmung zur Erwählung des tapferen und staatsklugen Prinzen Heinrich zum König der Adelsrepublik. Friedrich zeigte jedoch durchaus keine Neigung, seinen Bruder jene gefahrvolle Scheinwürde annehmen zu lassen, und er antwortete ablehnend, was der Prinz freilich als eine Kränkung empfand. Auch lag es ja zu Tage, daß die Genehmigung eines solchen Antrages ihn, der vor Allem darauf Bedacht nahm, seinem Lande den höchst nothwendigen Frieden zu erhalten, augenblicklich in einen Krieg mit Rußland verwickelt haben würde, welches sich als der natürliche Erbe Polens ansah und dieses Land bereits in gewisser Abhängigkeit von sich hielt.

Stanislaus August Poniatowski. Ein Aufgehen des Polnischen Reiches in Rußland bot freilich auch keine erfreuliche Aussicht. Vorläufig ließ sich nichts weiter thun, als der Politik Katharina's sich anzuschließen und es zu genehmigen, daß einer der Günstlinge der Zarin, Graf Stanislaus Augustus Poniatowski, am 7. September 1764 zum Könige von Polen gewählt ward. Die kluge Katharina versuchte nun, dem „kranken Manne" Polen Heilmittel beizubringen, die, früher angewandt, sich vielleicht noch als heilsam erwiesen haben würden, die aber jetzt seine Auflösung nur befördern konnten. Sie verlangte für die Nichtkatholiken (Dissidenten) die Rechte zurück, die ihnen entzogen worden waren. Dagegen erklärte sich die hohe Priesterschaft aufs Entschiedenste, wiewol sich Preußen, Dänemark und England der Forderung Rußlands anschlossen. Zu Radom in Polen bildete sich, von Rußland und Preußen unterstützt, unter dem Fürsten Radziwill eine Generalkonföderation (allgemeines Bündniß) der Nichtkatholiken, zu dem ausgesprochenen Zweck jener Forderung Geltung zu verschaffen. Die russische Regierung ließ eine Anzahl der heftigsten Gegner, unter Anderen den Bischof Soltyk, gefangen nehmen und nach Sibirien transportiren.

Polnische Lanzenreiter. Nach A. Beck.

Nach widerlicher Zerrerei sah sich endlich der polnische Reichstag gezwungen, sich der unabweislichen Nothwendigkeit zu fügen, und im Februar 1768 wurden den Nichtkatholiken die geforderten Rechte zugestanden.

Empört über diese Eingriffe Rußlands in eine innere Landesangelegenheit und aufgeregt durch die Geistlichkeit und französische Sendlinge, traten die Mitglieder der Gegenpartei im Oktober desselben Jahres unter dem Grafen Krasinski zu Bar in Podolien zu einer Gegenkonföderation zusammen, um der Ausführung des unter dem Druck der feindlichen Mächte gefaßten Beschlusses entgegen zu arbeiten und zugleich gegen den unter russischem Einfluß stehenden König vorzugehen und womöglich dessen Sturz herbeizuführen. Es kam in den südlichen Provinzen Polens zu einem förmlichen Aufstande; Stanislaus Augustus rief die Russen zu Hülfe. Die Aufständischen wurden zersprengt und flüchteten sich auf türkisches Gebiet; die Russen folgten ihnen dahin ganz unberechtigter Weise, wobei sie sogar die Unvorsichtigkeit begingen, eine türkische Stadt, in die sich ein Theil der Flüchtigen geworfen hatte, mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Dieser Friedensbruch brachte den alten Grimm der Pforte gegen Rußland von Neuem zum Ausbruch, zumal es an französischen Hetzereien nicht fehlte, und es kam schließlich zur Kriegserklärung des Sultans gegen Rußland. Friedrich's Stellung zur Türkei war seit den Bündnißverhandlungen vom Jahre 1760 derartig, daß ihm der von Rußland eifrig aufgenommene Krieg höchst unerwünscht erscheinen mußte, da er sich durch den oben erwähnten Vertrag letzterer Macht zur Hülfsleistung verpflichtet hatte. Seine Bemühungen, den Frieden zu erhalten, blieben ohne Erfolg; der Krieg entbrannte, und zwar in einem solchen Grade zum Nachtheil der Pforte, daß bald schon große Gebiete des türkischen Reiches in die Hand Rußlands fielen, und der etwaige Friedensschluß sicher eine weitere, für die Nachbarn höchst bedrohliche Vergrößerung des Zarenreiches zur Folge haben mußte.

Diese Erfolge Rußlands waren für Preußen wie für Oesterreich gleich beunruhigend.

Zusammenkünfte mit Joseph II. zu Neisse und Neustadt a/S. Die Geschicke des Deutschen Reiches und theilweise auch diejenigen des Habsburgischen Hauses wurden zu jener Zeit von einem jungen Fürsten geleitet, der, wenn er auch nicht mit gleich schwärmerischer Verehrung wie einst Peter III. von Rußland an Friedrich hing, doch dem überlegenen Feldherrn- und Verwaltungstalent des Preußenkönigs seine vollste Bewunderung zollte, wie er denn auch nach Maßgabe der Verhältnisse ihm nachzueifern bestrebt war.

Es war der vierundzwanzigjährige Joseph II., der nach dem im Jahre 1765 erfolgten Tode seines Vaters zum Kaiser von Deutschland erwählt und zum Mitregenten seiner Mutter über die österreichischen Erblande ernannt worden war. Schon im Jahre 1766 war es der lebhafte Wunsch des jungen, aufstrebenden Monarchen gewesen, den großen König von Angesicht zu Angesicht zu sehen; damals aber hatten Maria Theresia und deren Kanzler, Fürst Kaunitz, die Ausführung seines Wunsches zu verhindern gewußt. Bei der jetzigen Lage der Dinge (1769) aber fand es Maria Theresia doch gerathen, ihrem Sohne nicht mehr entgegen zu sein, und so ward eine Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich verabredet, die auch bald darauf zu Neisse in Schlesien stattfand. Joseph kam dem „größten Könige und Feldherrn", wie Friedrich von ihm genannt wurde, mit liebenswürdiger Offenheit entgegen und sagte ihm: „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr", worauf Friedrich entgegnete: „Ich denke, wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen."

Die Zusammenkunft dauerte mehrere Tage, und man sah die beiden edlen Fürsten öfter Arm in Arm, wie Vater und Sohn, gehen und traulich mit einander plaudern. Ein Jahr darauf machte Friedrich dem Kaiser im Lager bei Neustadt in Mähren einen Gegenbesuch. Der König und seine Generäle trugen die weiße österreichische Uniform, weshalb Friedrich bei der Zusammenkunft dem Kaiser heiter zurief: „Da bring' ich Ew. Majestät Rekruten!" Laudon, der tüchtigste General Oesterreichs, den Friedrich persönlich sehr hoch achtete und welcher, bevor er für Oesterreich seinen Degen gezogen, Friedrich II., freilich vergeblich, seine Dienste angetragen, hatte sich eines Tages, als man sich zur Tafel setzen wollte, noch nicht eingefunden. „Das ist gegen seine Gewohnheit", sagte Friedrich, „sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein." Als er erschien, bat ihn Friedrich, sich neben ihn zu setzen, indem er, gegen den Kaiser gewandt, hinzufügte: „Den will ich lieber an meiner Seite, als mir gegenüber haben!" Ueber den Eindruck, den der Kaiser auf Friedrich machte, heißt es in einem Briefe des Letzteren: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben verworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerst gewissenhaft erfüllt."

Bei dieser Zusammenkunft war man näher auf den Gedanken eingegangen, Rußland in seinem stetigen, immer gefahrdrohenderen Vorschreiten zu hemmen. Katharina hatte die Moldau und Walachei besetzen lassen, wodurch Oesterreich nicht wenig beunruhigt und zu

Rüstungen gedrängt worden war. Es wollte um keinen Preis zugeben, daß sich die russische Macht an der Donau, der Pulsader Deutschlands, festsetze. Aber auch für Preußen war das Vordringen Rußlands nicht minder gefährlich, wenn Polen ihm zufiel. Wie lange hätte dann noch Preußen die Hoffnung hegen dürfen, die Provinz Ostpreußen sein zu nennen? Bei dieser Lage stand, da Frankreich auch in Polen die Flammen emsiger schürte, ein allgemeiner Kriegsbrand in Europa in Aussicht.

Joseph II. und Friedrich II. Zeichnung von Ludwig Burger.

Da zeigte sich unvermuthet ein Ausweg, geeignet, den ehrgeizigen Leidenschaften Rußlands in anderer Art Genüge zu thun. Von Oesterreich waren mehrere Orte der in den hohen Karpaten im Quellgebiet des Dunajec und Hernad liegenden Zipser Gespanschaft wieder besetzt worden, die zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Kaiser Sigismund an Polen verpfändet und auf welche Oesterreich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts feierlich Verzicht geleistet hatte. Als die Kunde von dieser Besitzergreifung nach Petersburg kam, befand sich gerade der Prinz Heinrich, Friedrich's Bruder, der Sieger von Freiberg, zu Besuch bei der Kaiserin. Katharina, die sich lange mit dem Plane getragen hatte, Polen müsse ganz an Rußland fallen, war im Hinblick auf die beiden Zusammenkünfte Friedrich's und Joseph's etwas gemäßigter in ihren Wünschen geworden und gönnte nun auch ihren Nachbarn Theile von der Beute. In diesem Sinne that sie gegen den Prinzen Heinrich die Aeußerung: es scheine, daß man sich in Polen nur zu bücken brauche, um nach Belieben zuzugreifen, — wenn der Hof von Wien dieses Königreich zerstückeln

wolle, so würden die übrigen Nachbarn desselben das Recht haben, ein Gleiches zu thun. Prinz Heinrich griff diese Aeußerung der Kaiserin sogleich auf und gab seine Meinung dahin ab, daß sicherlich in der Theilung Polens das bequemste Auskunftsmittel liege, Rußland für die in dem Kriege gegen die Pforte aufgewendeten Opfer schadlos zu halten und damit zugleich Europa zum Frieden zu verhelfen. Da die Kaiserin den von dem Prinzen Heinrich entwickelten Plan billigte, berichtete dieser darüber an Friedrich.

Friedrich war Anfangs von dem lebhaftesten Wunsche beseelt gewesen, Polen möge sich unter der Regierung seines neuen Fürsten kräftigen. Er hatte dem Könige Stanislaus Augustus die weisesten Rathschläge gegeben und ihm unter Anderm geschrieben: „Von einem Könige, der die Krone der Geburt verdankt, erwartet die Welt nicht mehr als Das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind, obwol weit mehr zu wünschen wäre. Aber von einem Könige, der durch Seinesgleichen von einem Unterthanen zum Fürsten erhoben worden ist, der über Die, deren Geschöpf er ist, regieren soll, erwartet man Alles, was nur irgend einer Krone zum Verdienste oder zum Schmuck gereichen mag.“ In diesem Sinne hatte Friedrich auf den König von Polen einzuwirken gesucht, jedoch keineswegs in der Hoffnung, den Zusammensturz des polnischen Staates zu verhindern, sondern um das Unvermeidliche eine zum Eingreifen ihm günstigere Zeit zu vertagen. Wie nun aber jetzt die Sache lag, war für ihn die Frage nur noch die, was zu thun sei, um den Zusammensturz des Polnischen Reiches für Preußen so gefahrlos wie möglich zu machen, und ob es staatsklug sei, das ganze morsche Reich den Russen als Beute zu überlassen.

Um über das Schicksal Polens zu entscheiden, traten zunächst Rußland und Preußen in Verhandlung, und eine Theilung Polens ward (1772) verabredet. Erst später entschloß sich Oesterreich, dessen Herrscherin Maria Theresia zunächst wol aus Gründen der Moral einem solchen Verfahren sich durchaus abgeneigt zeigte und nur auf das Drängen ihres Sohnes und des Fürsten Kaunitz zum Beitritt sich entschloß, diesem Plane näher zu treten, stellte nun aber Anfangs so große Forderungen, daß aufs Neue weitläufige Verhandlungen stattfinden mußten. Endlich aber — noch im Jahre 1772 — ward eine Einigung unter den drei Mächten erzielt. Rußland erhielt im östlichen Polen ein Gebiet von über 2000 Geviertmeilen, Oesterreich nahm das jetzige Galizien und Lodomirien, über 1500 Geviertmeilen, Preußen endlich begnügte sich mit nur 600 Geviertmeilen, dem polnischen Preußen und dem Bisthum Ermland (das jetzige Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn), wozu außerdem ein Stück von Groß-Polen bis zur Netze trat. Wenn auch der kleinste Antheil, war es doch für seinen Besitzer bei weitem der werthvollste. Denn dieser Landstrich, der seiner Zeit, worauf auch Friedrich nicht verfehlte hinzuweisen, den Deutschrittern von den Polen treulos entrissen worden war, diente trefflich dazu, dem Preußischen Staat nach Osten zu eine gewisse Abrundung zu geben, indem er zugleich Pommern mit Ostpreußen verband. Die drei Mächte besetzten die sich zuerkannten Gebiete, und die innerhalb derselben wohnenden Polen mußten sich dazu verstehen, ihren neuen Herrschern zu huldigen.

Zustände in Westpreußen. Wie es in dem polnischen Landestheil, der damals an Preußen fiel, zu jener Zeit aussah, und welche Maßregeln der König ergriff, um die Bevölkerung zu heben, erzählt uns G. Freytag. „Die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen erbaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein, Oefen waren unbekannt; nie wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmuzige und wüste Volk lebte von

Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die es als Kohl zur Suppe kochte, von Heringen und Branntwein, dem Männer wie Frauen unterlagen. Brot war fast unbekannt. Viele Kassuben hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen genossen, in wenigen Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock und das hellrothe Kopftuch für die Frauen. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt, die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es dem Preußenkönige, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffel verbreitete sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstanpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand. Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besondern Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß danach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hülfe, als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke.... Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit Herden von Wölfen; es gab wenige Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere dezimirt wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihre Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung ihnen bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden; in dumpfer Ergebung erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten urkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe. — Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Gesetz, ohne Herren, es war eine Einöde. Friedrich begann in seiner großartigen Weise auch die Kultur dieses Landes; gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zur Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, und schon warf er eine Schar seiner besten Beamten in die Wildniß, wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen; eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen; die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen;

die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Kolonistendörfer abgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, der in einem Laufe von drei Meilen die Netze mit der Oder und Elbe verbindet. Ein Jahr nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Landes entsumpft und sofort durch deutsche Kolonisten besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutsche Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten."

Der bayerische Erbfolgestreit.

Friedrich hatte mit der größten Theilnahme den Maßregeln entgegengesehen, die Joseph II. treffen würde, um sein Volk aufzuklären. Nun hatte zwar der Letztere bis zum Tode seiner Mutter, der Maria Theresia, auf die Leitung der inneren Angelegenheiten des österreichischen Staates keinen entscheidenden Einfluß, gleichwol aber trat es schon bei dem Wenigen, was er für den Augenblick that und thun konnte, bald zu Tage, daß es dem Kaiser trotz edlen Willens an der rechten Einsicht in Betreff der Wahl der Mittel und der zweckentsprechenden Anwendung derselben fehle. „Der Kaiser Joseph hat Kopf", sagte Friedrich, „er könnte viel ausrichten; schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat." Es liegt in diesen Worten zugleich der Grund des Geschickes bezeichnet, das den Kaiser im Kampfe gegen den finstern, mittelalterlichen Geist traf, den seine Vorgänger in den österreichischen Landen zum herrschenden gemacht hatten. Anders war es mit den auswärtigen Angelegenheiten, wo Joseph II. schon seit 1765 als Kaiser vollkommen freie Hand hatte. Auf diesem Gebiete lagen für die habsburgischen Herrscher langbewährte Verfahrungssätze vor, und es kam nun darauf an, ob Joseph der jahrhundertalten habsburgischen Hauspolitik, die bisher nur auf Vergrößerung der österreichischen Erblande auf Kosten Deutschlands gerichtet war, treu bleiben, oder ob er auch hier wie in der inneren Politik zum Wohle seines Landes neue Bahnen einschlagen würde. Wie es sich bei dem Ehrgeiz des jungen Kaisers kaum anders erwarten ließ, geschah Letzteres nicht; auch er war vor Allem ein Habsburger, und der Glanz seines Hauses galt ihm mehr als die Wohlfahrt des sichtlich seinem Untergange entgegeneilenden Deutschen Reiches. Bald that Joseph II. Schritte, die auch bei ihm ein rücksichtsloses Streben nach Vergrößerung der österreichischen Hausmacht erkennen ließen und wol geeignet waren, die betheiligten deutschen Fürsten und mit ihnen auch den König von Preußen kopfscheu zu machen. Wie berechtigt ein Mißtrauen war, sollte bald aller Welt erkennbar werden.

Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, letztes Glied der jüngeren Linie des Hauses Wittelsbach, vom Kaiser Ludwig, dem Bayer, herstammend, starb im Dezember 1777 ohne männliche Nachkommenschaft. Nach unzweifelhaftem Rechte ging die Erbfolge auf die ältere Linie in der Pfalz über, die sich von Kaiser Ludwig's Bruder herleitete. Das älteste Glied der zur Zeit lebenden Nachkommenschaft war Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, dem somit Bayern von Rechtswegen als Erbe zufallen mußte, abgesehen davon, daß auch noch zwischen ihm und dem verstorbenen Kurfürsten durch einen geheimen Vertrag die Erbfolge geregelt war. — Joseph beschloß, sich des erledigten Erbes zu bemächtigen. Geschickt begründete Ansprüche hervorsuchend, ließ er Truppen in Bayern einrücken und wußte den schwachen Karl Theodor dermaßen einzuschüchtern, daß derselbe einwilligte, ihm die größere und bessere Hälfte Bayerns zu überlassen. Da trat Friedrich als Anwalt der deutschen Fürsten den kaiserlichen Anmaßungen entgegen. Sonst hatte sich die österreichische Politik immer so viel zugute darauf gethan, die deutsche Reichsverfassung zu schützen.

Es war dies freilich jederzeit nur dann geschehen, wenn ein solcher Schutz dem Hause Oesterreich Nutzen zu bringen versprach. Jetzt plötzlich wurde von Wien aus eine völlig revolutionäre Verfahrungsweise eingeschlagen und gewissermaßen auf das Recht des Stärkeren gepocht.

Deutschland war in Gefahr. Das Gelingen dieses Planes und das damit erreichte Vordringen Oesterreichs nach Westen hin hätte ohne alle Frage weitere Schritte auf derselben Bahn zur Folge gehabt, und Deutschland wäre nach und nach in Oesterreich aufgegangen.

Friedrich war bereits sechsundsechzig Jahre alt und körperlich leidend. Das war es, was die Politiker der Hofburg in Anschlag gebracht hatten. Daß Friedrich jetzt noch in einer Angelegenheit, die zunächst wenigstens nicht seine eigene war, ins Feld ziehen würde, glaubte man nicht befürchten zu dürfen. Aber man hatte sich in Wien arg geirrt. „Ich beuge mich unter meine Pflicht", sagte der von Alter und Krankheit belastete König und ging ohne Säumen ans Werk, um Deutschland vor der drohenden Gefahr zu bewahren. Er veranlaßte ein Protestation des nächsten Erben Bayerns, des Herzogs Karl August von Pfalz-Zweibrücken, der namentlich durch seine energische und ehrgeizige Gemahlin zu entschlossenem Widerstande gegen die österreichischen Uebergriffe bewogen wurde, während Friedrich in Wien erklärte, daß er den Herzog in seinen Rechten schützen werde. Da Verhandlungen mit dem Kaiser nicht zum Ziele führten, weil man in Wien immer noch meinte, Friedrich drohe nur, zog dieser das Schwert. In der Ansprache des Königs an seine Generäle heißt es unter Anderm: „Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich es in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben desgleichen zu thun. Aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generäle meinem Beispiele folgen."

Unerwartet erfolgte der Einmarsch eines preußischen Heeres unter dem Befehl des Königs in Böhmen, während Prinz Heinrich mit 90,000 Mann in Sachsen einrückte und sich mit dem Kurfürsten von Bayern vereinigte. Diese militärischen Maßnahmen brachten in Oesterreich große Bestürzung hervor. Es wurde eine Streitmacht von 200,000 Mann zusammengezogen, und der kriegskundige Laudon zur Führung derselben berufen; doch hatte schon der Name Friedrich's für die österreichischen Befehlshaber einen so drohenden Klang, daß sie trotz großer Heeresmacht sich zu keinen entscheidenden Unternehmungen entschließen mochten, sondern hinter Verschanzungen sich aufs Zuwarten verlegten. Aber auch Friedrich wollte nichts von seinem wohlerworbenen Ruhme aufs Spiel setzen und begnügte sich damit, seine Truppen den ganzen Sommer über auf Kosten Böhmens leben zu lassen.

Daß es zu keiner großen Feldschlacht kam, war zumeist das Werk Maria Theresia's. Sie übte einen entscheidenden Einfluß auf ihren Sohn, den Kaiser Joseph, aus, der bei seinem Ehrgeize sich mit Friedrich gern messen wollte. — Da jedoch gegen den Herbst hin infolge der mangelhaften Ernährung verheerende Krankheiten unter den preußischen Truppen einrissen, so sah sich Friedrich genöthigt, Böhmen zu verlassen. Bei diesem freiwilligen Abzuge, den Prinz Heinrich leitete und welcher den Meisterstücken der Kriegführung beigezählt wird, machte die österreichische leichte Reiterei wiederholt Angriffe auf die preußischen Truppen, die aber stets blutig zurückgewiesen wurden. In diesen Gefechten zeichnete sich der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., in so hohem Grade aus, daß der König ihm eines Tages sagte: „Ich betrachte Sie von heute ab nicht mehr als meinen Neffen — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten Generale erwarten konnte."

Der Friede zu Teschen. Maria Theresia gab nun ihren Bemühungen, dem Kriege ein Ziel zu setzen, weiteren Nachdruck, und so kam denn in der That auch, zumeist durch ihre Einwirkung, am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen zu Stande, demzufolge die zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern getroffene Uebereinkunft für aufgehoben erklärt ward.

Oesterreich behielt nur das Innviertel, einen kleinen Landstrich zwischen Niederösterreich und Tirol, und Friedrich erhielt die förmliche Anerkennung des Rechtes, die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, die bisher nach der Reichsverfassung nur als preußische Sekundogenituren gegolten hatten, der Krone einzuverleiben.

Anziehende preußische Reiterei sich sammelnd. Zeichnung von A. Beck.

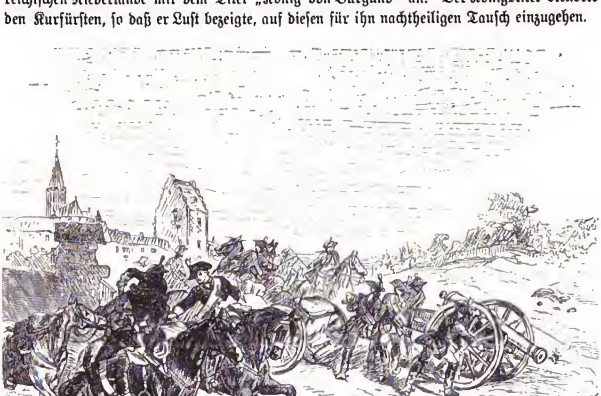
Durch vorgängige freie Vereinigung des Königs mit seinen Brüdern und den sonst Betheiligten war diese Anerkennung überflüssig geworden und demnach nur eine leere Form.

Dieser Kriegszug, den man, da er zu keiner einzigen entscheidenden Schlacht geführt hatte, in Preußen scherzweise den „Kartoffelkrieg“ und in Süddeutschland den „Zwetschen-Rummel“ nannte, kostete dem Preußischen Staate 29 Millionen Thaler und gegen 20,000 Mann, Letztere zumeist Opfer verheerender Krankheiten.

Der König hatte diesen Krieg in Wahrheit für eine „Idee“ geführt, da er hinterher keinen Ersatz forderte. Aber es fiel ihm der Vortheil zu, daß das Vertrauen deutscher Fürsten und des deutschen Volkes zu ihm sich in hohem Grade steigerte. Ueberall nannte man ihn „den Großen“, ja um ihn von anderen Fürsten, denen dieser ehrende Beiname auch gegeben worden war, zu unterscheiden, „den Einzigen“. Namentlich war seine Verehrung im bayerischen Volke aufs Höchste gestiegen. Sein Bildniß hing dort in den Bauernhäusern neben dem des Schutzheiligen. Ein österreichischer Offizier fand in dem

Gasthause eines Dorfes beide Bilder und unter ihnen eine Lampe hängen und erhielt auf seine Frage, was das bedeute, von dem Wirth zur Antwort: „Dieser da ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, der Preußenkönig, ist unser Schutzpatron auf Erden. Beide sind Heilige, und vor Heiligen brennen wir als gute Katholiken Lichter."

Da es auf dem Wege der Gewalt dem Kaiser Joseph nicht gelungen war, Bayern seinem Erblande einzuverleiben, so versuchte er sechs Jahr später jenes Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Er bot dem schwachen Kurfürsten Karl Theodor für Bayern die österreichischen Niederlande mit dem Titel „König von Burgund" an. Der Königstitel blendete den Kurfürsten, so daß er Lust bezeigte, auf diesen für ihn nachtheiligen Tausch einzugehen.



Die rettende Artillerie Friedrich's des Großen. Zeichnung von A. Beck.

Da auch die Zustimmung Frankreichs und Rußlands zu dem Plane eingegangen war, hielt der Kaiser sich eines günstigen Erfolges für sicher. Zu gleicher Zeit hatte Joseph mit dem Herzoge von Württemberg wegen eines Landestausches Unterhandlungen eingeleitet und ihm Modena für sein väterliches Erbe angeboten. Eines wie das Andere erregte in Deutschland das größte Aufsehen, und erkennbarer als jemals ward es einem Jeden, der sehen wollte, daß es zu einem feststehenden Gesetze der Hauspolitik Oesterreichs geworden war, sich Theile von Deutschland entweder auf dem Wege der Gewalt oder auf friedlichem Wege durch klugen Tausch zu erwerben. Zum Erben des kinderlosen Kurfürsten von Bayern war Karl August von Pfalz-Zweibrücken bestimmt. Als diesem von Wien aus gedroht worden war, daß man die Vertauschung Bayerns gegen die österreichischen Niederlande allenfalls auch ohne seine Zustimmung, dann aber auch zu seinem Nachtheile zu Stande bringen werde, wandte er sich um Schutz seiner bedrohten Rechte an Friedrich. Da dieser sich ins Mittel legte, erläuterten Rußland und Frankreich ihre Zustimmungsantworten zu dem Wiener Plane dahin, daß sie stets nur „Freiwilligkeit" vorausgesetzt hätten, sie demnach selbstverständlich das Recht des Erben Bayerns anerkennen müßten. Somit ward Oesterreichs Begehren auch diesmal durch Friedrich's Dazwischentreten zurückgewiesen.

Der deutsche Fürstenbund. So lange Friedrich lebte, hatte Deutschland an ihm einen festen Hort. Aber wie dann, wenn er todt war? Friedrich gedachte auch in dieser Beziehung über das Grab hinaus zu sorgen und stiftete im Jahre 1785 den deutschen Fürstenbund, für dessen Zustandekommen er schon seit Jahren gewirkt hatte.

Vergebens waren die Bemühungen Joseph's gewesen, Friedrich's Plan dadurch zu vereiteln, daß er selbst mit dem Vorgeben aufgetreten war, unter seinem Schutze einen Fürstenbund zu Stande bringen zu wollen. Der König hatte zunächst Hannover und Sachsen für sich gewonnen, worauf auch andere Reichsglieder sich ihm anschlossen. Der Fürstenbund sollte ein Schutz gegen Oesterreichs Begehren sein, sich weiterhin auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Bei den ungeheuren Ereignissen, die bald nach dem Tode des großen Königs in Europa eintraten, hatte der Fürstenbund freilich weitere Folge nicht. Die Französische Revolution fegte ihn, wie so vieles Andere in Deutschland, spurlos hinweg; den zeitigen Gefahren gegenüber erfüllte er jedoch voll seinen Zweck.

Regententhätigkeit im Innern.

Friedrich der Große hatte „die Eigenschaft aller großen Männer der That, die jeden Tag die Dinge so ansehen, wie sie sind, und demgemäß handeln, die rasch eintreten und stets so weit vorgehen, als es Tag ist und der Raum sich vor ihnen aufthut.“ Dies darf Derjenige nicht aus dem Auge setzen, der sich über des Königs Verhalten gegen die verschiedenen Stände ein Urtheil bilden will. So hoch Friedrich auch über seiner Zeit stand und so wenig bei Schätzung des einzelnen Menschen sein Blick von Vorurtheilen getrübt war, so wollte er doch nicht, wie es vom Kaiser Joseph in seinem edlen Streben in so vielfacher Weise geschah, bei seinen Einrichtungen im Innern des Staates „zweite Schritte thun, ehe die ersten gethan waren.“ Wie ein jeder Tag, so hat jedes Zeitalter seine besonderen Sorgen. Den vorgefundenen Verhältnissen gemäß hielt der König den Unterschied der Stände fest. Nicht durch ein und dasselbe Mittel sollten die drei Stände — Adel, Bürger, Bauern — vorwärts gebracht, sondern auf jeden Stand die Mittel angewendet werden, welche seiner Sonderart zur Zeit entsprachen. Es wurde schon bei der Vorführung des Heerwesens hervorgehoben, daß und weshalb der König die Offizierstellen vorzugsweise dem Adel zuwies. Ebenso gebührten nach des Königs Meinung dem Adel die höheren Staatsämter. Dieser sollte sich mit kaufmännischem Erwerb nicht befassen, sondern sein Dichten und Trachten unabläßig darauf gerichtet sein lassen, des Vaterlandes Ruhm und Wohlergehen, sei es durch das Schwert, sei es durch eifrige Betheiligung an der Verwaltung, zu fördern. Demgemäß fand es der König für nothwendig, diesen zur Zeit bereits vielfach in Vermögensverfall gerathenen Stand in seinem Grundbesitze möglichst zu schützen. Es sollte, da kaufmännischer Erwerb ihm versagt war, wenigstens durch möglichste Schonung seines Besitzes ihm eine sichere Einnahmequelle bleiben. In dieser Anschauung wurzeln die Gründe, die den König bestimmten, nicht unbedeutende Summen auf die Verbesserung der adligen Güter zu verwenden, Kadettenhäuser und Ritterakademien zu gründen und überhaupt die materielle Hebung des grundbesitzenden Adels auf jede Weise sich angelegen sein zu lassen. Zu den darauf abzielenden Einrichtungen gehörten vor Allem die noch heute überall fortbestehenden und segensreich wirkenden sogenannten ritterschaftlichen Darlehnskassen. Zuerst auf Anregung des späteren Justizministers v. Cramer in Schlesien entstanden, gewährten sie den Besitzern adliger Güter auf viele Jahre unkündbare Darlehen zu niedrigen Zinsen und setzten dieselben dadurch in den Stand, mittels Meliorationen und verständige Bewirthschaftung den Werth ihres Grundbesitzes oft um das Doppelte und Dreifache zu erhöhen; später kam durch die Einführung des sogenannten Amortisationsverfahrens die Rückzahlung des dargeliehenen Kapitals ganz in Wegfall, indem dasselbe durch eine geringfügige Erhöhung des Zinsfußes allmählich getilgt wurde.

Eine Eroberung ohne Soldaten. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dieselbe Rücksichtnahme auf das Wohl der adligen Gutsbesitzer bestimmte auch Friedrich, der in seinen philosophischen Abhandlungen die Leibeigenschaft stets aufs Härteste verdammt und für vollkommene Freiheit und Selbstbestimmung aller Menschen mit Entschiedenheit eintritt, die Bauern in ihrem abhängigen Verhältniß den Gutsherren gegenüber zu belassen. Jedoch traf er Fürsorge, daß die Leistungen der Bauern geregelt wurden, und er erließ zahlreiche Verordnungen gegen die mannichfachen Mißhandlungen und Ueberbürdungen der Landleute. In dem vormals polnischen Landestheil, der an Preußen gefallen war, ward jedoch die Leibeigenschaft aufgehoben. — Die letzten Fesseln der Hörigkeit dem Bauernstande abzunehmen, blieb jedoch seinem Großneffen Friedrich Wilhelm III. vorbehalten.

Daß bei dieser Lage des Bauernstandes der Ackerbau nicht zu rechter Blüte sich entwickeln konnte, liegt in der Natur der Sache. Um aber doch die Landwirthschaft so viel wie möglich zu heben, rief der König, wie es seine Vorfahren gethan, Kolonisten ins Land.

Fürsorge um die Landeskultur. Man hat berechnet, daß während der Regierung Friedrich's II. gegen eine Viertelmillion Ansiedler aus anderen deutschen Landen nach Preußen kamen, denen unter günstigen Bedingungen wüste Strecken Landes überlassen wurden. Weite Stellen mit Flugsand ließ er mit Hecken durchziehen und mit Kiefernsamen besäen, Moräste durch Anlegung von Abzugskanälen in fruchtbares Ackerland und fette Wiesen verwandeln. Als er von den Anhöhen Freienwalde's einst auf die durch Arbeiten solcher Art entstandenen gesegneten Fluren des Oderbruches blickte, rief er freudig aus: „Hier ist ein Fürstenthum erobert worden, welches nicht einem Soldaten das Leben gekostet hat!" — In wie hohem Grade er den ländlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit schenkte, zeigt sein Befehl an die Landräthe, „daß sie jederzeit im Stande sein sollten, anzuzeigen: so viel Menschen sind im Kreise, so viel Kühe, so viel Pferde, so viel Korn von jeder Art wird in guten, mittleren und schlechten Jahren gewonnen, so viel wird zur Konsumtion erfordert, und so viel bleibt in guten, mittleren und schlechten Jahren von allen Getreidesorten übrig oder fehlt." In diesem Punkte lebte in ihm ganz des Vaters Sinn fort, und wie es von diesem geschehen war, verwendete auch er stetig große Summen auf Verbesserung des Bodens. Er wußte die zweckmäßigsten Anordnungen zu treffen und kümmerte sich bei der Ausführung um die kleinsten Einzelheiten. Oft noch dankte er aus Herzensgrunde dem Vater für die ihm einstmals zuerkannte unfreiwillige Lehrzeit in Küstrin.

Zu solch nützlichen Unternehmungen hatte der für seine persönlichen Bedürfnisse so überaus sparsame König immer Geld. „Ob ich eine oder anderthalb Millionen mehr im Schatze lasse oder nicht", sagte er einmal, „das ist gleichgiltig; es ist besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte." In gesegneten Jahren speicherte er Getreide auf, um in schlechten Zeiten seinem Volke beispringen zu können. Während bei dem Mißwachs von 1771 und 1772 in angrenzenden Ländern Tausende Hungers starben, ließ er seine Speicher öffnen und die Vorräthe um billigen Preis verkaufen, den Armen aber davon umsonst geben. Selbst an Halbverhungerten, die in Scharen die Grenzen überschritten, konnte Barmherzigkeit geübt werden.

Volksbildung. Der Leser erinnert sich, in welcher fürsorglichen Weise Friedrich's Vater für Bildung des Volkes sorgte. Wie er, so erkannte auch sein großer Sohn, daß die Befreiung des Geistes und Einlenkung desselben in wahrhaft christliche Bahnen allein den segenbringenden Fortschritt bedinge. Er bestätigte demnach gleich nach seinem Regierungsantritt alle sich auf das Schulwesen beziehenden Verordnungen seines Vaters und forderte ein Jahr später den preußischen Adel auf: „sich die Schuleinrichtungen auf den Dörfern mit Eifer angelegen sein zu lassen." Gleich nach der Besitznahme Schlesiens sorgte er für Ausbreitung des evangelischen Schulunterrichts daselbst. Nach Abschluß des Hubertsburger Friedens wandte er sich der Förderung des Schulwesens mit erneutem Eifer zu. Kaum war der Friedensschluß in Aussicht und er erließ schon von Leipzig aus einen Befehl an den kurmärkischen Kammerdirektor Groschopp, in welchem es heißt: „daß bei der

bald und mit Nächstem herzustellenden Ruhe er sein Augenmerk mit darauf gerichtet habe, daß die bisher so schlecht bestellten Schulen auf dem Lande nach aller Möglichkeit verbessert und solche nicht mit so unerfahrenen Leuten weiter besetzt werden müßten." Es sei damit, heißt es weiter, in den Kurmarken der Anfang zu machen, und er wolle, „daß zu Schulmeistern darin keine anderen, als diejenigen genommen würden, welche der Konsistorialrath Hecker dazu vorgeschlagen oder wenigstens examinirt und tüchtig befunden habe."

Damit war ein neuer wichtiger Grundsatz für das Schulwesen ausgesprochen worden. Das Lehramt in der Volksschule, das bisher neben dem Gewerbe getrieben worden war, wurde (wenigstens für die Zukunft) als ein besonderer Beruf anerkannt. Im Jahre 1763 erschien das General-Landschulreglement. Es war die ausführlichste und umfassendste aller bisher zu Tage getretenen protestantischen Schulordnungen und wurde jedem Pfarrer des Landes zugesandt. Dieses Gesetz enthält einen Schatz von pädagogischer Weisheit, der zum großen Theile freilich erst einer spätern Zeit zugute kam. Die Zeit war noch zu unreif, des Königs vortreffliche Anweisungen in gebührendem Maße zu würdigen; namentlich sperrten sich die Vorsteher der Gemeinden, die nothwendigen Geldmittel zu bewilligen. Sogar viele höhere Staatsbeamte waren noch so weit hinter dem Verständniß der Sache zurück, daß sie, so weit sie es vermochten, die Ausführung des Gesetzes erschwerten. Dies zeigt am besten ein von Beckendorf veröffentlichter Schriftwechsel zwischen dem geistlichen Departement und dem Direktor des Konsistoriums zu Berlin, worin „unter den Fuß gegeben wird, die Schulverbesserungen hauptsächlich auf der Straße vorzunehmen, welche der König zu den Revüen zu nehmen pflege, und hier die Dörfer, wo umgespannt werde, und die im Bezirk einer halben Stunde umhergelegenen besonders zu berücksichtigen." Der sonst unermüdliche König ermattete durch Hemmnisse dieser Art in der That später in seinem Eifer für die Volksschule. Im Jahre 1758 hatte er noch ausgesprochen, „daß Schulmeister- und Küsterstellen nicht zu den mit Invaliden zu besetzenden kleinen Bedienungen gerechnet werden sollten." Neunzehn Jahre später befahl er, „daß, wenn unter den Invaliden sich welche befänden, die lesen, rechnen und schreiben könnten und sich zu Schulmeistern auf dem Lande sonsten gut schickten" — solche an den Orten, wo der König das Gehalt für die Schulstellen bezahle, anzustellen seien. — Auch den katholischen Schulen wandte der König seine Fürsorge zu.

Friedrich's II. Regententhätigkeit gipfelte in dem Bestreben, seinen Staat auf eine Stufe zu heben, daß derselbe sich mit den Großmächten Europa's messen und in der gewonnenen Stellung behaupten könne. Diese Aufgabe hat er in Krieg und Frieden unverrückbar im Auge behalten, diplomatische Kunst, staatsmännische Ausdauer und, wo nöthig, den Geist und Muth des Feldherrn darauf verwendet. Der Ehrgeiz des Eroberers lag aber jenem preiswürdigen Streben nicht zu Grunde; vielmehr richtete er sein Streben nur auf das Erreichbare. Dieselbe eifrige Sorgfalt, die er dem Militärwesen bis auf das Einzelne zuwandte, dasselbe Streben, überall selbst sehen und urtheilen und Alles so zu gestalten und zu ordnen, wie er für recht und gut hielt, bethätigte er auch in jedem Zweige der Verwaltung des Landes und des bürgerlichen und gewerblichen Lebens.

Förderung des Gewerbfleißes. Wie Adel und Bauernstand in sich abgeschlossen dastanden, so damals auch der Bürgerstand. Ihm fielen vorherrschend Handel und Gewerbthätigkeit zu. Innerhalb der bezeichneten Grenze nun ließ es der König auch an Förderung dieses Standes nicht fehlen. Hier griff er durch aufmunternde Worte, dort durch Vergünstigungen, dann wieder durch Gewährung von Geldunterstützungen ein.

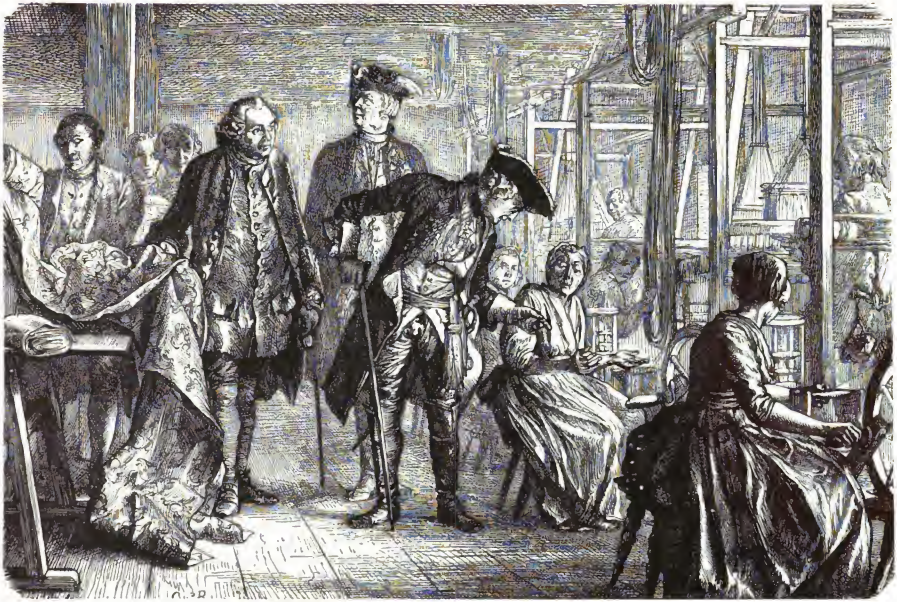
Sein Regiment entsprach allerdings nicht immer allen Lehrsätzen, die Friedrich als Schriftsteller aussprach; sein absoluter Wille duldete keinen Widerstand, und er konnte sehr streng, ja hart sein gegen die Einzelnen, sowie sehr rücksichtslos verfahren, wenn dem großen Ganzen aus dem Widerstreben Einzelner Gefahr drohte. Auch waren die Anstalten und Maßregeln, durch die er den Wohlstand seines Landes zu heben suchte,

ganz in dem Sinne des damals herrschenden, aber noch in seiner Zeit wissenschaftlich überwundenen Merkantilsystems gefaßt, und sie haben Früchte dieses Systems in der später hervortretenden Massenarmuth hinterlassen. Bei der hohen geistigen Begabung, dem seltenen Scharfblick, der großen Menschenkenntniß, die der weise Monarch besaß, ist es nicht zu verwundern, wenn er dem eigenen Urtheile wol mehr traute, als heilsam war, und das hat in manchen Fällen zu nachtheiligen Maßnahmen, auch wol zu Ungerechtigkeiten geführt. Das aber muß ihm selbst vom Feinde zugestanden werden, daß er, auch wo er irrte und fehlte, im Rechte zu sein, seiner Pflicht zu folgen glaubte, und daß er ein wandelloses Gefühl für Pflichterfüllung hatte. Was an dem allgemeinen Charakter seines strengen Regiments mißfällig hervortritt, war ihm selbst wohl bewußt; es erschien ihm aber doch als eine Nothwendigkeit unter den obwaltenden Verhältnissen. Und wenn er anscheinend vieler Menschen Glück oder Leben dem Staatszwecke opferte, dessen Bedeutung vielleicht Wenigen klar war, so geschah es doch nur, weil er selbst diesen Staatszweck höher achtete als jegliches Einzelinteresse, sein eigenes nicht ausgenommen.

Was speziell Friedrich's Fürsorge zu Gunsten der Industrie anlangt, so hatte er sich schon als Kronprinz dafür interessirt und sich, zur Gewinnung der rechten Einsicht in die hier einschlagenden Verhältnisse an den eben so thätigen wie menschenfreundlichen Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky gewendet. Derselbe war zu Konitz in Mähren geboren, in Dresden erzogen worden und hatte dann in Berlin eine Modegeschäft errichtet. Gleich nach seiner Thronbesteigung forderte der König ihn auf, möglichst viele geschickte „Ouvriers" in das Land zu ziehen. Auch errichtete er sofort ein besonderes Departement für „Manufaktur- und Kommerziensachen". Die vorhandenen oder neu entstehenden Fabrikunternehmungen unterstützte er durch Vorschüsse, Privilegien, Einkäufe von Seiten des Staates und ähnliche Mittel. Die verschiedenen Industriezweige pflegte er gleichmäßig und wollte ebenso den Luxus wie den Kleinhandel, ebenso die großen Städte, wie die kleinen Landorte und Dörfer bedacht wissen. Persönlich interessirte er sich aber vorzüglich für die Seidenmanufaktur; in diesem Zweige gründete Gotzkowsky's Schwiegervater, Blum, schon 1743 eine Sammtfabrik in Berlin, und es übernahm später Gotzkowsky selbst die Seidenfabrik in der Friedrichstadt, welche 1500 Arbeiter beschäftigte. An diese hat unser Künstler gedacht, der uns den Besuch des Königs in einer Fabrik vorführt. Während der Fabrikherr, dessen Arbeitssäle der König besucht, die prächtigen Stoffe ausbreitet, die den Blick des Beschauers blenden und fesseln sollen, und während der den König begleitende militärische Hofmann den Blick von einem ihn wenig interessirenden Schauspiel gleichgiltig abwendet, richtet sich der König an eine Arbeiterin, und sucht sich mit dem eingehenden Scharfblick, der ihm überall eigen ist, über das Einzelne des Geschäfts zu unterrichten.

Gotzkowsky hat im Laufe des Siebenjährigen Krieges auch die Porzellanmanufaktur in Preußen eingeführt. Auf sie übertrug der König, nachdem er 1763 die von Gotzkowsky drei Jahre vorher errichtete Porzellanfabrik in Berlin übernommen hatte, späterhin seine Vorliebe. Jener mit Recht gerühmte Mann war, wie er bei der Einnahme Berlins durch die Russen und Oesterreicher bewies, nicht allein ein wahrhafter Patriot, er war auch ein edelsinniger Mensch, was Leipzig, für das er sich im Siebenjährigen Kriege so warm verwendete, zu rühmen wußte. In seinem späteren Leben von Unglück verfolgt, mußte er den Geschäften entsagen. Er starb 1775.

Bald schon konnten die Erzeugnisse der Porzellanfabrik in Berlin fast denen Sachsens an die Seite gestellt werden. Um die Berliner Porzellanarbeiten in Aufnahme zu bringen, machte Friedrich mit solchen vielfach Geschenke. Dasselbe Mittel wandte er auch bei anderen gewerblichen Erzeugnissen an. Er ließ in Berlin eine Kattunfabrik, eine Baumwollenspinnerei und eine Fabrik für Sammtwaaren anlegen, führte auch hier die erste Spinnmaschine ein. In dem großen Potsdamer Militärwaisenhause wurden von den Mädchen Brabanter Kanten gearbeitet, die an Werth denen der Brüsseler Fabriken fast gleichkamen.



Friedrich's II. Besuch in den Fabriken. Zeichnung von Adolf Menzel.

Die in Schlesien auf Friedrich's Betrieb angelegten Spinnschulen gaben der dort schon blühenden Leinwanderzeugung einen weiteren Aufschwung, so daß ein bedeutender Absatz der schlesischen Gewebe bis nach Amerika erzielt ward. Als die gewerbfleißige Stadt Greifenberg in Schlesien durch eine Feuersbrunst schwer heimgesucht worden war, wies der König sogleich ansehnliche Geldsummen an, um der Gemeinde den Wiederaufbau ihrer Häuser in Bälde möglich zu machen. Im nächsten Jahre erschienen Abgeordnete aus Greifenberg und sprachen dem König in gerührten Worten den Dank der Stadt aus. Dem Könige traten die Thränen ins Auge, als er erwiederte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!"

Auch den Bergbau und das Hüttenwesen unterstützte Friedrich, und er rief, um den Kaufleuten Geld zu billigem Zins zu verschaffen, die Bank ins Leben; die Seehandlungsgesellschaft, durch die der Handel nach außen an Aufschwung gewann, verdankt ihm gleichfalls ihr Entstehen. Um dem Binnenhandel bequemere Wege zu verschaffen, wandte der König große Aufmerksamkeit der Anlegung und Verbesserung der Wasserstraßen zu. Die Anlage des Plauenschen Kanals, der den Weg für die Schiffe von Brandenburg bis Magdeburg um 20 Meilen verkürzt, fällt schon in die Zeit von 1743 bis 1745. Damals erfolgte auch der Bau des Finowkanals, durch welchen der Weg von Berlin bis Stettin um 48 Meilen verkürzt ward. Des gewichtigen Vortheils, den die Anlage des Bromberger Kanals den polnischen Gegenden gewährte, ist schon Erwähnung gethan worden. Seine Herstellungskosten beliefen sich auf 750,000 Thaler.

Unparteiische Rechtspflege. Der Eifer für eine unparteiische Rechtspflege erwies sich bei dem Könige ungeschwächt bis zu seinem Tode. Namentlich erlahmte nicht sein Bestreben, die unteren Klassen vor Ungerechtigkeit und Benachtheiligung durch die oberen zu schützen. Das von ihm schon vor seiner Thronbesteigung gesprochene Wort: „Ich will ein rechter König der armen Leute sein!" bewährte sich auf diesem Gebiete am glänzendsten. Da Jeder, und war es der Aermste seiner Unterthanen, sich persönlich an ihn wenden durfte, so konnte es nicht fehlen, daß ihm Manches zu Ohren kam, was ihn mit einigem Mißtrauen gegen die Richter erfüllte. Bei einem Anlaß brach dieses langgehegte Mißtrauen in heftigster Weise aus.

Ein Müller in der Neumark, Namens Arnold, besaß eine Mühle und hatte dafür dem Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbpacht zu bezahlen. Nun geschah es, daß ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle einen Teich graben ließ. Weil nun der Müller meinte, daß ihm durch Anlage jenes Teiches das für seine Mühle nöthige Wasser genommen sei, weigerte er sich, dem Grafen Schmettau fernerhin den Erbpacht zu zahlen. Der Graf verklagte den Müller, dieser wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er dieselbe nicht leistete, die Mühle gerichtlich verkauft. Der Müller beschwerte sich bei höheren Gerichten, wurde aber abgewiesen. Hierauf reichte er eine Beschwerde an den König ein. Dieser beauftragte den Obersten von Heucking, zu dem er ein großes Zutrauen hatte, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Oberst übertrug die Sache seinem Auditeur, einem ehemaligen wegen schlechten Betragens kassirten Advokaten, der aus Rache die Gelegenheit benutzte, einen Bericht zu entwerfen, durch den die Gerichte in den Verdacht der Parteilichkeit kommen mußten. Diesen Bericht sandte der Oberst dem Könige als den seinigen ein, worauf der König die Sache zu schließlicher Entscheidung dem Kammergericht übergab. Das Kammergericht entschied dahin, daß der Graf im Rechte sei. Der König, durch diesen Entscheid im höchsten Grade empört, zweifelte nicht im Geringsten, daß man den Armen zu Gunsten des Grafen habe unterdrücken wollen und die richterliche Würde, sogar ihm gegenüber, mißbrauche. Er ließ den Großkanzler von Fürst und die drei Räthe, welche die Sache mit entschieden hatten, vor sich rufen. Seine Stimmung war um so gereizter, als er gerade stark am Podagra litt.

Mit den härtesten Ausdrücken kündigte er dem Großkanzler an, daß er seines Amtes entlassen sei, und befahl ihm, augenblicklich aus dem Zimmer zu gehen. Ueber Dasjenige, was hierauf zwischen dem Könige und den drei Räthen vorfiel, giebt uns folgende Bekanntmachung, die unter dem 14. Dezember in den Zeitungen veröffentlicht wurde, Kunde. Hier die Hauptstellen derselben:

„Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll. Kann man das thun? Ist von selbigen mit Nein geantwortet. — Ferner, kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat, ist das gerecht? Wurde auch mit Nein beantwortet. Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um nun mehr Wasser in dem Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Mühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage und im späten Herbst noch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendiret, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser für seine Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küstrin'sche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches. Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch seiner königlichen Majestät landesväterlichen Intentionen ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriret und einem jeglichen Dero Unterthanen ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Se. königliche Majestät werden dahero in Ansehung der wider den Müller Arnold in der Neumark abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justizcollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der gemeinste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler eben so wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt."

„Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, als eine Diebesbande. Vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten."

„Uebrigens wird den Justizkollegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen Großkanzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber dem ohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit aufs Nachdrücklichste, 1) daß alle Prozesse schleunigst geendet werden, 2) daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret wird, 3) daß mit einer égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß Alles gleich sein. Wofern aber Se. Majestät in diesem einen Fehler finden werden, so können die Justizkollegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden bestraft werden, sowol der Präsident, als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, 11 Dezember 1779. Friedrich."

Die drei Kammergerichtsräthe wurden mit zweijähriger, die Räthe, die früher in der Sache entschieden, mit einjähriger Einschließung in einer Festung bestraft; außerdem sollten sie dem Müller Arnold den erlittenen Schaden vollständig ersetzen.

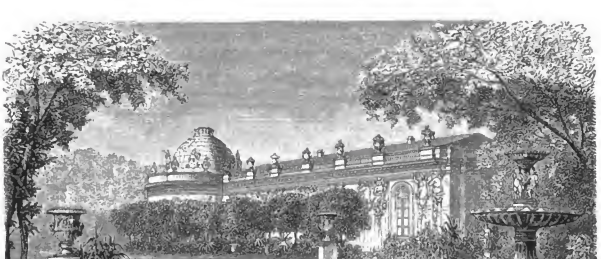
Der obige, den glühendsten Eifer für Gerechtigkeit athmende Erlaß erregte im In- und Auslande eine wahrhafte Begeisterung. Ganz Europa freute sich des gerechten Königs, die Kaiserin Katharina ließ das Protokoll ins Russische übersetzen und Abdrücke an sämmtliche Richter des Landes vertheilen.

Die in die Sache Eingeweihten erkannten freilich, daß hier der lautere Wille des Königs fehlgegriffen und sein edler Zorn in der That Unschuldige getroffen habe. Daß aber durch diesen Vorgang die Richter des Landes aufs Aeußerste angetrieben wurden, unverkürzt Recht zu sprechen, ist unzweifelhaft. Insofern kam dem Lande zugute, was einigen Personen ohne ihr Verschulden schweren Schaden brachte. Wie großherzig aber zeigte sich der König, als er vernahm, daß man von allen Seiten herbeieilte, um dem abgesetzten Großkanzler sein Beileid zu bezeugen. Die Wagenreihe der Besucher konnte vom Schlosse aus gesehen werden. Der König ließ das ruhig geschehen, und es fiel auch Keinem ein, zu meinen, er werde darin eine Beleidigung seiner Person erkennen.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen ließ übrigens sofort nach seiner Thronbesteigung den unschuldig Verurtheilten volle Gerechtigkeit widerfahren und entschädigte sie, soweit das noch möglich war, für die erlittene Unbill.

Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, wenngleich nicht völlig erwiesen, daß Friedrich später selbst seinen Irrthum in dieser Angelegenheit eingesehen hat; aber wenn er jetzt sein Urtheil zurücknahm, mußte er davon offenbar die schlimmste Einwirkung auf den zukünftigen Gang der Justizverwaltung erwarten; wieder stand ihm, wie so oft, das Gesammtinteresse des Staates höher als das des Einzelnen, und da er ohne Schädigung des Gesammtinteresses den verurtheilten Räthen nicht glaubte Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als das Wohl des Einzelnen dem des Staates zum Opfer zu bringen.

Minister von Carmer und das preußische Landrecht. Zum Nachfolger des abgesetzten Großkanzlers erwählte der König den bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer, der von ihm im April 1780 den Auftrag erhielt, ein neues Gesetzbuch, und zwar in deutscher Sprache, und auch eine neue Prozeßordnung auszuarbeiten. Letztere kam verhältnißmäßig rasch zu Stande, wurde aber noch einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen, nach welcher sie als „Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten" erst im Jahre 1794 zur allgemeinen Geltung gelangte. Für die Bearbeitung des Gesetzbuches selbst zog der neue Großkanzler u. A. vier Hauptarbeiter heran, die Räthe Baumgarten, Pachaly, Volkmar und insbesondere Suarez, der bald die Seele der ganzen Thätigkeit wurde. Der aus ihrer Redaktion hervorgegangene „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" erschien in sechs Abtheilungen, während der Jahre 1784 bis 1788; derselbe wurde, unter Aussetzung von goldenen Preismedaillen, der Oeffentlichkeit zur Begutachtung überliefert. Das infolge zahlreicher Beurtheilungen, die fast dreißig Bände der Materialien füllen, neu redigirte Gesetzbuch wurde dann auf Vorstellung des schlesischen Justizministers von Danckelmann einer nochmaligen Revision, unter Zuziehung des Justizministers von Goldbeck, unterworfen und trat schließlich als „Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten" mit dem 1. Juni 1794, also erst nach dem Tode des königlichen Urhebers, in volle Gesetzeskraft. Es hat mithin der große König die Vollendung des Gesetzbuches nicht mehr erlebt, aber auch dieses von ihm veranlaßte und von seinem Geiste durchdrungene Werk trug dazu bei, seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern.



Sanssouci bei Potsdam.

Geistiger Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen.

Neue Bauthätigkeit. — Wie in vielen anderen Dingen, unterschied sich Friedrich der Große auch darin von seinem Vater, daß er die Kunst eifrig pflegte, während Friedrich Wilhelm, obwol selbst ein wenig Maler, sich darauf beschränkt hatte, das Nützliche und Nothwendige zu fördern. Zu den Künsten, denen der König sein ganz besonderes Interesse widmete, gehörte die Baukunst. Und nun war ihm das Glück darin hold, daß es ihm einen berufenen Baumeister sandte, der, wenn auch nicht so bedeutend wie Schlüter, doch von dem Geiste dieses großen Meisters beseelt und dadurch befähigt war, Bedeutendes auf seinem Gebiete zu leisten. Es war dies Wenzeslaus von Knobelsdorff, ein Lausitzer von Geburt, der, anfänglich dem Militärstande sich widmend, als Kapitän seinen Abschied aus dem Heere genommen hatte, um sich ganz der Kunst, für die er erglüht war, hingeben zu können. Schon als Kronprinz war Friedrich auf ihn aufmerksam geworden, und nachdem ihm Knobelsdorff in Ruppin jenes bekannte Lusthaus erbaut hatte, wandte Friedrich ihm die Mittel zu, eine Studienreise nach Italien ausführen zu können. Als Knobelsdorff zurückkehrte, wurde ihm von Friedrich, der sich damals in Rheinsberg befand, sogleich der Ausbau des Rheinsberger Schlosses und die Einrichtung der zugehörigen Gartenanlagen übertragen. Da Knobelsdorff nicht nur als Architekt, sondern auch als Landschaftsmaler bedeutend war, führte er die ihm gewordenen Aufträge zur vollen Zufriedenheit aller Urtheilsfähigen aus. Kaum zur Regierung gelangt, ernannte Friedrich den trefflichen Künstler zum Direktor aller königlichen Bauten und gab ihm Gelegenheit zu vielfacher Bethätigung seiner Kunst. Zunächst übertrug er ihm den Bau eines neuen Schloßflügels am Schlosse Monbijou und an dem in Charlottenburg und ertheilte ihm gleichzeitig den Auftrag, den Thiergarten in einen Park umzugestalten. Wie schon sein Name besagt, hatte dieser eingehegte Wald bisher, namentlich unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., des leidenschaftlichen Weidmannes, ausschließlich zu Jagdzwecken gedient. Jetzt wurden auf Friedrich's Befehl die alten, häßlichen Plankenzäune weggerissen, bequeme Wege wurden durch den Park gelegt, und bald war der umgestaltete Thiergarten der Berliner beliebtester Erholungsort, für deren leibliche Erquickung nach ermüdendem Spaziergang durch Anlegung der sogenannten „Zelte" an der Spreeseite gesorgt wurde. Diese Zelte waren Anfangs

wirklich das, was ihr Name besagt; erst später machten sie den jetzt dort stehenden festeren Bauwerken Platz. Auch Schmuckanlagen wurden innerhalb des Thiergartens vielfach hergerichtet, so unter anderen der sogenannte „große Stern", der damals noch durch eine Reihe von Statuen geziert wurde. Im Volke hießen diese allerdings nicht gerade sehr kunstvollen Bildwerke allgemein „die Puppen", und die jedem Berliner und wol auch jedem Märker geläufige Redensart: „bis in die Puppen" — soll darauf zurückzuführen sein.

Allein diese eben erwähnten und einige andere Arbeiten waren nur Nebenwerke Knobelsdorff's. Das Hauptwerk, mit dem er sich zu beschäftigen hatte, war der Bau des Opernhauses. Ueber dieses, das im Jahre 1743 vollendet dastand, urtheilt der Kunstschriftsteller A. Woltmann: „Dieses Gebäude war der Triumph einer edleren und einfacheren Kunstrichtung über den tändelnden Zeitgeschmack. „Fridericus Rex Apollini et Musis" — die Inschrift an der Hauptfront, offenbart die Idee, welche hierbei den König und seinen Architekten geleitet hatte. Einen Apollotempel wollten sie schaffen. In der länglichen Form eines antiken Tempels, eine Schmalseite nach vorn gerichtet, dehnt sich das Bauwerk aus. Eine noble Schlichtheit ging in der Gliederung des Aeußeren durch, klassische Formen waren festgehalten. Einen reicheren Ausdruck gewann nur die schmale Stirnseite, vor der sich ein freistehender Portikus korinthischer Säulen erhob, eine Anlage, von welcher Deutschland damals noch kein Beispiel besaß. Die Plastik schmückte den Bau mit Reliefs in den Giebelfeldern, mit Statuen in den Nischen und in den Balustraden." — Friedrich, der selbst während des ersten Schlesischen Krieges in Bezug auf den Fortgang des Baues mit Knobelsdorff in brieflichem Verkehr gestanden hatte, nannte das Opernhaus einen Zauberpalast. Die Bühne desselben ward außer für die Zwecke der Bühnenkunst auch in anderer Art ein bedeutungsvoller Ort. Von derselben herab wurden den Berlinern Friedrich's Siege, die er im zweiten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege erfochten hatte, verkündet. Ueber den gerade einhundert Jahre nach seiner Vollendung (1843) erfolgten Brand des schönen Gebäudes und seinen Wiederaufbau werden wir später zu reden haben. Hier sei nur bemerkt, daß bei dem Neubau die Grundformen des älteren Gebäudes im Wesentlichen beibehalten worden sind.

Knobelsdorff ward vom Könige auch mit dem Ausbau und der Verschönerung des Potsdamer Schlosses beauftragt. Außerdem erinnern in Potsdam die Anlagen des Parks von Sanssouci, die Neptungrotte daselbst, der Obelisk vor dem Eingange und die Säulengruppe am Gitterthore an das Schaffen dieses Künstlers. Auch noch eines Gebäudes in Berlin, welches Knobelsdorff's Namen verherrlicht, haben wir zu gedenken. Das daselbst von Boumann aufgeführte Palais des Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, wurde nach einem von Knobelsdorff hinterlassenen Plane erbaut.

Einem Lieblingswunsche des Königs gemäß ward der Park von Sanssouci durch Fontänen verschönert. Das Reservoir wurde auf dem hinter dem Schloß Sanssouci sich erhebenden Höhneberg (jetzt Ruinenberg), das Hauptbassin am Fuße der Terrasse angelegt und mit den noch jetzt vorhandenen Statuen umstellt, deren einige Geschenke Ludwig's XV. von Frankreich sind. Auf dem Gipfel des Höhneberges erhob sich bald eine von Knobelsdorff ausgeführte künstliche Ruine. Der Berg an der Vorderseite erhielt einen köstlichen Schmuck durch einige dorische Säulen, unter welchen eine umgestürzte sich anlehnt. Die künstlichen Ruinen sind heute wirkliche Ruinen und gewähren einen reizenden Anblick. — Nachdem alles dies zur Verschönerung des Platzes ausgeführt war, blieb noch die Hauptsache: Das Hinauftreiben des Wassers in das Reservoir. Dies zu Stande zu bringen, hatte sich ein holländischer „Fontänenmacher", Namens Heinze, anheischig gemacht. Doch wollte er, da es sich, wie er äußerte, um eine wichtige Erfindung handelte, nur dem Könige dieselbe verrathen. Diesem sagte er nun, daß er sich als Triebkraft des Dampfes von kochendem Wasser zu bedienen beabsichtige. Der König erklärte, Wasserdampf als bewegende Kraft benutzen zu wollen, sei ein lächerlicher Einfall, mit solch blauem Dunst solle man ihm nicht kommen, er

möge sich auf Besseres besinnen. Nun wurde von Heinze und Boumann der Versuch gemacht, durch Windmühlen das Wasser auf die zu 150 Fuß ansteigende Anhöhe hinaufzutreiben. Das Wasser stieg nur bis zur Hälfte derselben empor, denn die hölzernen Röhren, deren man sich bediente, platzten. Man erschöpfte sich auch noch im Verlaufe der nächsten Jahre in Versuchen, das Reservoir zu füllen, aber alle aufgewendete Mühe war vergebens, der König mußte schließlich seinem Lieblingsplane entsagen. — Ein Jahrhundert später (unter Friedrich Wilhelm IV.) wurde die Frage, wie das Wasser auf den Ruinenberg zu schaffen sei, in kurzer Zeit gelöst, und zwar indem man den von Friedrich abgewiesenen „blauen Dunst", den Dampf des kochenden Wassers, als bewegende Kraft zur Geltung kommen ließ.

Zu beklagen ist es, daß der König schon längere Zeit vor dem Tode Knobelsdorff's die Ausführung wichtiger Bauwerke anderen Meistern übertrug, unter denen nur einer, Gontard, Hervorragendes leistete, ohne indeß Knobelsdorff zu erreichen. Der Grund dafür war eine Mißstimmung, die zwischen dem Könige und Knobelsdorff Platz gegriffen hatte, weil Letzterer bei Vorlegung von neuen Bauplänen des Königs nicht anstand, sobald Bedenken in ihm auf stiegen, dieselben freimüthig zu äußern, auch seinen Mißmuth nicht verbarg, wenn der König, was häufig geschah, bei der Ausführung bereits beschlossener Bauten ihn daran hinderte, streng und ausschließlich nach eigenem Ermessen zu verfahren. Der König glaubte bei seinem großen Interesse für das Bauwesen eben auch Bauverständiger zu sein, und da er, befangen in seinen Ansichten, der großen Ueberlegenheit Knobelsdorff's auf diesem Kunstgebiete sich nicht wol bewußt wurde. Da er überdies, wie in der Regel so auch hier, seinen Herrscherwillen durchsetzen wollte, so mußte der weniger fügsame Knobelsdorff Männern weichen, denen echter Künstler- und Mannesstolz weniger eigen war, und die sich leichter darein fanden, bei der Ausführung von Bauwerken auch nach anderer Leute Köpfen zu arbeiten.

W. von Knobelsdorff.

Der erwähnte Architekt Boumann der Aeltere (so genannt zum Unterschiede von seinem späterhin noch zu erwähnenden Sohne) baute nach Abbruch des alten auf dem Schloßplatze stehenden Domes (siehe Band I. S. 625) in dem an der Spree gelegenen Theile des Lustgartens den neuen Dom, sodann nach einer Zeichnung des Königs, dem dabei eine berühmte italienische Kirche, die Maria rotunda, als Muster diente, die katholische Hedwigskirche. Der König hatte auf die Vorstellung der katholischen Gemeinde Berlins zum Bau dieser Kirche „so groß als die Katholiken sie nur immer haben wollten, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken u. s. w.", ohne Vorbehalt seine Einwilligung gegeben; in Berlin, in Deutschland, in allen katholischen Ländern Europa's wurden freiwillige Beiträge gesammelt, der König selbst überließ der Gemeinde den Bauplatz und das nöthige Baumaterial unentgeltlich, und so wurde, nach längerer Unterbrechung durch den dritten Schlesischen Krieg, die 1747 begonnene Kirche im Jahre 1773 vollendet.

Unmittelbar nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges ließ Friedrich II. hinter dem Garten von Sanssouci das Neue Palais aufführen und gab zu diesem Prachtbau gewaltige Summen mit einer Freigebigkeit her, die bei der sonstigen Sparsamkeit des Monarchen doppelt in Erstaunen setzt. Zwei Gründe ganz verschiedener Art waren es, die ihn dazu veranlaßten. Einmal leitete den König die Absicht, einer größeren Zahl von Leuten einen gerade nach den Leiden des Krieges doppelt wünschenswerthen, sicheren

Verdienst zuzuwenden; fürs Andere wollte er seinen Feinden, die erschöpft das Schwert aus der Hand gelegt hatten, den thatsächlichen Beweis liefern, daß sein Staat durchaus noch nicht gänzlich erlahmt sei, wie man glaubte. Die Ausführung des Baues war den Baumeistern Gontard, Küring und Manger übertragen worden. — Der Erstgenannte, welcher oben schon als der nächst Knobelsdorff bedeutendste Architekt in Berlin bezeichnet wurde, ist auch der Erbauer der beiden imposanten Kuppelthürme auf dem Gensdarmenmarkt. Die daselbst stehenden Stallgebäude für die Pferde der Gensdarmen, von denen der Platz noch heute seinen Namen führt, wurden abgebrochen, der Platz und seine Umgebung nach Möglichkeit verschönert und im Norden und Süden desselben zwei durchaus gleich gebaute Kirchen, die eine für die französische, die andere für die deutsche Gemeinde der Friedrichstadt, errichtet. Das Urtheil von Alfred Woltmann über die beiden Thürme, die freilich in ihrer reichen Ausschückung mit den überaus einfachen Kirchengebäuden in einem seltsamen Mißverhältniß stehen, lautet: „Der Aufbau des Ganzen ist ein bewunderungswürdiger Rhythmus; die Silhouette der Bauwerke, wenn sie sich in der Abenddämmerung als dunkle Massen vom Himmel abheben, ist überraschend.“ — Der Bau, der gleichfalls nach einem italienischen Vorbilde, der Santa Maria del popolo, ausgeführt wurde, ging nicht ohne Unfall von statten. Der König wünschte die Thürme, deren Grundstein 1780 gelegt wurde, noch vor seinem Ende vollendet zu sehen; er trieb deshalb unablässig zur Eile und veranlaßte dadurch die Baumeister zu Maßregeln, welche der Solidität des Baues Eintrag thaten. Die Folge war, daß am 28. Juli 1781 einer der Thürme einstürzte — glücklicherweise zur Nachtzeit und ohne ein Menschenleben zu gefährden — so daß der Bau von Neuem begonnen werden mußte. Der Wunsch des Königs wurde gleichwol erfüllt: im Jahre 1785 waren beide Thürme vollendet. Zwischen beiden Kirchen stand schon damals — wie noch heute, freilich in wesentlich veränderter Gestalt — das königliche Schauspielhaus oder, wie man es damals nannte, das französische Komödienhaus; es war im Jahre 1774 durch den älteren Boumann erbaut worden.

Fast so tüchtig wie Gontard war der Architekt Unger. Er entwarf nach Angabe des Königs den Plan zur königlichen Bibliothek, deren Bau der jüngere Boumann leitete. Erzählt wird, der König habe dem Baumeister aufgegeben, die Bibliothek nach der Form einer Rococo-Kommode zu bauen; für Den, der beim Anblick des Gebäudes an diesen treffenden Scherz denkt, verfehlt derselbe seine Wirkung nicht.

Im Jahre 1743 brannte der königliche Stall unter den Linden ab, dessen obere Räume, wie bereits erwähnt wurde, für die Zwecke der Kunstakademie und der Akademie der Wissenschaften gedient hatten. Der ältere Boumann wurde vom Könige mit dem Wiederaufbau des Gebäudes beauftragt, das nun zwar den Namen „Akademiegebäude“ erhielt, aber merkwürdigerweise wiederum die Geschäftsräume der Akademie und verschiedene königliche Stallgebäude und dergl. in sich vereinigte. Ein akademischer Witzbold ließ sich später diesen Umstand nicht entgehen und gab dem Gebäude die etwas beißende, aber zutreffende Inschrift: „Musis et mulis“ — „den Musen und den Mauleseln“.

Von größeren Gebäuden, die Friedrich weiterhin errichten ließ, sind noch zu nennen das Invalidenhaus, das Kadettenhaus und das Armenhaus. Längere Zeit hatte das Schlächtergewerkshaus auf dem heutigen Belle-Alliance-Platz zur Aufnahme obdachloser Armen gedient. Dem Ochsenkopf, welcher als Wahrzeichen des Schlächtergewerks über dem Eingang angebracht war, verdankte das Haus seinen Spitznamen, der später auch auf das von Friedrich erbaute neue Armenhaus auf dem Alexanderplatz überging, das allgemein bis in die neueste Zeit „der Ochsenkopf“ genannt wurde. — Auf Seite 74 ist berichtet worden, daß Friedrich I. in der Gegend der jetzigen Neuen Friedrichstraße einen großen Hetzgarten anlegen ließ; sein Nachfolger, der sparsame König Friedrich Wilhelm I., wies den Platz zur Erbauung von Wohnungen an, welche den Kadetten und ihren militärischen Lehrern für die Zukunft ein Unterkommen bieten sollten.

Als das alte Kadettenhaus, das in der Klosterstraße stand, bei dem Brande des Proviant-hauses sehr gelitten (1712), überwies Friedrich Wilhelm den Hetzgarten saumt seinen Gebäuden zu gleichen Zwecken; er ließ mancherlei Veränderungen anbringen und überdem Wohnungen für die Oberoffiziere bauen, „so daß nunmehr das ganze Corps darin wohnet und gespeiset wird."

Das Neue Palais zu Potsdam.

Diese Gebäude wurden unter Friedrich II. abgetragen und an Stelle derselben ein großer Bau für die Kadetten und ihre militärischen Lehrer errichtet. Die noch vorhandenen Thiere, für deren Fütterung und Unterhalt alljährlich die beträchtliche Summe von 1000 Thalern ausgesetzt war, wurden auf Befehl des Königs als „unnütze Kostgänger"

theils getödtet, theils auch an geeigneten Orten in Freiheit gesetzt und die dadurch ersparte Summe den Armen Berlins überwiesen. — Es sei hier nur noch bemerkt, daß jenes Gebäude in neuester Zeit den erweiterten militärischen Anforderungen nicht mehr entsprach, und daß für die Kadetten in dem zwischen Berlin und Potsdam gelegenen Dorfe Lichterfelde ein viel zweckmäßigeres und umfangreicheres Gebäude errichtet worden ist.

Wir schließen den Abschnitt mit der Schilderung eines Vorganges, der uns noch einmal den trefflichen Knobelsdorff in seiner Stellung dem Könige gegenüber vorführt. Beide tüchtige Männer, die einander so nahe gestanden hatten, waren, wie oben erzählt wurde, aus einander gekommen. Nach einiger Zeit trug der König Verlangen, den alten Freund wiederzusehen, und er ließ deshalb von Potsdam aus eine Einladung zur Tafel an ihn gelangen. Kaum war Knobelsdorff in Sanssouci eingetreten und freundlich bewillkommnet worden, so richtete der König die Frage an ihn, wie ihm das Berliner Thor in Potsdam gefalle. Es war dies ein nach des Königs Angaben von Boumann ausgeführter Bau. Als Knobelsdorff nun that, als habe er die Frage nicht gehört, sagte der König: „Das hat der dumme Boumann gemacht!“ Darauf erwiederte Knobelsdorff mit aller Ruhe: „Das muß wol die Ursache sein, daß ich es nicht bemerkt habe.“ Empört über eine solche Antwort, sagte der König zu Knobelsdorff, er möge nur wieder nach Berlin gehen, und wandte ihm den Rücken. Augenblicklich entfernte sich Knobelsdorff, nahm Extrapost und fuhr ab. Als es bald darauf zu Tische ging und der König bemerkte, daß Knobelsdorff fehlte, sandte er ihm einen reitenden Jäger nach, der ihn auf der Hälfte des Weges nach Berlin einholte, aber von ihm mit den Worten abgefertigt wurde: „Mir hat der König selbst befohlen, nach Berlin zu gehen, und ich weiß zu gut, daß ich seinen und nicht eines Feldjägers Befehl zu befolgen habe.“ — Das war viel gewagt einem Friedrich gegenüber, dieser aber schwieg über den Vorgang. Daß er den großen Künstler und tüchtigen Mann, den er seitdem nicht wiedersah, trotz Alledem ehrte, bewies er durch die warme Lobrede, die er nach dem Tode Knobelsdorff's im Jahre 1753 diesem in der Akademie hielt, und in der er sagte: „Knobelsdorff's Charakter war von einer Reinheit und Rechtlichkeit, die ihm allgemeine Achtung erwarben. Er liebte die Wahrheit und gab sich dem Glauben hin, sie verletze Keinen. Gefälliges Wesen war ihm unbequem, er floh Alles, was seine Freiheit einzuschränken schien. Eher ließ er sich aufsuchen, als daß er sich anbot, und nie verwechselte er Wetteifer und Neid.“

Beginn der neuen klassischen Literaturperiode im XVIII. Jahrhundert.

Langsam und allmählich hatte Deutschland, vor Allem das protestantische Deutschland, nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die Kulturarbeit wieder aufgenommen, mit welcher es in der Reformation den Anfang gemacht hatte, und in der es eben durch jenen Krieg so nachhaltig und verhängnisvoll gehemmt worden war. Zwei hohe und erhabene Ziele galt es zu erreichen: das wissenschaftliche Denken und Streben sollte sich dem kirchlichen Dogma gegenüber freie Bahn erringen, und das künstlerische Schaffen von der fast sklavischen Nachahmung romanisch-französischer Vorbilder sich unabhängig machen; eine selbständige deutsche Kunst sollte sich als Wettbewerberin um den Preis des Sieges neben die bisher unbestritten herrschende romanisch-französische Kunst stellen.

Unendlich langsam ging in der ersten Zeit diese Entwicklung von statten. Das deutsche Volk war durch die entsetzlichen Verheerungen dreier sich folgender Kriegsperioden materiell so tief gesunken, daß es fast eines Jahrhunderts angestrengtester Arbeit bedurfte, um die tiefen Schäden zunächst auf diesem Gebiete zu heilen und bessere Zustände herbeizuführen. In der ausschließlichen Sorge um des Leibes Nothdurft und Nahrung hatte unser Volk nahezu ein Jahrhundert lang kaum Zeit, an die Pflege geistigen Lebens zu denken. Die natürliche Folge davon war, daß, als das Bedürfniß auch nach geistiger Nahrung in Deutschland sich wieder fühlbar machte, Befriedigung an den literarischen Schätzen des Auslandes und namentlich Frankreichs suchte und suchen mußte. Dort hatte sich unter einer allerdings verderblichen, aber glanzvollen Regierung eine Literatur und eine Kunstthätigkeit ausgebildet, die in ihrer Art Großes geleistet hatten; namentlich war in äußerer Formvollendung das Höchste erreicht worden, und diese Schönheit der Form ließ über den Mangel an tieferem geistigen Inhalte hinwegsehen, der selbst bei den Werken eines Racine und Molière vielfach zu Tage tritt. Hier suchte und fand nun die gebildete Welt bei

dem Mangel einer eigenen nationalen Literatur und Kunst die erste Befriedigung seines geistigen Bedürfnisses, aber es ging dabei, seinem eigenartigen Charakter gemäß, in der Bewunderung und Verehrung des Fremdländischen zu weit. Dasselbe hätte der Natur der Sache nach nur ein augenblicklicher Nothbehelf sein dürfen, es hätte hervorragende deutsche Geister zu selbständigem Schaffen auf nationalem Gebiet anfeuern sollen, aber das geschah, zum Theil allerdings infolge unglückseliger politischer Verhältnisse in unserem Vaterlande, eben nicht: das Fremde wurde vielmehr, so wenig es auch dem deutschen Geiste entsprechen mochte, Richtschnur und Regel für die vaterländischen Dichter und Künstler; nur in der sklavischen Nachahmung desselben sah man das höchste Ziel künstlerischen und literarischen Schaffens. Anderthalb Jahrhunderte lang lebte Deutschland in dieser lähmenden Abhängigkeit vom Auslande, und namentlich von Frankreich, welch letzteres seinen bestimmenden Einfluß zudem über das Gebiet der Literatur und Kunst hinaus erweiterte und fast auf allen anderen Gebieten für Deutschland noch Muster und Vorbild abgab.

Gotthold Ephraim Lessing.

Die verderblichen Einwirkungen dieser Abhängigkeit im Einzelnen wahrzunehmen, hat der aufmerksame Leser an mehr als einer Stelle unseres Buches Gelegenheit gehabt.

Erst mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam der deutsche Geist in Schriftthum und Kunst wieder entschiedener zum Durchbruch und wußte sich trotz scheinbar unübersteiglicher Hindernisse allmählich der unbedingten Bewunderung des Franzosenthums gegenüber Geltung und Anerkennung zu verschaffen, bis dann um die Mitte des Jahrhunderts deutsche Kunst und deutsches Wissen jene Siegeslaufbahn betrat, die uns gegen das Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu einer klassischen Periode führte, wie sie schöner und herrlicher kaum jemals ein Volk hatte. Es kann, da wir hier auf Literatur- oder Kunstgeschichte nicht näher eingehen können, natürlich nicht der Zweck dieser Zeilen sein, diese Bewegung in all ihren Einzelheiten zu verfolgen oder aller der Männer zu gedenken, die, Jeder an seinem Theil und nach seinen Kräften, an dem großen Werke der geistigen Befreiung Deutschlands mitgearbeitet haben. Nur die Grundzüge jener Bewegung zu schildern, kann uns hier gestattet sein; zunächst auf die beiden Vorkämpfer der großen Bewegung wollen wir deshalb unsere Leser hinlenken. Diese beiden Geistesheroen — der Leser kennt sie — sind Lessing und Winckelmann, Letzterer auf dem Gebiete der Kunstforschung und Alterthumskunde, Ersterer auf dem Gebiete der nationalen Literatur.

„Mitten durch die Zeit, welche in ihrem Schoße eine neue Epoche trug", sagt Otto von Leixner in seiner „Deutschen Literatur-Geschichte"*) „schreitet eine Gestalt dahin,

*) Wir verweisen hier auf ein in Geist, Anlage und künstlerischer Durchführung vortreffliches und zugleich echt volksthümliches Werk hin: „Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule und Haus." Von Otto von Leixner.

in der sich Alles, was der deutsche Geist jener Tage an stolzer Männlichkeit besaß, zu vereinigen scheint. Es ist Lessing. Größere Dichter hat unser Volk besessen — keinen geistesgewaltigeren Mann, keinen, welcher so heldenhaft für Das gestritten, was er einmal als wahr erkannt hatte. — Unbeirrt von den um ihn brandenden Wogen erregter Meinungen und wechselnder Stimmungen, schritt er, trotz aller Genossen, doch einsam seinen Weg dahin; noch ein Jüngling, riß er sich von den alten Anschauungen los, leuchtete mit der Fackel seiner Kritik in dunkle Gebiete und kämpfte um die höchsten Güter seines Volkes, wo immer sie angegriffen wurden. Ein zweiter Friedrich, lieferte er den Franzosen auf ästhetischem Gebiete Schlachten, welche den falschen Wahn der Mustergiltigkeit ihrer Leistungen zerstörten. So brach er eine starke und hemmende Fessel. Niemals hat ihn ein persönlicher Vortheil bewegen können, das Recht der freien, rücksichtslosen Forschung aufzugeben, oder sich blind einer Autorität zu unterwerfen; nach nichts Anderem hat er unablässig gestrebt, als nach Wahrheit und Erkenntniß, so weit dieselben von dem menschlichen Geschlechte zu erreichen sind. — In den letzten Werken seines Lebens steht Lessing als Prophet auf dem Berge und blickt in ein fernes Menschheitsparadies. . . . Uns, dem Geschlechte der Urenkel, soll er als bleibendes Vorbild der Selbsterziehung im Geiste der einen ewigen Gottheit gelten; so wird er noch in späten Tagen zu seinem Volke sprechen."

Winckelmann's Denkmal in Stendal.

Hören wir nun noch die treffliche Schilderung, welche Johann Scherr in kurzen, kräftigen Zügen hinsichtlich der Ergebnisse der Thätigkeit Lessing's entwirft.

„Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), aus Kamenz in der Oberlausitz, hat mittels seiner unvergleichlichen Kritik den deutschen Geist sich selbst wiedergegeben, ihn zum Vollbewußtsein der eigenen Kraft und Würde gebracht. . . . Sein Patriotismus bestand nicht darin, daß er sich ein willkürliches Ideal von Deutschthum zusammenphantasirte, sondern darin, daß er die Schäden des deutschen Lebens bloßlegte und die Mittel zur Heilung derselben angab. Er wendete sich mit seiner genialen Kritik einerseits gegen die theologische Verkommenheit der Deutschen, andererseits gegen die ausländischen Geschmacksgötzen, vor deren Altären seine Zeitgenossen noch immer räucherten." Für seine Kernnatur ist bezeichnend sein stolzer Ausruf: „Man zeige mir ein Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte!" — Er gab uns in seinem „Laokoon" (1766) und in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—1768) Werke, welche man mit vollem Rechte die Verfassungsurkunden unserer ästhetischen Freiheit nennen könnte.

Mit dreihundert Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. v. Luttich, B. Mörlins, H. Vogel u. A. Vollendet in zwei Bänden oder 25—30 Lieferungen. Preis des Bandes 6½ ℳ Diese „Geschichte der deutschen Literatur", das Ergebniß ernster Studien, legt in erster Linie den Zusammenhang unseres Schriftthums mit dem sittlichen Leben und der nationalen Entwicklung unseres Volkes dar; sie zeigt weiterhin auf die Ursachen, welche Blüte und Niedergang eines Volkes bedingen. Das gedachte Buch bietet gewissermaßen eine Geschichte des deutschen Geisteslebens; es fesselt die Erwachsenen und Jüngeren, bereichert das Wissen, kräftigt das ethische Empfinden und mahnt zur Vaterlandsliebe.

Er schuf uns ein selbständiges Theater, in dem er die Schemen gallomanischer Konvenienz vor den nationalen Gestalten seiner preiswürdigen Komödie „Minna von Bornhelm“ und seiner nicht minder preiswürdigen Tragödie „Emilia Galotti“ erbleichen ließ. Immer auf der Wacht, stets schlagfertig, erhöhte er die Wirkung seines aufopfernden Muthes durch edelstes Maßhalten.... Ihn blendete kein Flitter, ihn täuschte kein Schein, ihn verwirrte keine Sophistik. Fest, unentweglich den Blick dem Lichte der Vernunft zugekehrt, schritt er vor, das giftige Gewürm der Finsterniß unter seinen Fersen zermalmend, nach allen Seiten hin das Gestrüppe des Wahnes niederschlagend, überall anregend, wegzeigend, mustergebend. Jene weltweite Gesinnung, welche „die Sache der Menschheit als die eigene betrachtet“, schwellte seine Brust und diktirte ihm am Ende seiner Laufbahn sein Schauspiel „Nathan der Weise“ (1779), voll wunderbarer Zukunftsahnung, unserem Auge die tröstliche Fernsicht in eine menschenwürdige Entwicklung der Menschheit aufthut.“

Wahrhaft überraschend waren die Wirkungen des thatkräftigen Eingreifens Lessing's. Er hatte die Deutschen aus ihrem langen Schlummer wachgerüttelt, er hatte ihnen unwiderleglich gezeigt, daß der deutsche Geist zu selbständigem Schaffen berufen, daß nur durch selbständiges Schaffen wahrhaft Großes zu erreichen sei — allüberall im deutschen Vaterlande fanden seine Worte den lebhaftesten Wiederhall. Man begann sich jetzt der schmachvollen Abhängigkeit vom Auslande zu schämen; befähigte Männer traten zu Vereinigungen und Bünden zusammen, in denen sie sich feierlich lossagten vom französischen Wesen und mit vereinten Kräften dem hohen Ziele, das ihnen Lessing vorgehalten hatte, nachzustreben sich gelobten. So entstand der sogenannte „Hainbund“, der von Johann Heinrich Voß, den beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, Ludwig Hölty, Martin Miller und Anderen in Göttingen geschlossen wurde, und zu welchem auch Leisewitz, Matthias Claudius und vor Allem Gottfried August Bürger in mehr oder weniger nahe Beziehungen traten. In dem „Sturm und Drang“, mit welchem man das erhabene Ziel zu erreichen strebte, entstand — wie hätte es auch anders sein können — neben manchem Guten gar Vieles, was heute im Volke verschollen und vergessen ist; gleich doch der deutsche Geist dem Vogel, der zum ersten Male den Versuch macht, sich selbständig in sein Element, den blauen Aether, zu erheben; nicht immer reichte die Kraft aus, nicht immer entsprach dem Wollen das Können. Aber gleichwol wurde Großes erreicht, das gesammte deutsche Volk wurde gewaltsam mit hineingerissen in den Strom der Begeisterung, der anfänglich nur einige Wenige ergriffen hatte, es wurde empfänglich gemacht für den reichen Segen der klassischen Literatur, den unsere Dichterfürsten Goethe und Schiller über das deutsche Vaterland auszuschütten sich eben anschickten.

Gleichzeitig mit einer Bewegung, zunächst auf wissenschaftlichem Gebiet, beginnt mit Lessing's Auftreten, das lange verloren gewesene Verständniß des antiken Geistes wieder aufzutauchen, auf Grund hervorgerufener Anschauungen welche in weiterer Fortentwicklung tiefeingreifenden Einfluß auf Geist und Phantasie ausgeübt haben. Der glänzendste Vertreter dieser Bewegung ist Johann Joachim Winckelmann, geboren zu Stendal am 9. Dezember 1717, als Sohn eines armen Schusters. — Ihm und Lessing verdanken die Meisterwerke der späteren Blüte nicht zum kleinsten Theile innere Klarheit und äußere Formvollendung. Auch Winckelmann gehört zu jenen Geisteshelden, die ungebeugt von Elend und Entbehrung, einem fernen Ideal entgegenschreiten, das in die dunklen Tage ihres Lebens seine tröstenden Strahlen wirft, bis die im Kampf gestählte Kraft das mit heißer Seele Ersehnte erreicht. Weniger schnell zu Tage tretend, aber nicht minder segensreich waren die Erfolge der Bemühungen Winckelmann's, auch auf dem Gebiete der Kunst den deutschen Geist vom Auslande unabhängig zu machen. Nur das Bewußtsein, etwas Großes geleistet zu haben, nur die Hoffnung, daß der von ihm gepflanzte Baum einst reiche Frucht bringen werde, konnte sein Lohn sein. Unablässig und aller bitteren Anfeindungen ungeachtet wies er seine Zeitgenossen auf das Alterthum als auf den einzigen

künstlerischen Urquell des Schaffens hin, forderte er sie auf, an den unvergänglichen Werken griechischer und römischer Kunst den Geschmack zu bilden und zu läutern, um dann, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in freier Verwerthung des Angeschauten auch auf vaterländischem Boden Großes zu schaffen. Die Früchte seines Strebens zu schauen, war Winckelmann nicht vergönnt und konnte ihm nicht vergönnt sein; denn mit der Bildung des Auges mußte die Bildung des Geistes Hand in Hand gehen, und erst als diese durch die klassische Periode unserer Literatur zur Thatsache geworden war, konnte auch in der deutschen Kunst, die sich seitdem zu so ungeahnter Höhe erhoben hat, der Aufschwung beginnen.

Der königliche Flötenspieler. Zeichnung von A. Menzel.

Die Blüte der Tonkunst. Auch auf anderen Gebieten der Kunst war in der gegenwärtigen Periode, also in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein großartiger Aufschwung eingetreten, so namentlich auf dem Gebiete der Tonkunst, der Musik. Von jeher war das deutsche Volk eines der musikalischsten Völker, daher ist auch kaum jemals in der Musik wie in den anderen Künsten ein wirklicher Stillstand eingetreten. Der Fortschritt war hier ein stetiger, unaufhaltsamer; aber während er bisher in langsamerem Tempo erfolgt war, traten jetzt in dem Zeitraum weniger Jahrzehnte eine Reihe von Meistern auf, welche die deutsche Musik zu unerreichter Höhe erhoben, die den Ruhm deutscher Tonkunst zu einem Weltruhm erweiterten.

Schon in der ersten Regierungszeit Friedrich's des Großen, der in der Musik, entgegen seinen sonstigen Neigungen, das deutsche Element vielfach seiner Beachtung werth hielt,

treten uns, als dem Könige nahestehend und von ihm vielfach begünstigt und gefördert, einzelne auf dem Gebiet der Tonkunst mit Auszeichnung zu nennende Männer entgegen. Friedrich's Lehrer im Flötenspiel, Quanz, war als Virtuose hervorragend, aber er hat auch als Komponist nicht ganz Unbedeutendes geleistet; das „Tedeum des von Friedrich hochgeschätzten K. Heinrich Graun (1701—1759) und desselben Komponisten Oratorium „Der Tod Jesu" werden, wenngleich etwas veraltet, als kirchliche Musikstücke noch heute in Ehren gehalten. — Aber schon hatten die Großmeister im Reiche der edlen Musika die Aufmerksamkeit der Welt auf ihre Schöpfungen gelenkt. Georg Friedr. Händel (1685—1759) hatte als Hofkapellmeister schon ganz England durch seine gewaltigen Oratorien und eine Menge anderer klassischen Kompositionen entzückt; gleich fruchtbar und noch gewaltiger zeigte sich in seinen Leistungen, vornehmlich auf dem Gebiete der Kirchenmusik, der unerreichbare Johann Sebastian Bach (1685—1750), den Friedrich der Große gern um sich gesehen und nach Berlin gezogen hätte, wenn der unvergeßliche „Kantor der Thomaskirche" sich so leicht von Leipzig hätte wegwenden mögen. — Dagegen gelang es dem König, dessen Sohn K. Philipp Emanuel Bach (1714—1788) für sich zu gewinnen (1740—1767); er war es vornehmlich, welcher an Quanz' Stelle den königlichen Flötenspieler später öfters accompagnirte.

Es ist uns nicht verstattet, bei den Tonmeistern jener Periode länger zu verweilen; es genüge zu erwähnen, daß Georg Benda bereits mit seiner „Ariadne" das Melodrama, Johann Adam Hiller das Liederspiel (die Operette) bei uns eingeführt hatte. Bald nachher schuf Jos. Haydn (1731—1809), der Altmeister im Gebiet der neueren Instrumentalmusik, seine anmuthvoll-heiteren Symphonien, Quartette, herrlichen Tongemälde: „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". Christoph von Gluck (1714—1787) wurde der Begründer eines edleren Stils in der dramatischen Musik. — Namen wie die eines Mozart (1756—1791) und Beethoven (1770—1821) braucht man nur zu nennen, um nicht nur in Deutschland, sondern allüberall in Jedem, der überhaupt für die Schönheit der Musik empfänglich ist die Erinnerung an die unvergänglichen Genüsse wachzurufen, den ihre Werke allezeit gewähren.

Wissenschaftliche Bestrebungen. Wenn somit die Regierungszeit Friedrich's des Großen für die Entwicklung und Entfaltung deutscher Poesie und deutscher Kunst eine überaus segensreiche gewesen ist, so war sie es nicht minder auch für die ernsteren Bestrebungen des schaffenden Menschengeistes, für die Wissenschaft. Auch hier hatte der König, der sich ja, wie schon erwähnt, selbst gern den „Philosophen auf dem Throne", den „Solon unter den Fürsten" nennen ließ, den ersten Anlaß zu regerer Thätigkeit gegeben. Allerdings stand Friedrich der vornehmlich deutschen Wissenschaft mit wenigen Ausnahmen eben so fern als der deutschen schönen Literatur, und oft genug erfuhren deutsche Gelehrte, wenn sie für ihre Bestrebungen die Unterstützung oder auch nur die Anerkennung des Königs suchten, herbe Zurückweisung. Bekannt ist das Schicksal des Dr. Bloch, der für sein großes Werk über die Fische Norddeutschlands den König zu interessiren suchte und auf seine Bemühungen den lakonischen Bescheid erhielt: das sei ein ganz müßiges und überflüssiges Werk, die vorkommenden Fische kenne ja jeder, dazu brauche man kein großes theures Buch. Nicht besser erging es einem Professor Myller in Berlin, der im Jahre 1782 dem Könige eine Sammlung altdeutscher Gedichte widmete und darauf folgende für uns interessante, aber für den Herrn Professor gewiß wenig erfreuliche Antwort erhielt:

„Hochgelehrter, lieber Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Säculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Berichtigung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich solches elende Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht

Euer sonst gnädiger König".

Wenn trotzdem oben gesagt wurde, daß Friedrich auch auf dem Gebiete der ernsten Wissenschaft den ersten Anstoß zu regerer Thätigkeit gegeben habe, so ist eben der wichtige Umstand in Betracht zu ziehen, daß durch das Beispiel des Königs das Interesse und die Freude an wissenschaftlicher Beschäftigung in weiteren Kreisen geweckt und verbreitet wurde, so daß die deutschen Gelehrten, wenn sie den wissenschaftlichen Inhalt nur einigermaßen fesselnd und in anmuthiger Form darzustellen verstanden, stets sicher waren, ein dankbares Publikum zu finden. Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, das Wirken jedes Einzelnen eingehend zu verfolgen, nur ein kurzer Umblick sei uns verstattet.

Moses Mendelssohn. Auf dem Gebiete der Philosophie war es vor Allen Moses Mendelssohn, der auf die gebildeten Kreise Berlins, den geistigen Mittelpunkt des Landes, den größten Einfluß ausübte. Als armer Trödeljunge, aber beseelt von außerordentlichem Wissensdrange, war er nach Berlin gekommen, wo es ihm durch seine unbeugsame Willenskraft nach unendlichen Mühen gelang, alle Vorurtheile, die sich ihm, dem Juden, entgegenstellten, siegreich niederzuwerfen. Bald wurde er mit Lessing bekannt und von diesem, der den umfassenden Geist des jungen Gelehrten vollauf zu würdigen wußte, in die wissenschaftlichen Kreise der Hauptstadt hineingezogen, wo er denn auch bald die Stellung einnahm, welche seinen Kenntnissen und Fähigkeiten gebührte. — Mendelssohn war, um einen gebräuchlichen Ausdruck zu benutzen, nicht eigentlich Gelehrter von Fach, er war Kaufmann; als solcher gelang es ihm durch eisernen Fleiß und vom Glück begünstigt, sich ein bedeutendes Vermögen und damit jene Selbständigkeit zu erwerben, wodurch sein Wirken zu einem doppelt gesegneten wurde. Das Mendelsohn'sche Haus bildete in späteren Jahren den Sammelpunkt der edelsten Geister, der besten Gesellschaft. Der Name des Philosophen glänzte als ein Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel Berlins, die Akademie wollte ihn sogar, entgegen allen Vorurtheilen der Zeit, als ihr Mitglied aufnehmen. Leider scheiterte dieses Vorhaben an dem Widerwillen Friedrich's des Großen gegen die Juden.

Friedrich II. und die Juden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es, zumal in Hinsicht auf die gerade jetzt mehr und mehr in den Vordergrund tretende „Judenfrage", für den Leser von Interesse sein, Einiges über die Stellung Friedrich's des Großen dem Judenthum gegenüber zu erfahren. Allerdings hielt derselbe an dem Grundsatze, daß in seinen Landen ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne, auch in Bezug auf den dem mosaischen Glauben angehörenden Theil seiner Unterthanen fest und ließ den Juden als Religionsgenossenschaft den gleichen Schutz angedeihen, wie jedem andern Bekenntniß; ihren Rabbinern stand der schiedsrichterliche Spruch in Ehe-, Erbschafts- und Vormundschaftssachen unbeschränkt zu. Ein königliches Cirkular vom Jahre 1775 suchte ihnen mehr Ansehen bei der Gemeinde zu verschaffen und im Jahre 1786 wurde der alte Judeneid durch einen für die Schwörenden weniger verletzenden ersetzt. — Aber der König vermochte einen gewissen persönlichen Widerwillen gegen die Juden nicht zu unterdrücken; dies, sowie seine Ueberzeugung, daß eine zu starke Vermehrung oder die völlige Emanzipation des jüdischen Elements die Landeswohlfahrt schädigen müsse, veranlaßte ihn, die schon von seinem Vorgänger Friedrich Wilhelm I. dagegen getroffenen Maßregeln nicht nur bestehen zu lassen, sondern dieselben noch vielfach zu verschärfen. Im Jahre 1750 schon trat das von Friedrich selbst sorgfältig durchgesehene „Revidirte Generalprivilegium und Reglement für die Judenschaft" in Kraft, in dessen Eingangsworten der König es als seine Absicht bezeichnet, daß „zwischen der Christen und der Juden Nahrung und Gewerbe eine billige Proportion gestiftet und insbesondere durch unzulässig erweiterten jüdischen Handel und Wandel keinem von beiden zu nahe geschehe." Als trotz dieses Reglements, das in 33 Artikeln den jüdischen Unterthanen den christlichen gegenüber bedeutende Beschränkungen auferlegte, die Juden zum Mißfallen des Königs in Preußen sich stetig vermehrten, erließ derselbe schon im folgenden Jahre (1751) ein Reskript: daß nur denjenigen ein Privilegium ertheilt werde, die neue Fabriken anlegen wollten. Und als auch dies ohne Erfolg

blieb, ging den Behörden im Jahre 1753 der direkte Befehl zu, „alle ersinnlichen Mittel anzuwenden, daß die Zahl der Judenköpfe nicht vermehrt werden möge."

Den angeführten folgten noch eine ganze Reihe weiterer Verordnungen, die im Wesentlichen sämmtlich den gleichen Zweck verfolgten, zwischen Christen und Juden eine „billige Provortion" herzustellen", eine allzustarke Vermehrung der Letzteren zu verhindern und der Aussaugung der christlichen Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, durch die Juden nach Möglichkeit Einhalt zu thun. Außerdem ließ Friedrich den bereits früher eingeführten „Leibzoll", d. h. die an den Zollstätten von „unvergleiteten" (nicht mit Schutz- oder Geleitsbriefen versehenen) Juden für die Erlaubniß zur Durchreise zu entrichtende Abgabe, welche 1769 in der Provinz Preußen für den jüdischen Kaufmann $3\frac{1}{2}$, für den Knecht $2\frac{1}{2}$ und für den Jungen $1\frac{1}{2}$ Thaler betrug, bestehen; ebenso dauerte das Recht einiger Städte, wie Magdeburg und Stettin, sich von Juden freihalten zu dürfen, fort.

Geschichtschreibung. In der geschilderten Periode war es neben der Philosophie die Geschichte und vornehmlich die vaterländische Geschichte, der man besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Und was hätte auch, nachdem das Vaterland unter der Regierung seines Heldenkönigs so hoch gestiegen war, näher liegen können? Mußte es nicht für jeden patriotischen Preußen ein besonderes Interesse gewähren, die jetzige Größe und Macht des Staates mit den kleinen Anfängen desselben zu vergleichen, sein allmähliches Wachsthum, seine allmähliche Entwicklung zu ungeahnter Macht und Größe in ihren einzelnen Perioden vor seinem Geiste vorüberziehen zu lassen? So entstanden eine große Reihe von Werken, die, mit unermüdlichem Fleiße und großer Sorgfalt gearbeitet, für die Geschichte unseres engeren Vaterlandes noch heute werthvoll und unentbehrlich sind, wenngleich unter der Einwirkung der Zeitumstände manche Unrichtigkeiten sich mit einschlichen und gar Vieles verborgen blieb, was erst die neuere Geschichtsforschung mit ihren ausgedehnteren Hülfsmitteln zu Tage gefördert hat. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Werke können wir nur wenige anführen; so Küster's „Geschichte des alten und neuen Berlin", Beckmann's „Historische Beschreibung der Mark Brandenburg", Möhsen's „Geschichte der Wissenschaft in der Mark" und endlich König's „Versuch einer historischen Schilderung von Berlin"; der Leser hat an mehreren Stellen dieses Buches Gelegenheit gehabt, durch kürzere oder längere diesen Werken entlehnte Abschnitte mit ihnen bekannt zu werden.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch eines Mannes aus jener Zeit zu gedenken, der allezeit unter den hervorragenden Geistern jener großen Tage mit Ehren genannt werden wird. Es ist dies der Buchhändler Chr. Frdr. Nicolai (1733—1811), der, selbst ein angesehener Schriftsteller und Gelehrter, der lebendige Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen in Berlin war. Mit allen bedeutenden Männern der Kunst und Wissenschaft in regem literarischen und geschäftlichen Verkehr, stand er allen jungen, aufstrebenden Talenten helfend und fördernd zur Seite und wirkte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften für Pflege edlen geistigen Lebens und für Aufklärung des Volkes.

Kein Zweiter hat auf die besten jugendlichen Geister, die sich zu regen begannen und von denen zum Theil schon Anerkennenswerthes zu Tage gefördert worden war, in so hohem Grade gewirkt, als Friedrich II. Bereits war ein zweiter Frühling für unsere Literatur angebrochen — doch, er, der früher schon sein Urtheil über die deutschen Schriftsteller abgeschlossen hatte, ahnte nichts von der begonnenen geistesfrischen Strömung. Er war, wie er selbst mehrfach geäußert hat, bereits zu alt geworden, als die besten Knospen im deutschen Dichterhain sich erschlossen. Zu ausschließlich hatte er sich in seiner Jugend in die formvollendete französische Literatur eingelebt; trotz alles Feuers, trotz aller Beweglichkeit vermochte sein Geist nach den aufreibenden Anstrengungen seines Lebens sich nicht mehr so vollständig umzuformen, um die tiefer liegenden Schönheiten der Werke eines Lessing, Klopstock, Goethe und Schiller zu erfassen und nach ihrem vollen Werthe zu schätzen. In einer von ihm mehrere Jahre vor seinem Tode verfaßten Abhandlung über

die deutsche Literatur findet sich die merkwürdige Stelle: „Da geht jetzt ein „Götz von Berlichingen“ in Berlin über die Bretter, eine erbärmliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Entzücken die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten. Die widerwärtigen Shakespeare'schen Komödien giebt man bei uns in deutschen Uebersetzungen, und das Publikum freut sich dieser lächerlichen Possen, die sich kaum für die Wilden in Kanada schicken würden. Und doch“ — so schließt jene Schrift — „werden wir unsere klassischen Schriftsteller haben; Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen; unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zu Gunsten unserer Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich sage es euch, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nie betreten.“

Dieses Vertrauen auf die Zukunft der deutschen Dichtung ist der Beweis, daß Friedrich kein Verächter des deutschen Geistes war, sondern ihn im Grunde seiner Seele schätzte.

Das Zeitungswesen. In das vorige Jahrhundert fällt, mit der allmählichen Bildung dessen, was man heutzutage öffentliche Meinung nennt, auch die Entwicklung des Zeitungswesens, welches gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu immer größerer Bedeutung gedieh. Zu Beginn desselben standen die Zeitungen jedoch im frühesten Stadium ihrer Entwicklung, noch in ihren Kinderschuhen. Die Zeitungspresse genoß nur da höheres Ansehen, wo sie, wie beispielsweise in den Niederlanden, Stütze und Schutz in einem freien Bürgerthum fand, oder sich, wie in England, infolge der freiheitlichen Fortschritte des Landes, rascher zu höherem Einfluß und zu allgemeinerer Anerkennung entfalten konnte.

Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein, wenn wir an dieser Stelle einige Blicke auf die Presse im Allgemeinen, ihre Entstehung und ihre allmähliche Entwicklung im Verlauf des vorigen Jahrhunderts werfen.

Aus unscheinbaren Anfängen hat sich das Zeitungswesen entwickelt, wie ja naturgemäß vor Erfindung der Buchdruckerkunst von einer Zeitung im eigentlichen Sinne kaum die Rede sein konnte. Zunächst war es das historische Volkslied, welches, von Mund zu Mund fortgepflanzt oder von fahrenden Sängern von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof getragen, das natürliche Bedürfniß des Menschen befriedigte, auch über das, was außerhalb seiner engeren Heimat in der Welt vorging, Kenntniß zu erhalten. Mit der Ausbildung festerer Formen für den Verkehr der einzelnen Staaten und Reiche unter einander traten dann zunächst an die Stelle des Liedes die „Relationen“ und Gesandtschaftsberichte der an den fremden Höfen angestellten Diplomaten, die, wie z. B. die venetianischen Gesandtschaftsberichte, noch heute eine werthvolle und kaum zu entbehrende Quelle für die Geschichte jener Zeit sind. Für das Lesebedürfniß der großen Masse des Volkes sorgte alsdann die Buchdruckerkunst durch die sogenannten „Fliegenden Blätter“, die im Zeitalter der großen Entdeckungen und namentlich in der stürmisch bewegten Periode der Reformation in großer Zahl gedruckt und vom Volke mit wahrer Gier gekauft und gelesen wurden. Anfangs in unregelmäßigen Zeiträumen und je nach dem Bedürfniß des Augenblickes erscheinend, bildeten sich diese Flugblätter bald zu mehr oder weniger regelmäßigen Zeitungen aus. Die wahrscheinlich älteste Zeitung dieser Art ist die „Gazetta di Venezia“, deren Ursprung auf das Jahr 1536 verlegt wird, zu welcher Zeit der gefürchtete Sultan Soliman die damals in ihrer Blüte stehende Republik Venedig mit Krieg überzog. Natürlich nahm der ganze Staat und überhaupt ganz Italien lebhaftes Interesse an dem Verlauf dieses Krieges, und da die Privatmittheilungen nicht genügten, um die eingehenden Nachrichten schnell und allseitig im Volke zu verbreiten, so wurden dieselben zusammengestellt und als fliegende Blätter in großer Menge gedruckt.

Der Preis eines solchen Blattes war eine Gazetta, eine kleine italienische Münze; daher rührt der noch heute bei allen romanischen Völkern und auch bei den Engländern gebräuchliche Ausdruck „Gazetta“ oder „Gazette“ zur Bezeichnung der Neuigkeitsblätter oder Zeitungen her.

Kaum hatte sich indessen auf solche Weise ein geregeltes Zeitungswesen entwickelt, als dasselbe auch infolge mehrfachen Mißbrauchs Verdruß bei den regierenden Häuptern, geistlichen und weltlichen, erregte; alsbald wurde durch scharfe Verordnungen die freie Meinungsäußerung beschränkt oder ganz unterdrückt. Es entstand (vgl. I. S. 338) die Einrichtung der „Censur“, die dann Jahrhunderte lang auf der öffentlichen Meinung schwer gelastet hat und erst im neunzehnten Jahrhundert, meist nach schweren Kämpfen zu Gunsten der Preßfreiheit, verschwunden ist. — An vereinzelten Versuchen aufgeklärter Fürsten, diesen Geistesdruck abzuschaffen, hat es zu keiner Zeit gefehlt; aber es blieb eben beim Versuch, und die bald nach Einführung der Preßfreiheit immer wieder aufkeimenden unausbleiblichen Mißbräuche und Uebergriffe führten alsbald wieder zu ihrer Beseitigung. Trotz aller Beschränkung, trotz der tiefen Mißachtung, mit welcher man im vorigen Jahrhundert mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die Zeitungsschreiber behandelte, entstanden doch, ein Zeugniß für das unabweisbare Bedürfniß, eine große Zahl von Zeitungen, die sich zum Theil sogar schon aus dem siebzehnten Jahrhundert herschreiben, in einigen Fällen noch heute fortbestehen und sich eines guten Rufs erfreuen. Ueber das Berliner Zeitungswesen wird der Leser alsbald etwas Weiteres erfahren; hier möge zuerst einiger der hervorragendsten anderen deutschen Zeitungen Erwähnung gethan werden.

Von den noch heute in Deutschland bestehenden Zeitungen führen sieben ihre Entstehung in das siebzehnte Jahrhundert zurück: das „Frankfurter Journal“ 1618, die „Magdeburger Zeitung“ 1628, die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ 1640, die „Jenaische Zeitung“ 1674 und die „Gothaische Zeitung“ 1691. Die gleichfalls vom zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts datirende „Kölnische Zeitung“, welche jüngst (1880) ihr zweihundertsechzigjähriges Geburtsfest feiern konnte, und welche 1620 schon in allen Theilen der Niederlande bekannt geworden war, verdient als bedeutendste Zeitung Deutschlands besondere Erwähnung. — Außer Köln, Straßburg, Magdeburg, Königsberg ꝛc. hatten aber auch Wien schon seit 1610, Nürnberg, wenn nicht früher, doch gewiß seit 1620, Augsburg und München seit 1627, Hamburg seit 1628 zeitungsähnliche „Nachrichten“ oder „Bulletins“. — Der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begründete „Hamburgische Correspondent“ war lange Zeit und hauptsächlich im vorigen Jahrhundert die wichtigste und gelesenste Zeitung nicht nur Deutschlands, sondern Europa's; für die meisten anderen in- und ausländischen Organe der öffentlichen Meinung ward dieses Blatt die wichtigste Quelle, da dasselbe schon damals eigene Korrespondenten in überseeischen und außerdeutschen Plätzen hielt, ein Vorzug, dessen sich die übrigen Zeitungen nicht rühmen konnten. Am 2. Januar dieses Jahres (1880) hat der „Hamburgische Correspondent“ sein einhundertfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Der betreffenden Nummer war für die Leser ein genauer Abdruck der Nummer vom 2. Januar 1790 im damals gebräuchlichen Format und in damaliger Ausstattung beigelegt, die den Unterschied des Sonst und Jetzt auf dem Gebiete des Zeitungswesens so recht klar hervortreten läßt.

Das, was heute unsere Presse interessant macht, das eigene Urtheil und die Vertretung der öffentlichen Meinung, durfte man von Zeitungen des vorigen Jahrhunderts nicht erwarten, zumal in Preußen, wo die oben genannten Bulletins unter Friedrich Wilhelm I., trotz der Maßnahmen und Unterdrückungsbefehle des strengen, dem Zeitungswesen durchaus abholden Königs dennoch Eingang gefunden hatten. Infolge der geringen Förderung des Zeitungswesens war denn auch der Inhalt der damaligen geschriebenen und gedruckten Zeitungen meist überaus mager, fade und langweilig, und wenn sich ja einmal dieser oder jener Herausgeber gestattete, die ihm eng gezogenen Grenzen zu überschreiten, Anderes zu bringen als Berichte über Hofleben, Staats- und Militärwesen, Naturereignisse,

militärische und amtliche Beförderungen, Kuriositäten u. s. w., so hielt gar bald schon die allmächtige Staatsgewalt unerbittliches Gericht über den vermessenen Neuigkeitsschreiber.

Nur selten war den Zeitungsherausgebern vergönnt, die Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung zur Sprache zu bringen oder die Mängel und Uebelstände des Regiments im Lande aufzudecken. Da nun die Zeitungsschreiber in der Regel hochgebildete Leute nicht waren, ebenso selten den Gelehrtenkreisen angehörten, überhaupt angesehene Persönlichkeiten sich mit der Federführung im Dienste der öffentlichen Meinung selten abgaben — so darf es nicht Wunder nehmen, wenn Gewaltthätigkeiten gegen Schriftsteller nicht zu den Seltenheiten gehörten. Bekanntlich hatte selbst der verdiente Herausgeber des ersten „Robinson", Daniel de Foë, den Strafarm der englischen Staatsgewalt zu empfinden; ja er wurde infolge seiner Antheilnahme an politischen und religiösen Streitigkeiten, wegen seiner anonym herausgegebenen Flugschrift „Kurzer Prozeß mit den Dissenters" — einer protestantischen Glaubenssekte, die es nicht mit der englischen Kirche hält — vor Gericht geladen, zu einer Geldbuße, siebenjährigem Gefängniß und dreimaliger Ausstellung am Pranger verurtheilt. — Daß unser deutscher Dichter Daniel Schubart seine „hochverrätherischen" poetischen Ergüsse im Kerker auf dem Hohenasperg abbüßen mußte, ist bekannt.

Als Friedrich II. die Regierung antrat, erschien in Berlin (damals wöchentlich dreimal) eine kleine Zeitung, die dem Volke indeß nur einen höchst dürftigen Inhalt darbot. Friedrich forderte den Professor Formey auf, eine neue Zeitung zu gründen, welche in französischer Sprache erscheinen sollte, und bot sich ihm selbst als Mitarbeiter an. Zugleich aber erschien auf Friedrich's Veranlassung eine für das Volk bestimmte deutsche Zeitung. Der Buchhändler Haude, der Begründer der nachmals allbekannten Verlagshandlung von Haude & Spener, übernahm den Verlag dieser neuen Zeitung, welche ebenso wie die erstgenannte zum Oefteren Mittheilungen von des Königs eigener Hand brachte. Das französische Blatt konnte naturgemäß nur eine beschränkte Lebensdauer haben; dagegen ist jene deutsche Zeitung, unter dem Namen der „Spener'schen Zeitung" längere Zeit eines der gelesensten politischen Tagesblätter Berlins, erst vor wenigen Jahren eingegangen. Beide wurden überlebt von der oben genannten, schon unter Friedrich Wilhelm I. dreimal wöchentlich erscheinenden (Rüdiger'schen) Zeitung, welche als die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" als vielgelesenes Blatt noch heute fortbesteht. Im Munde des Volkes heißt sie nach ihrem früheren Verleger „Vossische Zeitung" oder noch bezeichnender die „Tante Voß", im Gegensatz zu dem verstorbenen „Onkel Spener".

Der König machte sogar den Versuch, diesen Zeitungen, wie überhaupt allen, die sonst noch im Lande erschienen, eine fast unbeschränkte Preßfreiheit zu gewähren. In einem diesbezüglichen Schreiben an den Minister v. Podewils heißt es: „Seine Majestät haben mir anbefohlen, Ew. Excellenz zu eröffnen, daß den berlinischen Zeitungsschreibern eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, weil, wie Sr. Majestät Worte waren, ein solches dieselben divertire, dagegen aber auch freude Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen bisweilen Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu regeriren, daß der ***sche Hof über dieses Sujet sehr pointilleux wäre, Se. Majestät erwiederten aber, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten." — Die mit dieser Verordnung gewährte Preßfreiheit hatte allerdings, wenigstens in ihrem vollen Umfange, nur kurzen Bestand. Politische Gründe veranlaßten Friedrich, dieselbe bald mehr und mehr einzuschränken, und bereits im Jahre 1743 fühlten sich die Herausgeber der Spener'schen Zeitung bewogen, den ursprünglichen stolzen Wahlspruch „Wahrheit und Freiheit" mit dem der veränderten Sachlage besser entsprechenden „Mit königlicher Freiheit" zu vertauschen. — Auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung aber hielt Friedrich während seiner ganzen Regierung an den Grundsätzen unbedingter Freiheit fest, und er wies stets mit Entschiedenheit alle entgegengesetzten Vorschläge und Bitten fanatischer Eiferer zurück.

Es ist bereits gesagt worden, daß Friedrich sich gelegentlich selbst als Mitarbeiter bei den Berliner Zeitungen betheiligte. Meist waren die von ihm eingesandten Aufsätze politischen oder literarisch-philosophischen Inhalts; mitunter gestattete er sich auch wohl einen harmlosen Scherz, namentlich wenn ein solcher zugleich seinen augenblicklichen Absichten zugute kam. So erschien eines Tages in sämmtlichen Zeitungen Berlins ein ausführlicher Bericht über ein schreckliches Unwetter, das Tags vorher in Potsdam gewüthet und grausige Verheerungen angerichtet haben sollte. Schloßen wie eine Hand groß sollten gefallen sein, und ganz Berlin sprach für den Augenblick von nichts Anderem, als von dem schrecklichen Unglück, das die schöne Nachbarstadt betroffen habe, bis bald darauf sich Alles als eitel Erfindung herausstellte. Nach der allgemeinen Ansicht war kein Anderer als Friedrich selbst der Verfasser jenes Artikels; und seine Absicht dabei? — Er hatte die Aufmerksamkeit der Berliner von beunruhigenden Kriegsgerüchten ablenken wollen, und wenn — woran zu zweifeln wir keinen Grund haben — die obige Erzählung wahr ist, so hat er seinen Zweck vollkommen erreicht. Ein besonders heiteres Nachspiel bekam übrigens jener Vorfall noch durch einen Leipziger Professor, Namens Titius, der in einer gelehrten Schrift jenes Unwetter, das gar nicht stattgefunden hatte, wissenschaftlich zu erklären und zu begründen versuchte und damit natürlich der Spottlust der Berliner reichlichen Stoff gab.

Trotz aller Achtung vor freien und wohlmeinenden Meinungsäußerungen, verstand Friedrich II. jedoch gar keinen Spaß, wenn mißliebige „Neuigkeitskrämer" mit ihrem feindseligen „Geflunker" zu weit gingen. Schon in die erste Zeit seiner Regierung fällt jener mehrfach besprochene Erlaß an den preußischen Gesandten Rahd in Köln, den Zeitungsredakteur Roderique, Herausgeber der einflußreichen „Gazette de Cologne", welcher damals für Oesterreich gegen den aufstrebenden Preußenkönig in heftigster Weise Partei genommen, „zur Raison zu bringen", worunter der junge Monarch eben verstand, daß Roderique davon abstehen sollte, das königliche Thun in dunkelstem Licht erscheinen zu lassen. Da sich Roderique aber nicht „zur Raison bringen" ließ, so beschloß der Monarch, ein Strafexempel an ihm vollziehen zu lassen, und ihm ward eine Tracht Prügel diktirt. Zu solchem Behufe wurden dem oben genannten Bevollmächtigten 100 Dukaten von dem sonst so haushälterischen Fürsten angewiesen. Auch fand sich in der That ein rheinischer Biedermann, der den Auftrag, und zwar schon für die Hälfte der genannten Summe, bestens vollführte.

Nachmals, gegen Ende des Siebenjährigen Krieges, zeigte Friedrich II., daß er hinsichtlich der Behandlungsweise „sich frech gebärdender" Zeitungsschreiber gerade noch so dachte, wie zwanzig Jahre zuvor, denn er gab dem Oberst von Kleist, als er den uns bekannten Streifzug nach Franken antrat, den Auftrag, den Redakteur der preußenfeindlichen „Erlanger Zeitung" wegen dessen gehässiger Auslassungen zur Rede zu stellen, ihm Fünfundzwanzig aufzählen und den richtigen Empfang sich auch bescheinigen zu lassen. (Zeitschrift für preußische Geschichte III., S. 11.) Es ist kaum zweifelhaft, daß der Auftrag vollzogen und ebenso unanfechtbar, daß dergleichen Uebergriffe gegen die Schriftsteller leider auf den Beifall der großen Menge rechnen durften. — Das Verhalten des Königs entsprang keineswegs der Mißachtung oder gar der Verachtung der Presse, wie wir oben gesehen haben. Auch darf nicht übersehen werden, daß der König gegenüber persönlichen Angriffen oder Lästerungen sich durchaus tolerant zeigte. Bekannt ist ja sein Verfahren in den Zeiten, als es an Spottbildern auf ihn nicht fehlte.

Als Friedrich eines Tages durch die Jägerstraße ritt, sah er von fern in der Nähe des sogenannten Fürstenhauses eine ungewöhnliche Ansammlung von Leuten. Sein einziger Begleiter, ein Heiduck, wurde von ihm hingeschickt, zu sehen, was es gäbe. Er kam zurück und sagte: „Sie haben etwas auf Euer Majestät angeschlagen." Es war ein Spottbild auf Friedrich, das sich auf die Kaffeeregie bezog. Auf dem Bilde sah man den König, wie er in kläglicher Gestalt auf einem Schemel saß, mit der einen Hand eine zwischen den Knieen eingeklemmte Kaffeemühle drehte und mit der andern Bohnen vom Boden auflas.

Der König war indeß näher gekommen, und als er das Bild sah, winkte er mit der Hand und sagte: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich die Hälse nicht ausrecken müssen!“ Da brach allgemeiner Jubel unter der Menge aus. Man riß das Bild in Stücke, und Lebehochs folgten dem Könige, der langsam des Weges weiter ritt.

Gegen Ende der Regierung Friedrich's des Großen war es für einen preußischen Zeitungsschreiber wirklich schwer, sich Geltung zu verschaffen und durch Vorführung interessanter Themata die Theilnahme seines Publikums dauernd rege zu halten. Was an anderen Orten die Zeitungen noch lesenswerth erscheinen ließ: Schilderungen des Lebens und der Festlichkeiten am Hofe, davon konnte noch vierzig Jahre lang in Preußen nicht die Rede sein; auch darf man sich nicht verhehlen, daß des Königs selbstloses Schalten, seine Zurückgezogenheit in Sanssouci, wo nur ein kleiner Kreis Auserwählter Zutritt zu ihm fand, in allen Theilen Europa's größere Aufmerksamkeit erregte als in Preußen, wo man sich daran gewöhnt hatte. — Die Staatsmaschine arbeitete geräuschlos und mit größter Regelmäßigkeit; nahmen sich Klatschblätter ja einmal in Beziehung auf Accise oder militärische Ereignisse etwas zu viel heraus, so ward gegen sie ohne Weiteres eingeschritten — in Preußen nicht viel anders als anderswo. Höchst unbedeutend ist nach heutigen Begriffen daher der Inhalt der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts schon zu Ansehen gelangten Vossischen und der Hande & Spener'schen Zeitung in Betreff der Begebenheiten zur Zeit des großen Königs. „Es fehlte“, sagt Friedrich Kapp, „überall der natürliche Boden für das Gedeihen jener Art geheimer Publizistik, welche besonders im Skandal des Hoflebens und in der Stickluft eines in seiner Entwicklung zurückgehaltenen Staats- und Volkslebens blüht. Die Berliner, ja die Preußen jener Zeit fühlten sich der ganzen übrigen Welt gegenüber so stolz und mächtig, daß sie alle kleinlichen häuslichen Schmerzen gern über ihre vermeintliche hochangesehene Stellung in der großen politischen Welt vergaßen.“

Es begann um den alternden König immer einsamer zu werden. Tapfere Waffengefährten und eine Zahl von ihm verehrter Freunde der Wissenschaft waren ihm in das Jenseits vorausgegangen. Seine Lieblingsschwester Wilhelmine war todt — ihr zum Andenken hatte er in dem Garten von Sanssouci einen Tempel errichten lassen. Eine Statue war im Hintergrunde des Rundgewölbes aufgestellt, dessen einzelne Säulen mit den Bildnissen von Helden geschmückt waren, die ein Herz für Freundschaft hatten. In diesem Tempel sah man den König oft allein und in tiefes Nachsinnen verloren.

Wir haben gesehen, wie Friedrich der Große, seitdem er im Jahre 1740 den preußischen Königsthron bestiegen hatte, unablässig und trotz so vielfacher Hindernisse mit Erfolg bemüht gewesen war, die letzten Reste einer mittelalterlichen Anschauungsweise, die nach Möglichkeit lebendig zu erhalten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den meisten Fürsten noch als die Grundbedingung, als das wesentlichste Erforderniß einer geordneten Staatsleitung galt, mit starker Hand hinwegzuräumen. Konnte er, am Rande des Grabes stehend und auf eine nahezu fünfzigjährige Regententhätigkeit zurückschauend, seine Aufgabe als gelöst betrachten? — Er konnte es in der That. Noch war zwar nicht alles Verkommene hinweggeräumt, aber das, was noch übrig geblieben war, trug den Todeskeim in sich; es mußte über kurz oder lang fallen mit der Fortentwicklung des neuen Geistes, der unter der Regierung des großen Königs bereits alle Kreise des Volkes durchdrungen und — ein nicht hoch genug anzuschlagender Umstand — auch bei den Fürsten Eingang gefunden hatte. Wenn ein Habsburger, der edle Kaiser Joseph, wenn selbst die Beherrscherin Rußlands, die Kaiserin Elisabeth, dem Beispiele des Preußenkönigs folgend, in ihren Landen den Geist der Aufklärung zur Geltung zu bringen suchten, so konnte Friedrich die Arbeit seines Lebens nicht als verloren betrachten — sein Ziel war erreicht.

Aber mit welch' hoher Befriedigung er auch auf seine Regierung, auf den von ihm so hochgehobenen Staat hinblicken konnte, die Zustände in Europa waren nicht dazu angethan, an eine ungestörte, gleich gedeihliche Fortentwicklung der Nachbarstaaten, an eine

Friedenszeit zu glauben. Das benachbarte Polen schritt vielmehr in beschleunigtem Tempo seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Die heftigen Kämpfe im englischen Parlamente, Nachwehen der Losreißung der Neuenglandsstaaten überm Atlantischen Meere hallten noch nach, aber die Gegensätze von Whigs und Tories machten sich doch nur in Worten Luft. Dagegen lag in Frankreich eine Menge Zündstoff infolge des verderblichen, sittenlosen Wirthschaftens während des Regimes Ludwig's XV. zur Explosion bereit; es sollten die Sünden der Väter sich hier gar bald an Kind und Kindeskindern rächen! In Belgien und Ungarn hatten die Eingriffe des sonst so wohlmeinenden Kaisers Joseph in die Rechte dieser Lande schon in den Jahren 1786 und 1787 die Brücke zu Empörungen geschlagen; die Zerwürfnisse in den Generalstaaten von Holland, welche etliche Jahre nach dem Tode Friedrich's II. die Preußen ins Land führten, hatten schon begonnen; ebenso wucherten in Schweden schon die Keime zu jener Verschwörung unter dem unzufriedenen Adel, die nach wenigen Jahren (1792) bis zum Königsmord sich verstieg. — Es hatte sich im Zeitalter der Aufklärung eben überall gefahrdrohender Zündstoff, so auch in Italien und Spanien, angehäuft — — die Gährung war bis nach der Zarenresidenz an der Newa vorgedrungen, wo nur ein durchsichtiger Firniß die sittenlose, von der anderer europäischer Höfe wenig verschiedene Gesellschaft überdeckte.

Ob der Solon unter den Fürsten in prophetischem Schauen das Herannahen der blutigen Tage des Umsturzes im Geiste herankommen sah? — er, der sich sagen mußte, daß er selbst die angebrochene neue Zeit habe inauguriren helfen! — Wir zweifeln nicht daran!

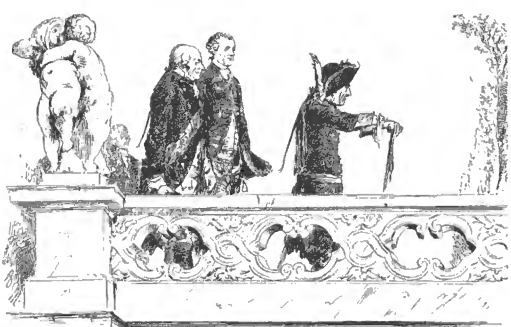
Gestatten wir dem Dichter (Emanuel Geibel in seinem „Sanssouci"), uns ein Stimmungsbild aus den letzten Lebenstagen des einzigen Königs vor die Seele zu zaubern.

„Vorbei am lust'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit salbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glüh'n.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen; —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Knuersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirch's Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars der Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn dereinst sein schwarzer Fittich rausche,
Des Tags, der sichert Recht und Licht?"



Der „Alte" in Sanssouci. Zeichnung von A. Menzel.

Letzte Lebenszeit Friedrich's II.

Graf Ségur, damals französischer Gesandter in Berlin, giebt uns ein Bild des Königs aus seinen letzten Lebensjahren. „Mit der lebhaftesten Neugier", sagt er, „betrachtete ich diesen Mann, der groß an Genie, klein von Gestalt und gleichsam unter der Last seiner Lorbern und langen Mühen gekrümmt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden Stiefeln, seine mit Tabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch ehrfurchtgebietendes Ganze. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen würde." Ja, diese Augen! Niemand, der jemals in sie hineingeblickt hatte, vergaß sie. Sie übten einen gleich tiefen Eindruck auf den rohen Krieger, wie auf den Weltweisen. „Ein Paar Augen", ruft ein Bewunderer, „wie sonst kein Mensch, noch Löwe, noch Luchs in jenem Jahrhundert sie hatte! Auch Mirabeau hat sie gesehen, diese Augen, welche — nach seinen eigenen Worten — auf Geheiß der Seele des großen Königs Bezauberung oder Schrecken einflößten." Und Carlyle, der begeisterte Verehrer Friedrich's, sagt, sich auf die von ihm gesammelten Urtheile der Zeitgenossen stützend: „Es waren mächtige, glanzvolle Augen, schnellstrahlend wie die Sterne, fest und unverwandt wie die Sonne; ihr gewöhnlicher Ausdruck: Wachsamkeit und durchdringender Verstand, Schnelligkeit, auf Tiefe ruhend." Und diese Augen standen in einem Gesicht, das „Spuren von vielen Leiden, wie man es nennt, von vieler in dieser Welt vollbrachter schwerer Arbeit" trug, dessen Ausdruck „ruhiger Stoizismus" war, „wohl empfänglich für die Freuden, die es giebt, aber keiner gewärtig, die der Rede werth." Doch fehlte in dem Angesichte auch jetzt noch nicht „der Zug heiterer, spottlustiger Laune."

Den Freunden, die ihm noch geblieben waren, schloß er sich um so wärmer an. Unter ihnen war General von Lettow häufig bei ihm zu finden, ein schlichter Kriegsmann, dessen außerordentliches Gedächtniß dem Könige bei seinen Erinnerungen an die Kriegsereignisse sehr zu statten kam. Als Friedrich einst bei Tafel die Literatur der Franzosen lebhaft pries, namentlich den Geist derselben hervorhob, und man dem ehrlichen Lettow eine gewisse Unbehaglichkeit dabei ansah, wandte sich der König plötzlich mit der Frage an ihn: „Nun, mein lieber Lettow, was sagt Er denn zu diesem Allen?" —

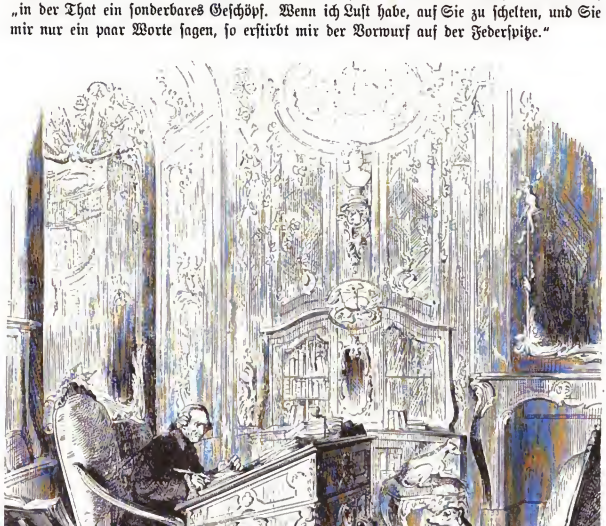
Ohne Verlegenheit versetzte Lettow: „Was Ew. Majestät von französischen Witzen erzählen, lasse ich dahingestellt sein; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen.“ Auf die Einsprache des Königs, daß ihm ein Beweis dieser Behauptung doch wol schwer fallen möchte, fuhr Lettow fort: „Nichts ist leichter als dies. Da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oesterreicher und Russen so sicher saßen, wie in Abraham's Schoß; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf das Leben rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Diese Witze sind besser, als alle französischen, mit denen wir keinen Hund aus dem Ofen locken.“ — „Er hat Recht, mein lieber Lettow!“ erwiederte Friedrich nach einer Pause.

Der bejahrte Fouqué, den der König zum Dompropst von Magdeburg ernannt hatte, war gleichfalls ein gern gesehener Gast auf Sanssouci. Als ihm seine Kränklichkeit die Reise nach Potsdam nicht mehr erlaubte, erfreute er sich mehrfach der Besuche seines Königs, der ihm dabei wohlgemeinte Rathschläge für die Schonung seiner Gesundheit ertheilte. Fouqué empfing außerdem von seinem königlichen Freunde öfters Labsal an alten Weinen und ausgesuchten Früchten aus den königlichen Gärten.

Fast noch inniger, als mit Fouqué, fühlte sich Friedrich mit dem Lord-Marschall Keith verbunden. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges zog diesen das Heimweh unwiderstehlich nach Schottland. Bald folgte ihm ein Brief Friedrich's nach, in dem es hieß: „Wenn ich eine Seemacht wäre, so würde ich Sie in Schottland aufheben; aber mein theurer Lord, ich kann nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie, bei mir zu leben und sich in ihren Schoß zu werfen.“ In der That, der Siebzigjährige, in dem sich die Sehnsucht nach dem königlichen Herzen auf Sanssouci bald stärker zeigte, als die Liebe zur Heimat, kehrte zurück.

Nicht minder stand Friedrich's Herzen der alte tapfere Zieten nahe. Als dieser einst an der Tafel des Königs eingeschlummert war, und einer der Gäste Miene machte, ihn wecken zu wollen, verhinderte der König dies mit den Worten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!“ Im Jahre 1784 erschien der bereits fünfundachtzigjährige Zieten mit den übrigen Generälen im Parolesaale des Schlosses. Sobald ihn der König erblickte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Es thut mir leid, daß Er sich die Mühe gegeben hat, die vielen Treppen zu steigen, ich wäre gern zu Ihm gekommen. Wie steht's mit der Gesundheit?“ — „Die ist gut, Ew. Majestät, mir schmeckt noch Essen und Trinken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen.“ — „Das Erste hör' ich gern; aber das Stehen muß Ihm sauer werden.“ Der König ließ einen Stuhl für Zieten herbeibringen, dieser wollte sich nicht setzen und versicherte, er sei nicht müde. Der König aber nöthigte ihn wiederholt mit den Worten: „Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich, sonst geh' ich fort, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Es mußte geschehen, und der König unterhielt sich eine Zeit lang stehend mit dem ergrauten, ehrenfesten Waffengefährten. Das herzliche Verhältniß, in welchem der König zu dem greisen Kriegsmanne stand, tritt auch in jener bekannten Kabinetsordre zu Tage, die Friedrich im Jahre 1780 an den damals einundachtzigjährigen Zieten richtete, den er dadurch gewissermaßen zum ersten Veteranen der preußischen Armee ernannte. Es sollte in diesem Jahre eine große Revue abgehalten werden, und der König gestattete für dieselbe durch die erwähnte Kabinetsordre dem treuen Waffengefährten, ohne Kalpak und ohne die schwere Tigerdecke zu erscheinen, da ein Mann, der länger denn sechzig Jahre seinem Könige so treu gedient und in Glück und Unglück alle Gefahren mit ihm getheilt habe, wol die Ehrenrechte für sich in Anspruch nehmen dürfe, die dem miles veteranus der römischen Legionen einst zugestanden wurden.

Dem geistreichen, aber ebenso boshaften Voltaire hatte der König, dem versöhnlichen Zuge seines Herzens folgend, längst vergeben, und mit ihm wieder, wie bemerkt, einen Briefwechsel angeknüpft. Es war ihm „trotzdem und alledem" Bedürfniß, mit einem so ausgezeichneten Geiste zu verkehren. „Sie sind", heißt es in einem Briefe an Voltaire, „in der That ein sonderbares Geschöpf. Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten, und Sie mir nur ein paar Worte sagen, so erstirbt mir der Vorwurf auf der Federspitze."



Arbeitskabinet des Königs. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Bei des Gefallens glücklichem Talent,
Bei so viel Kunst und Geist und Grazie,
Verzeih' ich Voltaire'n Alles gern, und wenn
Mich seine Bosheit auch erbittert hat:
Ich fühle, daß mein Zorn, so sehr mein Herz
Empört auch war, durch ihn entwaffnet ist."

Bis zum Jahre 1773 hielt der König täglich sein Konzert in der früher geschilderten Weise ab. In diesem Jahre starb sein einstmaliger Lehrmeister, der berühmte Flötenbläser Quanz; der von uns früher genannte Emanuel Bach war dem Könige nie so nahe getreten, und da es auch von dieser Zeit ab dem Letzteren wegen mangelnder Vorderzähne

versagt war, sein Lieblingsinstrument zu spielen, so hörten die musikalischen Abendunterhaltungen auf, und es versiegte damit ein Quell der Freuden für den greisen Monarchen. Das Wirken zum Wohl des Staates bleibt ihm der höchste Genuß. „Ich bin Ihnen für den Samen, den Sie mir geschickt haben", schreibt er an Voltaire, „tausendmal verbunden. Hätte man wol geglaubt, daß unser Briefwechsel noch Triptolemos' Kunst betreffen, und daß es auf die Frage ankommen würde, wer von uns Beiden sein Feld am besten baue? Indeß ist jene Kunst die erste von allen, und ohne sie gäbe es keine Kaufleute, keine Höflinge, keine Könige, Dichter und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, unbebautes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei." — „Das sind meine Kinderklappern im Alter; solche Freuden kann der Geist, wenn auch die Einbildungskraft erloschen, noch immer genießen."

Als dem Prinzen von Preußen der erste Sohn, der nachmalige König Friedrich Wilhelm III., geboren ward, schrieb Friedrich, hocherfreut über das der weiteren Thronfolge Bürgschaft gebende Ereigniß: „Ich wünsche, daß das Kind die Eigenschaften habe, welche es haben muß, und daß es, fern davon, die Geißel des menschlichen Geschlechts zu sein, vielmehr dessen Wohlthäter werde."

Man hat gar oft Vergleiche zwischen Friedrich II. und Napoleon I. gezogen, was wol in Rücksicht auf staatsmännisches Genie und Feldherrntalent, aber keineswegs in Bezug auf Charakter möglich ist. Während Friedrich immer nur der erste Diener seines Staates sein will, sinnt der korsische Emporkömmling nur darauf, wie sich Alles seinem Eigenwillen und seiner Selbstsucht unterordnen lasse. „Frankreich", so ungefähr sagt er seinem Bruder Joseph, „geht dem Lande vor, das du regierst; die Armee vor Frankreich, ich vor der Armee". Napoleon verlangt, daß die Schriftsteller, wenn sie von den Siegen der französischen Weltstürmer berichten, wenn sie von den Leistungen der auf kaiserliches Machtwort entstandenen, in der That bewundernswerthen Staatsmaschinerie reden — daß sie von seinen Siegen, von seinen Gesetzbüchern, seinen Organisationserfolgen sprächen. Friedrich dagegen identifizirt sich mit dem Staate, dessen erster Diener er eben nur sein will. Während Friedrich nach großen Triumphen nie übermüthig wird, nach empfindlichen Schlägen bereits binnen kurzer Frist seine Selbstbeherrschung und kaltblütige Ruhe wieder gewinnt, geht der rohe Uebermuth des Imperators, der längst die Herrschaft über sich verloren hatte, so weit, selbst hochherzige Frauen zu verletzen und zu demüthigen — — um schließlich im eigenen Ungemach bis zur Erniedrigung herabzusinken. Als Alles verloren, denkt er nur noch an sich, und es fällt ihm nicht ein, zu erwarten, daß seine bereits fahnenflüchtigen Kreaturen das Staatsinteresse, wie der Preußenkönig es gethan, dem des in Noth gerathenen Monarchen voranstellen sollten. Wie ganz anders erscheint hier der einzige König, als er bei Beginn des neuen Feldzugs (vgl. S. 241) seinen Minister mit dessen Kopfe dafür verantwortlich macht, daß, im Falle der Niederlage im bevorstehenden Kampfe und des Königs Gefangennehmung, zur Erkaufung seiner Freiheit für ihn weder Lösegeld gezahlt, noch in eine Landesabtretung gewilligt werde; gerathe er in die Hände seiner Feinde, so solle der Krieg Namens des Vaterlandes so fortgeführt werden, als sei er selbst nie auf der Welt gewesen. — Und nach sechsundvierzigjähriger ruhmreicher Regierung empfahl er noch auf seinem Sterbebette seinen Nachfolgern, stets ihren persönlichen Nutzen dem Wohle des Landes und dem Vortheile des Staates zu opfern! — Während Napoleon unedel genug ist, zu glauben, die nothwendigste Kunst des Staatsmannes bestehe darin, meisterhaft zu lügen und zu betrügen, ist Friedrich stolz auf seine Wahrhaftigkeit und rechtliche Denkweise. Dabei war Letzterer immer König und bei aller Herablassung von der Würde seines hohen Berufes durchdrungen — Napoleon dagegen fand sich nie in die Rolle des allein gebietenden Cäsaren — er zeigte nicht selten die linkischsten Formen und das würdeloseste Benehmen. „Der gute Geschmack ist stets Ihr persönlicher Feind gewesen", soll Talleyrand zu ihm gesagt haben: „schade, daß Sie ihm nicht mit Kanonenschüssen die Wege weisen können." —

Kurz, dem Korsen fehlte der Adel der Gesinnung, von Gemüthstiefe ganz zu schweigen. Friedrich II. aber sucht redlich alle Züge von Härte und anscheinender Menschenverachtung wieder gutzumachen; er zeigt sich dankbar und anhänglich gegen Freunde und Verwandte, erkenntlich würdigen Dienern des Staates gegenüber.

Ritt der greise Fürst durch die Straßen, so traten die Leute, die es rechtzeitig bemerkten, aus ihren Häusern, um ihn in Ehrerbietung zu grüßen; Mütter erhoben ihre jungen Kinder, und man hörte Worte, wie die: „Sehet, das ist unser König, unser Vater Fritz, vor dem man Respekt hat, so weit die Sonne scheint!" Die munteren Knaben liefen ihm zur Seite, schwenkten ihre Mützen und riefen ihm Lebehochs zu, wischten ihm wol auch den Staub von den Stiefeln. Trat er ins Theater, so drängten sich alle Anwesenden vor, ihn zu sehen. Die Erzählungen aus dem Leben des Heldenkönigs, die Wiederholung seiner Worte und Eigenartigkeit in Schlössern und Hütten waren zu jener Zeit in Preußen und in Deutschland die Salzbeimischung zur Volksentwicklung, die nach einer schweren Zeit tiefer Erniedrigung den späteren allgemeinen Aufschwung vorbereiten half. „Mir schlägt immer das Herz", berichtet ein Augenzeuge, „wenn Pauken und Trompeten seinen Eintritt verkündigen, die Leute sich fast erdrücken, ihn zu sehen, und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn haben." Ein Augenzeuge (von der Marwitz) giebt uns ein Bild des Königs aus dem Jahre 1785. Dieser hatte vor dem Halleschen Thore Berlins eine Revue abgehalten und wollte seiner Schwester Amalie in ihrem Palais in der Wilhelmsstraße einen Besuch abstatten. „Der König kam geritten auf einem weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generäle, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein voran und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. So bald er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerke zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte ꝛc."

Heimgang des großen Königs.

Stiller und ernster ward es in den Räumen, in denen geselliger Verkehr und heitere Laune so lange eine willkommene Stätte gehabt hatten.

Wie auch Alter und Kränklichkeit den König, der sich immer mehr in sich selbst zurückzog, zu bedrücken begannen: in seiner Pflichterfüllung ließ er nicht nach. „Die Methode, mich nicht zu schonen", schreibt er an Voltaire, „habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wol aber, daß ich thätig bin, so lange ich lebe."

Und wie seine Fürsorge für seine Unterthanen unverändert dieselbe bleibt, so auch seine Liebe zu den Wissenschaften, in denen er Erholung und Aufschwung findet. Er macht um diese Zeit viele geschichtliche Aufzeichnungen; auch entstehen eine Reihe von Aufsätzen moralischen und staatswissenschaftlichen Inhalts. Es lebt in diesen Aufsätzen noch ganz der feurige Sinn der Jugend, der ihn einst trieb, seinen „Antimacchiavell" zu schreiben, auch ist vollkommene Uebereinstimmung der Grundanschauungen vorhanden.

Der König sah dem Ende seiner Tage mit derselben Ruhe entgegen, mit der er im dichtesten Kugelregen für die Güter gekämpft hatte, ohne deren Besitz die Deutschen heut entweder dem habsburgischen Scepter zu Füßen lägen oder das Schicksal Polens theilten.

Ein Jeder, nah und fern, konnte die Früchte des Schaltens Friedrich's rund um sich her bemerken; wenn man den königlichen Weisen erblickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.

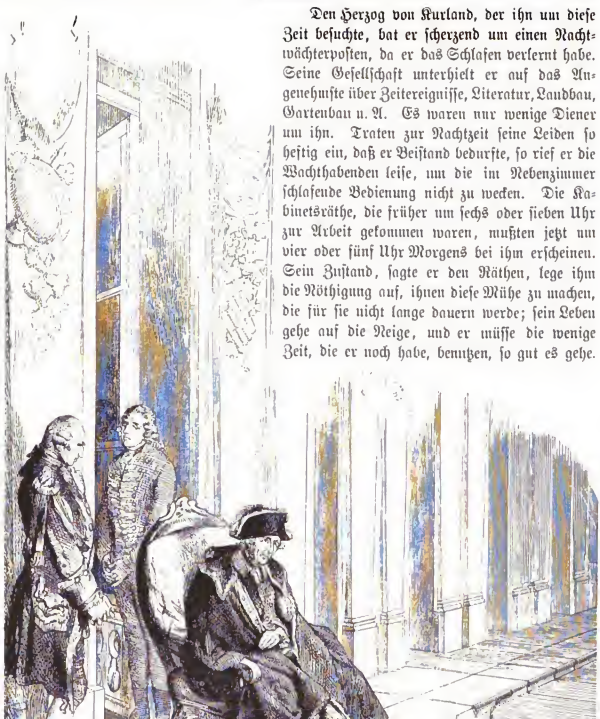
Im August 1785 begab der dreiundsiebzigjährige Fürst sich zur Musterung nach Schlesien, wo die ganze schlesische Armee bei Strehlen versammelt worden war. Während eines heftigen Regens saß er dort sechs Stunden lang zu Pferde. Am Nachmittage befiel ihn ein Fieberfrost, von dem er oftmals geplagt war. Dennoch war er am nächsten Morgen wieder zu Pferde, nahm die letzte Revue ab und setzte darauf seine Reise fort. Er hielt auch jetzt noch an seinem Grundsatze fest, sich nicht zu schonen. Nur leben, mit Hintansetzung der Pflichterfüllung, nannte er „Vegetiren". Oefter äußerte er gegen Die, welche ihm Schonung riethen: „Der Mensch müsse nicht unbillige Ansprüche hegen und ewig leben wollen; eine Thurmuhr bestehe aus Stahl und Eisen, und daure doch nicht über zwanzig Jahre." Am 10. September wohnte Friedrich den Artillerieübungen in Berlin bei; es war das letzte Mal, daß die Berliner ihren König in der Hauptstadt sahen. Bald darauf stellten sich ernste Vorboten des Todes ein: ein quälender Husten und die Wassersucht.

War es doch fast, als würde sein Eifer, für des Landes Wohl thätig zu sein, jetzt noch lebhafter. Manche Dinge, die ihm besonders am Herzen lagen, wollte er geordnet wissen, ehe er die Augen schlösse. Am 26. Januar 1786 ward ihm der Tod seines alten, ihm so theuren Waffengefährten Zieten gemeldet. Tief erschüttert schwieg er eine Weile, dann sagte er: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich noch als General gezeigt. Im Kriege kommandirte er die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Den Winter über wohnte der König im Potsdamer Schloß. Als der Frühling warme Tage brachte, ruhte er öfter in einem Stuhl auf der sogenannten grünen Treppe und erquickte sich an den Strahlen der Sonne. Im April bezog er wieder Sanssouci.

Sein Lieblingspferd Condé wieherte auf, als es seinen Herrn wieder erblickte. Dies regte ihn freudig an. Er ließ das Pferd satteln, um einen kurzen Spazierritt zu machen. Es ging nicht, seine Körperkräfte waren fast gänzlich erschöpft. Als der Sommer seinen Anfang nahm, hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet. Seine Schmerzen waren groß; er konnte keine Nacht mehr im Bette zubringen. Dennoch kam kein Klagelaut über seine Lippen, er blieb heiter und verrichtete seine Regierungsgeschäfte.

Den Herzog von Kurland, der ihn um diese Zeit besuchte, bat er scherzend um einen Nachtwächterposten, da er das Schlafen verlernt habe. Seine Gesellschaft unterhielt er auf das Angenehmste über Zeitereignisse, Literatur, Landbau, Gartenbau u. A. Es waren nur wenige Diener um ihn. Traten zur Nachtzeit seine Leiden so heftig ein, daß er Beistand bedurfte, so rief er die Wachthabenden leise, um die im Nebenzimmer schlafende Bedienung nicht zu wecken. Die Kabinetsräthe, die früher um sechs oder sieben Uhr zur Arbeit gekommen waren, mußten jetzt um vier oder fünf Uhr Morgens bei ihm erscheinen. Sein Zustand, sagte er den Räthen, lege ihm die Nöthigung auf, ihnen diese Mühe zu machen, die für sie nicht lange dauern werde; sein Leben gehe auf die Neige, und er müsse die wenige Zeit, die er noch habe, benutzen, so gut es gehe.



Der alte König in seinem Sorgen- und Krankensessel. Zeichnung von Ludwig Burger.

Auf Sanssouci hier ließ er sich in den warmen Nachmittagsstunden gern hinaus auf die Terrasse tragen. Einst hörte man ihn, den Blick zur Sonne gewandt, die Worte sagen: „Bald werde ich dir näher sein!"

Die Krankheit hatte inzwischen eine solche Wendung genommen, daß man von Tag zu Tag seiner letzten Stunde entgegensehen mußte. Am 15. August schlummerte er bis 11 Uhr. Als er erwachte, ließ er die im Vorzimmer harrenden Kabinetsräthe rufen.

Er war äußerst ermattet, die Stimme schwach, aber sein Geist noch vollständig klar. Er diktirte eine Depesche, die sich durch Schärfe der Auffassung auszeichnete, und ertheilte darauf dem Generalleutnant von Rohdich die Dispositionen zu einem Manöver der Potsdamer Garnison für den folgenden Tag in zweckmäßigster Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit.

Am nächsten Morgen verfiel der König in einen ohnmachtähnlichen Zustand, weshalb zum ersten Male die Kabinetsräthe nicht zur Arbeit gerufen wurden. In tiefer Bewegung trat General von Rohdich ins Zimmer und näherte sich leise dem Lehnstuhl, in dem der König saß. Friedrich schlug seine Augen nach ihm auf und mühte sich, Worte hervorzubringen und sein Haupt aus dem Winkel des Stuhles zu erheben. Durch einen wehmüthigen Blick und durch ein schwaches Bewegen des Kopfes gab er zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei. Rohdich drückte das Taschentuch vor die Augen und verließ das Zimmer.

Den Tag über wechselten Fieberanfälle, Beklemmung und Husten. Als Abends die Uhr elf schlug, sagte der König: „Um vier Uhr will ich aufstehen!" Die Athembeschwerden nahmen zu, ein Diener stützte ihn mit der Hand im Rücken, was dem Kranken Erleichterung gewährte. Als die Mitternacht vorüber war, begannen sich die Gesichtszüge des Königs sichtlich zu verändern, das Auge ward matter, der Athem leiser. Bald nach zwei Uhr verschied er sanft. Ein Arzt und zwei Kammerdiener standen an seinem Sterbelager. Es war am 17. August des Jahres 1786.

Der Leser weiß es, daß sich der König seine Grabstätte auf Sanssouci hatte erbauen lassen. Sein Nachfolger fand diese Stätte als Ruheplatz für seinen großen Vorgänger weniger angemessen und ließ die sterblichen Ueberreste desselben neben den Sarkophag Friedrich Wilhelm's I. in der Garnisonkirche zu Potsdam beisetzen. Dies geschah am 18. August. Die Leichenfeier für das ganze Land fand am 9. September statt; als Text zur Predigt war gewählt worden: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben."

Kaum mag wol jemals die Kunde von dem Tode eines Fürsten die Gemüther in weitesten Kreisen so schmerzlich erschüttert haben, wie es hier geschah. Ein schlichter Bauersmann in Schwaben sagte bei der Nachricht von Friedrich's Tode: „Wer wird nun die Welt regieren?" „Wir mußten", schreibt Goethe am 28. April 1787 aus Caltanisetta auf Sizilien, „von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Theilnahme der Einwohner an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unseren Wirthen verhaßt zu werden."

Der große König hinterließ seinem Nachfolger, trotz der geführten kostspieligen Kriege, einen Schatz von 70 Millionen und ein Heer von 224,000 Mann. Schon längst wagte es Niemand mehr, Preußen seine Großmachtstellung streitig zu machen. Es saß fortan neben Oesterreich, Frankreich, England und Rußland mit zu Rathe über die Geschicke des Welttheils. „Deutsche jedes Standes", rief Mirabeau im Jahre 1788, „betrachtet die Fahne des Hauses Brandenburg als den Helmbusch eurer Freiheit, schließt euch seiner Macht an, stützt es, begünstigt sein Wachsthum, freut euch seiner Erfolge, hindert nach Kräften, daß es in Irrthümer verfalle: sie sind ihm tödlich, weil es keine andere solide Basis hat, als seine Klugheit!"

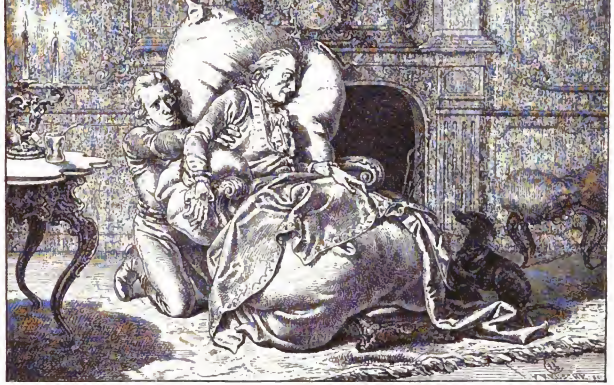
Neben dem Beispiele treuester Pflichterfüllung und aufopferndster Hingabe an das Ganze hat Preußens großer König dem deutschen Volke als Vermächtniß hinterlassen — die unerschütterliche Erkenntniß, daß die endliche Einigung des deutschen Volkes unter dem Banner der Hohenzollern nur auf dem, von Friedrich's Vorfahren zum Theil angebahnten, von ihm aber nach einem Kampfe ohne Gleichen weiter verfolgten Pfade möglich sei: einzig und allein durch Förderung des Fortschritts, durch rastloses Bekämpfen des Todfeindes deutschen Lebens.

„Eine Sonne Gottes, segensvoll
Ging er auf; ein schöner Tag entquoll
Seines Aufgangs goldnem Flammenmeere,
Und des Völkerglückes junge Saat,
Früh gereift am Strahle seiner That,
Schoß empor zur vollen Aehre.

Eine Sonne Gottes, wunderbar
Ging er unter; thatenleuchtend war
Seines Strahlenglanzes letztes Zittern;
Flammen streut sein Name, bis der Zeit
Ewiger Moment verrinnt, im Streit
Mit der Allmacht Ungewittern.

Eine Wetterwolke war sein Krieg,
Jeder Blitz aus dieser Wolk' ein Sieg, —
Sanftem Thaugewölke glich sein Friede;
Fester wurzelte der junge Sproß,
Als des Nordens drohender Koloß,
Als des Mittags Pyramide.

Von der Schlacht Drometenklang umtönt,
Wurde nicht sein menschlich Ohr entwöhnt
Für das süße Flötenspiel der Musen;
Und der milde Genius der Kunst,
Sanft gewärmt von seiner Königsgunst,
Ruhte weich an seinem Busen."



Tod Friedrich's des Großen. Nach W. Camphausen.

Aus dem Testamente Friedrich's des Einzigen. „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen, habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienverhältnisse vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

„Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt — will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, Pracht und Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an

dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterzeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt.

„Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahlt.“ (Dieselben werden nun aufgezählt.)

Das Testament schließt mit den Worten:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!“

Mit diesem Segensruf schließen wir unsern Rückblick auf die Zeit der Entwicklung des Preußischen Staates unter dem größten Sprossen des Geschlechts der Hohenzollern, jenes thatkräftigen Geschlechts, welches, dem Süden Deutschlands entstammend, im Norden den Grund zu dem neuen Deutschen Reiche legte, und für welches der Sinnspruch „Vom Fels zum Meer!“ einen noch tieferen Inhalt gewinnen sollte.

Stanford University Libraries
3 6105 112 430 223

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIE
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE